Herman Schmid's

Gesammelte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Dreiundzwanzigster Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.

Friedel und Oswald.

Roman aus der Tiroler Geschichte.

Von

Herman Schmid.

Dritter Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.

Friedel und Oswald.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

Das salige Fräulein.

Sommer war es geworden in allen Landen, und auch in den Thälern, die wie grüne Strahlen sich um den starren, nie schmelzenden Eiskern der Oetzthaler-Gletscher schlingen, begann er flüchtige Einkehr zu nehmen. Die hellgrünen Eiswasser gingen voller und mit weißerem Milchschaume gekrönt zum Thale; die kleine Fläche, welche von der Rosener Ache durchströmt wird, war von dichten, würzigen Alpenkräutern bedeckt; „die Bergmähder," die Abhänge, aus welchen zu beiden Seiten die braungrauen Felswände der Berge steil und schroff emporsteigen: dufteten von Marbel, blauem Speik und Mardaun, und selber die Ferner, welche aus Himmelsnähe von den zurücktretenden Hochflächen niederschimmerten, sahen sich minder eisig an, schier wie ein um die Bergstirne geschlungenes Schmuckband von Silber und blitzendem Bergkrystall.

Durch's ganze Rosener Thal[1]) hin war es lebendig; überall in den Ebenen wurde das frisch gemähte Gras mit Rechen in kleine Hügel zusammengestreift, um es noch einmal auszubreiten oder zu „roden" an der Sonne des nächsten Tages, denn für heute ging die Arbeit zu Ende, die Sonne fand schon lange nicht mehr den Weg in das schmale Thalgelände, nur das beginnende Erglühen der

Gletscher verrieth, daß sie noch nicht untergegangen war; von draußen aber, vom Fenderkirchlein am Eingange des Thales her, ertönte schon, zu Gebet und Ruhe mahnend, das kleine helle Abendglöcklein. Einzelne von Mähern nahmen schon die Werkzeuge auf die Schulter, um dem Rofener Hofe zuzuschreiten, der fern im Thalgrunde die gebräunten Holzwände erhob; nur an dem einen Hügel blitzten noch die kurzstieligen Sensen, mit welchen die Hänge gemäht werden, und eilig schritten die Männer hin und wieder, die hoch aufgeladene Heubürde vom Rücken in die kleinen niederen Hütten abzuleeren, in denen das Heu aufbewahrt wird, um im Winter auf den Schlitten heruntergeholt zu werden.

Dort, etwas abseits von den Arbeitern, stand Moidele, halb auf ihren Rechen gestützt, halb an eine schlanke Zirbel gelehnt, die in der sonst winterlich baumlosen Gegend sich einzeln und einsam erhalten hatte. Das Mädchen stand hoch aufgerichtet und sah starr in den Abendhimmel empor; ihr Angesicht war nicht blässer, aber noch feiner, noch durchscheinender als früher — es war nicht zu erkennen, ob sie aus Ermüdung ruhte, oder ob ihr Auge an wunderbaren, nur ihr sichtbaren Gestalten auf dem Vernagt-Ferner hing, der eben wie eine dunkle Feuerrose aufzublühen begann, daß der Widerschein über ihr Antlitz zog. Sie war wie entrückt und verzückt; die Mähder und Roderinnen aber schienen das schon gewohnt zu sein und achteten nicht auf sie. „Das Moidele hat wieder seinen Tag," flüsterte Einer dem Andern zu, „sie sieht die saligen Fräulein und schaut ihnen zu, wie sie droben auf dem Eis tanzen im Abendroth ..." Desto unverwandter hing an Moidele der Blick des Burschen, der durch das Rofenerthal an der Ach' entlang daher gewandert kam und nun am Fuße des Abhanges stehen geblieben war. Es war Linus; den Bergstock in der einen Hand, in der anderen

die Armbrust, den Bergsack auf dem Rücken und an der Hüfte den Köcher mit Bolzen. Auch er stand einen Augenblick wie versteinert, und über sein Gesicht ging eine Gluth, die nicht vom Gletscher kam, dem er den Rücken zuwandte.

Endlich trat er näher: die Fußtritte waren unhörbar auf dem weichen Grasboden, er stand neben Moidele, ohne daß sie ihn gewahrte. „Grüß' Gott, Moidele," sagte er, unwillkürlich die Stimme dämpfend, als ob er selber sie zu stören fürchte. Wie aus einem Traume erwachend blickte sie um sich, fuhr mit der Hand über die Stirne und schien sich erst besinnen zu müssen, wo sie sich befand, und was um sie her vorgegangen.

„Es ist awer, Moidele," begann Linus wieder, „da bin ich in Rofen — Du siehst, ich hab' Wort gehalten . . ."

„Grüß' Gott, Linus," sagte sie hinwider, indeß ein freundliches Lächeln um den feinen Mund aufzusprießen begann . . . „mich freut, daß Du 'kommen bist!"

„Freut Dich das wirklich?" fragte er mit erglühenden Wangen. „Hast mich noch wieder erkannt?"

„Ist's ja noch nicht so lang', daß wir einander begegnet sind . . . ich hab's nicht vergessen, wie Du gut gewesen bist mit mir . . ."

„Und Du bist nicht verwundert, daß ich komm'?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hab's ja gewußt, daß Du kommst . . ." sagte sie vor sich hin.

„Gewußt, Moidele? Wie könnt' das möglich sein? ... Aber Du hast Recht, das ist eine tappige Frag' . . . Du hast es mir wohl angemerkt, daß ich Dir nachziehen muß, wie die Schwalben dem Sommer . . ."

„Das ist's nicht, aber ich hab' oft so besondere Träum' . . . gestern Abend hab' ich Dich geseh'n, wie Du herein 'kommen bis in die Berge: ich hab' Dich knieen und beten

sehen vor dem Bildstock . . . dort, wo der Weg sich gabelt am Zwieselstein . . ."

Linus sah sie mit Befremden an, es war eine Art scheuer Ehrfurcht, was ihn vor dem Mädchen überkam. „Wenn Du das weißt, Moidele," sagte er dann, „nachher brauch' ich Dir auch nit zu sagen, warum ich komm' . . . dann weißt auch, was ich gebetet hab' . . . O sag' mir doch, ob Du manchmal nur ein klein's Brösele an mich gedacht hast? Hast Dich gar nie hinaus'sehnt in's schöne warme Etschland?"

Sie senkte das Köpfchen, wie in Erinnerung verloren. „Es wäre besser gewesen," sagte sie dann, „ich wär' nie hinaus gekommen!"

„O, sag' das nit, Moidele — Du glaubst nit, was für ein blutiger Stich mir durch's Herz geht, wenn Du so red'st! Ich möcht' ja, daß Deine Gedanken alleweil bei uns draußen wären, bis Du selber Deinen Gedanken nachkämst und draußen bliebst in Algund . . . bei uns und bei mir, und daß Du nimmer hereingingst und gar nimmer hereindenken solltest in Deine kalten Berg' . . ."

Sie hatte Antlitz und Blick wieder erhoben, aber er ruhte nicht auf Linus, sondern hing wieder wie festgebannt an den Eishörnern des Vernagtferners, die mit der letzten verlöschenden Gluth in das nächtlich werdende Thal hernieder leuchteten.

„. . . Ich bleib' auf Rofen," sagte sie leise, aber fest.

„Du wirst Dich vielleicht doch noch anders besinnen . . ." erwiderte Linus mit gedrücktem, aber innigem Tone. „Wenn Du wolltest, Moidele — wenn Du mir gut sein könntest, Du kannst es Dir gar nicht vorstellen, was für einen glücklichen Menschen Du aus mir machen thät'st! Schau', ich muß es nur heraus sagen: das ist's gewesen, um was ich gebetet hab', dort vor dem Bildstock am Zwieselstein . . . Wenn Du wolltest, Moidele — ich

hab' mit meinem Vater schon gered't, es ist ihm Alles recht, er freut sich darauf, wenn Du als seine Schwieger auf den Tschermserhof kommen wolltest . . ."

Er hielt inne; Moidele war unbeweglich wie zuvor. „Ich bleib' auf Rosen . . ." flüsterte sie dann.

Linus sah sie traurig an. „Dann wird's doch wohl sein, wie ich's gleich anfangs gefürchtet hab'," begann er nach kurzem Schweigen . . . „es muß 'was Besonderes sein, was Dich gar so sehr festhalt' in dem kalten Thal . . . Wirst wohl einen Andern gern haben . . ."

Sie sah ihn nicht an, wie sie ihn damals angeschaut hatte, als er auf dem Wege zu den sieben Eichen dieselbe Frage an sie gestellt; sie verneinte nicht — die leisen Worte . . . „Ich bleib' auf Rosen" . . . waren ihre ganze Erwiderung. „Aber ich vergess' ja ganz, daß Du von der Reis' kommst und müd' sein wirst, Linus . . ." rief sie dann mit einemmale, wie sich aufraffend, „es wird alm dunkel, und die Mähder sind auch schon alle heim . . . komm' mit, ich führe Dich zum Vater, Linus; es wird ihn freuen, wenn Du als Gast einsprichst auf Rosen . . ."

Den Rechen über die Schulter, die kurze Sense in der Hand, schritt sie rasch vor ihm her dem Gehöfte zu.

Als sie dort ankamen, war schon zahlreiche Gesellschaft versammelt, denn zur Zeit der Heuernte ist es in den Seitenzweigen des Oetzthales nicht so einsam, wie sonst das Jahr hindurch; es gilt, den Graswuchs schnell vor allen Möglichkeiten zu sichern und in den Heuhütten unterzubringen. Darum kommen Viele aus den angrenzenden Thälern herein, die sich als Mähder verdingen, denn die Bauern von Fend und Rosen sind wohlhabende Leute, welche den willkommenen Helfern gern hohen Lohn bezahlen. Besonders häufig kommen über das Timbelsjoch die Passeyrer; aber auch andere Gäste finden sich ein, zumal

die Schnalser aus dem südlich angrenzenden Schnalserthale ziehen mit Tausenden von Schafen über den Murzollferner zwischen dem Similaun und der Finalspitze herein, um die zuhöchst gelegenen Alpplätze abzuweiden, auf denen der schöne Graswuchs sonst unerreicht und unbenützt verkommen müßte.

Die Wohnstube im Erdgeschosse des aus mächtigen Balken gefügten und wohl mit Brettern verschalten Hauses war nicht hoch, aber geräumig; den größten Theil nahm der aus sehr einfachen Kacheln aufgebaute Ofen ein, und er hatte wohl ein Recht dazu, denn er kam fast das ganze Jahr nicht außer Thätigkeit, und selbst in den Tagen der ärgsten Sonnenhitze brachte der Abend so empfindliche Kälte mit, daß der alte, behagliche Wärme spendende Hausfreund immer willkommen war. Gegenüber in der anderen Ecke machte sich der Tisch nicht viel weniger breit, an welchem die Mahlzeiten eingenommen wurden, und um den eben jetzt Mähder und Roderinnen versammelt waren und sich's bereits tüchtig schmecken ließen. Es gab die landesüblichen „Nocken“, eine Art derber, aus Mehl gebackener Nudel[2]), und fette Milch zur Tunke, dann das gesottene Fleisch von ein paar Murmenteln oder Murmelthieren mit dem Gemüse von Möhrchen, der einzigen Rübenart, welche in der winterlich hohen Bergregion nebst einigen Stauden rauhen Salats gedeiht und gezogen wird.

Ruzzo von Rofen, der bei seinen Arbeitern saß, erhob sich und begrüßte den Kommenden mit einfachem Handschlage als seinen Gast; er that es freundlich und doch mit aller Würde eines Hausvaters, der sehr wohl weiß und fühlt, daß er ein freier Mann und Herr eines Besitzthums ist, an das nicht so leicht ein anderer Arm zu tasten vermag, zumal in solcher Höhe und Bergwildniß. „Ihr kommt spät,“ sagte er dann, indem er nach dem Tische

deutete und etwas bei Seite rückte, um dem Gaste den Ehrenplatz neben sich einzuräumen, „werdet Euch d'ran halten müssen, wenn Ihr noch zu Eurem Theil kommen wollt . . ." Linus versicherte, daß er durchaus keinen Hunger habe; die Bergwanderung sei so überaus schön und großartig gewesen, daß er darüber auf alles Andere vergessen. Es mochte auch etwas Wahres daran sein, denn als er nach kurzem Gruße neben den Anderen Platz gefunden, nahm er nur einige Bissen: Sinn und Auge streifte immer über den Tisch hinweg nach Moidele, welche auf der Ofenbank saß und bereits die Spindel springen ließ — auch sie schien der Ruhe wie der Nahrung nicht zu bedürfen.

Linus gab nur kurze Antworten, als der Rosener nach dem Beobachteten und Gesehenen fragte und erzählte dann, wie er schon den Pfad verloren zu haben glaubte, als er, in der tiefen Schlucht fortschreitend, durch welche der Oetzbach brüllt und schäumt, hoch über sich Hütten und Häuser liegen sah, während der Weg anscheinend immer mehr in die Tiefe führte; wie noch die Reste einer Schneelahne den Steig unterbrochen, und Felstrümmer in dem Schnee lagen und entwurzelte Bäume, und wie dann auf einmal sich das grüne Fenderthal aufgethan, doppelt lieblich uach all' den Schauern und Zerstörungen der Wildniß.

„Ja, 's ist eine wilde Schlucht," sagte der Rosener, „aber doch nichts im Vergleich zu der Teufelsschlucht, draußen, wo es von Lengenfeld durch's Oetzthal hereingeht. Da mag wohl manchmal auch Einem, der d'ran gewöhnt ist, das Herz herunter fallen . . ."

„Ist im Ganzen ein gutes Jahr heuer," sagte Einer von den Passeyrern, „es ist viel früher awer geworden als sonst, und die Ferner haben auch schon das Schneehemd ausgezogen!"

„Darfst ihnen doch nicht zu viel trauen,“ erwiderte ein Schnalser Hirt, „es ist alm' noch nicht Alles vorbei! Wie ich mit meinen Schafen herauf bin vom Finailhof, ist ein Schneesturm vom Similaun herunter gekommen, daß Einem Hören und Sehen verging, und ich schon Reu und Leid gemacht hab' . . . das Vieh ist aber oft gescheidter als der Mensch, die Schaf' haben einen Felsbrocken ausgewittert, hinter dem haben sie sich zusammengeduckt, und ich mit . . . Zum Glück hat's nit lang' gewährt, sonst wären wir Alle mit einander verfroren und verweht . . .“

„Hätt'st eben sollen die saligen Fräulein[3]) anrufen,“ sagte ein alter Knecht, dessen Tracht den Oetzthaler bezeichnete. „Die sind in solcher Noth am liebsten bei der Hand!“

„Die saligen Fräulein?“ fragte eine der Roderinnen, eine stämmige Schnalserin. „Wer ist das?“

„Das weißt nit?“ erwiderte der Alte. „Da sieht man's, daß Du keine Oetzthalerin bist! Die Saligen sind gute Geister, die droben auf den Fernern im Eis hausen und die Gamsen hüten, die ihr Hausvieh sind. Wer ein gutes Gewissen hat und den Gamsen nichts zu Leid thut, dem helfen sie gern und haben schon manchen Jäger oder Hirten, der sich verstiegen hat, von einem Grat oder Kahr wieder herunter geholt . . . Lach' nit,“ fuhr er fort, als das Mädchen eine ungläubige Miene machte, „es ist Alles wahr, was ich sag'. Die Saligen meinen's gut mit den Leuten, und wo in einem Haus der Frieden so recht daheim ist und die Eintracht, da kommen sie wohl Abends mit der Spindel in den Heimgarten und spinnen mit den Weibern in die Wett', und wo sie einkehren, kehrt auch das Glück ein und der Segen. Im Sommer und wenn sie lustig sind, kommen sie wohl auch und helfen mit beim Flachsraufen, denn den Flachs haben sie gern, und manchmal in der

Heumahd, wenn der Mahder einen Fleck abgemäht hat und mit dem Wetzstein an der Sens' streicht, daß eine Roderin kommen soll, steht auf einmal, wie er sich umschaut, ein wunderschön's saliges Fräulein hinter ihm und lacht ihn an und hilft ihm das Heu roden . . ."

„Hast schon einmal eine Salige geseh'n?" fragte die Schnalserin, welche nicht so leicht zu überzeugen war, oder den Alten necken wollte.

„Bin nit so glücklich gewesen," erwiderte dieser, „wer nit unter den rechten Zeichen geboren ist, der kriegt sie nit zu Gesicht. Aber mein Ahn'l hat mir oft vom Seppel drüben vom Kaiserhof in der Sölden erzählt . . . er ist dabei gewesen, wie der Seppel in einen Abgrund gesprungen ist wegen einer Saligen . . ."

„Wie denn das?" fragten Mehrere. „Erzähl's doch, Görg'le . . ."

„Wenn Ihr zuhören und nicht freveln wollt, erzählt' ich's wohl," sagte der Alte und richtete sich in seiner Ecke bequemer zurecht. „Der Kaiserseppel also," begann er dann, „war ein braver Bursch' und bildsauber dazu und hat sein' Vater sein Vieh aufgetrieben auf die Alm, ein Jahr wie's ander' und ist wohl den ganzen Sommer auf der Alm gewesen, mutterseelenallein. Einmal, wie's Mittag 'worden ist, hat er sich ein Feuer angemacht und hat wollen sein Essen kochen, und wie er so daran richtet, da fangen im Heiligkreuzer Kirchlein die Glocken sich zu rühren an und läuten zum Gebet. Da ist der Seppel geschwind nieder gekniet zum Beten, und in der Eilfertigkeit ist er an seinen Hafen angestoßen und hat ihn umgeworfen, daß die Speis' in's Feuer fiel, und ist es aus gewesen mit dem Mittagessen. Auf einmal, wie er umschaut, ist in der Felswand hinter ihm ein Spalt gewesen, den er noch nie hat geseh'n gehabt, der war so groß wie ein Kirchthor, und in dem Spalt ist ein saliges Fräulein gestanden, das hat ein wei-

tes weißes Gewand angehabt und ein Kränzel von blauen Flachsblüthen auf dem Kopf, und das goldene Haar ist ihr bis auf die Fersen hinuntergegangen. Und das salige Fräulein ist zum ihm hingegangen und hat ihn bei der Hand genommen, und „Seppel,“ hat sie gesagt, „weil Du so fromm bist und über dem Beten Dein Mittagsessen verloren hast, will ich Dir ein anderes geben.“ Und da hat sie ihn in den Berg hineingeführt, da ist ein wunderschönes, großmächtiges Schloß da gestanden aus lauter Bergkrystall, und drum herum sind lauter Wiesen gewesen und grasgrüne Almmähder, auf denen haben die Gamsen geweidet. Das salige Fräulein aber hat den Seppel in das Geschloß hineingeführt und hat ihn zu essen gegeben, den allerbesten Wein und die allerkostbarste Speis', und da sind noch viele salige Fräulein gewesen, eine schöner wie die Andere, die haben dem Seppel vorgesungen und vorgetanzt, bis er eingeschlafen ist, und wie er wieder wach 'worden ist, ist er wieder draußen gelegen auf der Alm, und die Felswand ist wieder verschlossen gewesen, wie vor und eh' . . .“

„Wird ihm wohl das Alles geträumt haben!“ meinte die Roderin.

„Anfangs hat es der Seppel auch gemeint, aber am andern Tag um dieselbige Stund' ist das salige Fräulein wieder 'kommen und so jeden Tag, und hat mit ihm gered't und ihn in den Berg hinein geführt, und er hat ein Leben gehabt wie im Himmel, und dieweil er aus gewesen ist, haben die Nörgeln sein Vieh hüten müssen — das sind Zwerge und sind die dienstbaren Geister von den Saligen — da hat sich kein Stück erfallen, und das Vieh ist immer schöner 'worden, und die Milch immer reichlicher, und ist eine einzige Bedingung dabei gewesen, daß er keinem sterblichen Menschen ein Wörtel davon sagen und nie einer Gams 'was zu Leid thun darf. Er hat's auch gehalten, der Seppel, aber wie einmal sein Vater auf die

Alm 'kommen ist und hat ihn besucht und hat geseh'n, daß er so aus der Weis' vergnügt ist, da hat er ihn gefragt, und in seiner Herzensfreud' hat der Seppel auf sein Versprechen vergessen und hat sein heimliches Glück verrathen — da hat's hinter ihm in der Felswand geklungen, als wenn Eins recht bitterlich weinen thät', und d'rauf ist der Berg zu'blieben, und das salige Fräulein ist verschwunden gewesen und nimmermehr 'kommen . . ."

Der Erzähler hielt inne! „Wie ist's aber mit dem Kaiserseppel aus'gangen?" fragte der Schnalser Schafhirt nach kurzer Stille.

„Der hat's lang' nit glauben wollen," begann Görg'le wieder, „und hat Tag für Tag vor der Felswand gebetet und gerufen und hat die Sensen gestrichen, weil die Saligen das Klingen so gern haben; es ist aber Alles umsonst gewesen. Da hat er sich hinuntergekränkt und ist abgeserbt, daß kein Mensch mehr in ihm den schön' Kaiserseppel hätt' erkennen mögen, und wie er geseh'n hat, daß Alles nichts hilft, ist er wild 'worden in seiner Trübsal und hat sich an mein Ahn'l gemacht, der ist ein Jäger gewesen, und ist immer hinaus, die Steinböck' zu schießen, die Murmenteln und die Schneehühner. Der Ahn'l hat ihn auch mitgenommen, und wie sie einem Steinbock nachgestiegen sind, zuhöchst hinauf auf einen Grat, wo das Gewänd' abgefallen ist, dreimal so tief, als der höchste Kirchthurm hoch ist . . . da haben sie ein Rudel Gams aufgescheucht, und der Seppel hat die Armbrust gespannt und angelegt! Mein Vater hat ihm wohl zugeschrieen und hat ihm abwehren wollen, aber der in seiner Verwirrung hat losgeschnellt, und eine Gams ist richtig gestürzt . . . Im selbigen Augenblick aber ist der Seppel wie versteinert da gestanden, denn er hat das salige Fräulein vor sich erblickt, das hat die verwund'te Gams aufgehoben und hat ihn betrübt angeschaut und hat ihm zurückgewunken . . .

„Da ist sie . . .“ hat er geschrien, hat die Armbrust weggeworfen, und mit ausgebreiteten Armen, als wenn er etwas erfassen und halten wollt', ist er über das Gewänd' hinaus gesprungen und hat sich zerschmettert . . .“

Einen Augenblick, nachdem der Erzähler geendet, waltete tiefes Schweigen in der Stube; Jeder hing seinen Gedanken nach, Linus blickte nach Moidele hinüber, welche, die ruhende Spindel in der Hand, mit dem Haupte an Ofen und Wand zurückgesunken war — sie schien zu schlafen.

„Wohl mag es sein, wie Du es sagst, Alter,“ sagte dann Ruzzo, „die saligen Fräulein sind wohl keine bösen Geister, aber die Gemeinschaft mit ihnen ist doch nicht für uns Menschen und führt oft zu einem traurigen Ende. Sie sind aber nicht mehr viel zu sehen im Lande, und nur vor einiger Zeit hab' ich einen bewährten Mann aus dem Pitzthal gesprochen, der hat erzählt, sie seien auf dem Frauenstein gesehen worden, wo ihre Hauptheimath ist; sie hätten sich die Haare gekämmt und bitter geweint, daß sie fort müßten aus dem Land, denn es ist kein Bleiben für sie, wo es nicht Frieden ist, und wir haben ja Uneinigkeit und Krieg im Lande, und ist noch immer keine Aussicht, daß es anders wird! Wär' doch nur Herzog Friedel wieder zurück! Weiß Keiner von Euch, wie es steht mit ihm und draußen im Reich? Ihr Passeyrer kommt doch öfter in's Etschland hinaus, und Ihr Schnalser in's Vintschgau und könnt hören, was in der Welt geschieht . . . wir Rofener erfahren schier nur, was die Geier über die Jöcher tragen! Ist es wahr, wie derselbe Mann mir erzählt, die Fehde, die Herzog Friedel mit dem König gehabt, sei aus, und er habe sich mit ihm vertragen?“

„Ich hab' so gehört,“ sagte Linus. „Wie er in Acht und Bann war und Alles gegen ihn aufgestanden ist, und sie ihm all' seine Länder nehmen wollten, da hat er sich

unterworfen und ist nach Costentz zurück — der König hat ihm dagegen versprochen, daß er all' seine Länder und Ehren wieder haben sollt', und so denkt man im Burggrafenamt, wird er wohl bald heimkommen und den übermüthigen Rittern das Handwerk legen . . ."

„Gott gebe das, es ist hohe Zeit," sagte Ruzzo, „der Unfriede währt nun schon in's dritte Jahr — es thut Noth, daß ein Herr in's Land kommt, sonst . . ."

Geräusch vom Ofen her unterbrach ihn; die Spindel war Moidele's Händen entfallen, sie saß wie zuvor, halb zurückgelehnt, aber ihr Blick war starr, und unheimliches Gemurmel halb verständlicher Worte kam über ihre Lippen.

„Kümmert Euch nicht um das Moidele," sagte der Hausherr sich rasch erhebend, während die Uebrigen mit scheuer Neugier nach der Ofenbank blickten. „Das arme Leut hat seinen Zustand wieder — sie hat's von ihrer Mutter geerbt, daß sie manchmal nicht bei sich ist . . . Thut mir der Gefallen, Männer, und geht: allein komm' ich am besten zurecht mit ihr. Es ist auch schon spät: geht, Männer, und legt Euch in's Heu und schlaft wohl auf Rosen . . . gute Nacht!"

„Gute Nacht," erwiderten die Knechte, sich entfernend; auch Linus mußte folgen, obwohl es ihm fast unmöglich war, sich loszureißen, denn Moidele's Anblick, so unheimlich und selbst grauenhaft er war, hatte doch etwas an sich von einer unsagbaren und fast überirdischen Schönheit.

„Sie hat das Gesicht,"[4]) sagte die eine der Roderinnen sich bekreuzend, „ihre Mutter ist auch so gewesen . . . Die hat auf viele Stunden weit geseh'n, was geschieht . . . sie ist schier wie eine Sterbende . . .

„Das nit," erwiderte flüsternd einer der Knechte, „aber mir fallt dabei ein, was der alte Görg'le erzählt hat . . . dem Moidele geht nichts ab, als das weiße Gewand, so sieht's aus wie eine von den Saligen . . ."

Als die Stube leer war, trat der Rosener zu seiner Tochter, schöpfte Wasser aus dem Kruge am Tisch und ließ es über die Schläfe der Verzückten herniederträufeln: die erfrischende Kühle hatte schon oft bei solchen Anlässen belebend und erweckend gewirkt. „Komm' zu Dir, Moidele," sagte er dann und faßte ihre Hand, „laß es nicht so Gewalt haben über Dich — das ist nit vom Guten . . ."

„Wo bin ich denn?" fragte sie nach einer Weile, indem sie mit allen Zeichen des Schreckens und der Angst um sich blickte.

„Wo sollst sein?" fragte der Vater gütig, aber entschieden. „Auf Rosen — bei mir, bei Deinem Vater. Was hast wieder für Einbildungen, die Dich erschrecken?"

„Nein, das sind keine Einbildungen, Vater . . . ich hab' ja Alles deutlich vor mir geseh'n — die fremde Stadt und das große Wasser und am Strande einen Scheiterhaufen, der war angezündet, daß die Flammen himmelan stiegen, und in dem Feuer stand ein Mann der laut betete und sang, indeß er verbrannte . . . Sie lassen ihn nicht mehr fort, Vater . . . Sie haben dem Mann im Feuer auch ihr Wort gegeben und haben ihn doch verbrannt . . . Vater, sie wollen ihm auch an's Leben . . ."

„Wem denn, Moidele? Von wem redest Du denn?"

„Frag' nit," fuhr sie verwirrt fort, „halt' mich nit, Vater . . . ich muß fort, muß ihn warnen, Vater, daß er ihnen nit traut . . ."

„So sag' doch, wem?" rief der Rosener fast rauh. „Du weißt, ich kann das Wesen nit leiden . . . nimm Dich zusammen und red' wie ein vernünftiger Mensch . . . wen willst warnen?"

Moidele richtete sich aus seinem Arme auf, es war wieder Leben und Klarheit in dem Blicke, mit welchem sie um sich sah. „Es wird doch wohl sein, daß mir nur geträumt hat," sagte sie dann ruhig, „es ist nichts, Vater:

weiß ja, wie ich bin, und daß ich nichts dafür kann . . . Es ist schon wieder vorbei, aber matt bin ich, und meine Augen brennen — ich denk', ich will schlafen geh'n . . ."

Der Alte sah sie mit durchdringendem Blicke an. „Ja, schlaf' nur," sagte er, „und vor dem Einschlafen bet' zu Deinem Schutzengel, daß er sich neben Dich setzt, an Deine Lagerstatt, und die bösen Geister von Dir abhalt', die Einem die bösen Gedanken in die Seel' streuen — das ist ein Samen, Moidele, der aufgeht und wuchert, wie das wildeste Unkraut . . ."

Er machte ihr das Kreuzzeichen auf die Stirne; sie beugte sich auf seine andere Hand nieder, drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf und verließ die Stube.

— Am andern Morgen hatten die Heuer schon beim ersten Tagesgrauen das Haus verlassen; nur Ruzzo saß noch mit seinem jungen etschländischen Gaste auf der Bank vor der Thüre. Etwas vorgebeugt, die Hände um die nackten Kniee gefalten, sah er zu Boden und schien die Steinchen zu zählen, die er mit der groben Holzsohle seines Schuhes hin und wider schob. Er hörte Linus zu, der die erste Stunde des Alleinseins benutzt hatte, den Herrn des Hofes mit dem geheimen Zwecke seiner Ankunft bekannt zu machen und die Werbung um Moidele anzubringen. Er hatte schon geendet, aber der Rosener sah immer noch vor sich hin, als gingen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. „Bedank' mich der Ehr'," sagt' er dann, „ich hab' immer im Sinn, weil ich zwei Buben hab', ich möcht' den Rosenerhof theilen und noch ein Haus bauen[5]) — die Weidenschaft reicht wohl aus für Zwei, wenn sie sich rühren wollen. Hab' mir d'rum oft gewünscht, es möcht' Einer kommen und das Moidele holen und ihm auch ein ordentliches Heimwesen bereiten . . . freut mich d'rum, daß Du gekommen bist; Du bist ein richtiger Bursch', wie ich mein': der Tschermser, Dein Vater, ist mir ein gar wackerer

Mann, und sein Hof ist nit zu schänden . . . Wird aber doch wohl nichts werden damit, und werden wir's uns aus dem Sinn schlagen müssen, alle Zwei . . . Das Moidele ist krank, Du hast es ja selber geseh'n, sie hat von ihrer Mutter selig das andere Gesicht . . . was willst Dir ein krankes Weib heimführen?"

„Ich hab' keine Sorg' derenthalb," sagte Linus, „bei uns im Algund ist gar ein warmes und gesundes Oertel . . . das Moidele soll's woltern gut haben bei mir; da wird sie wohl gesund werden . . . ich mein', das tiefsinnige Wesen müßt' in den Eisbergen da herinnen daheim sein und wird wohl vergeh'n drunten im warmen Etschland . . ."

„Wohl, wohl," sagte der Rofener, halb als Antwort, halb vor sich hin, „es macht wohl tiefsinnig, das Leben zwischen den Eisbergen, die so ernsthaft sind und so still — aber das Eis vergeht in dem warmen, lustigen Thal — kann wohl sein, es geht mit dem tiefsinnigen Wesen auch nit anders . . . Aber noch Eins ist dabei! Will Dich denn das Moidele? So viel ich davon versteh', sind ihre Gedanken ganz wo anders, als bei der Freit' . . ."

„Weiß wohl," erwiderte Linus, „noch hat sie mir das Jawort nit gegeben, noch ist's weit davon . . . aber ich will nit verzagen, sie wird wohl nachgeben, wenn sie erst sieht, wie so viel gern ich sie hab'!"

„In Gott's Nam' also — ich will's wünschen und geb' von Herzen gern meinen Segen dazu . . ."

„Will gleich noch 'mal bei ihr anklopfen!", rief Linus sich erhebend. „Wo ist sie? Im Haus?"

„Da kennst das Moidele schlecht," entgegnete der Rofener und wandte sich dem Hause zu. „Wie's grau 'worden ist, ist sie schon hinaus, auf die obere Mahd am Vernagtferner, in den Hütten nachzuschauen, ob nichts fehlt . . . Darfst nur dem Felssteig dort nachgeh'n, da kannst nit irren . . ."

Wenige Augenblicke später war Linus auf dem Wege und schritt den schmalen Pfad dahin, der an der tosenden Ach aufwärts führte. Das Thal ward beinahe mit jedem Schritt enger, immer näher rückten die Felswände zusammen, bis zuletzt kaum noch Raum genug übrig blieb, um Fuß fassen zu können zwischen Wasser und Fels. Als der Wanderer sich durch die letzte Enge gezwängt, überblickte er ein kleines Thälchen, das sich nach innen wieder ausweitete und rundete, mit duftendem Rasen überdeckt und mit niedrigen Heuhütten besetzt, deren graue, aus Platten von Glimmerschiefer aufgeschichtete Wände und schwarze, steinbeschwerte Dächer sich angenehm abhoben von dem saftigen Grün des Bodens. Im Hintergrunde, am Ende des Thälchens, drängten die Berge sich wieder an einander und bildeten mit wunderbar geformten, wüst zerrissenen Spitzen, Hörnern und Zacken einen weiten ansteigenden Kessel, in welchem ein vorgeschobenes Stück des Gletschers wie in einer Umzäunung eingebettet lag. Das Eis reichte bis an den Rasen herab und bildete am Eingange eine hohe meergrüne Halle, welche die Ach sich allmählich ausgenagt und ausgewühlt hatte, und aus der sie nun weiß wie Milch hervorschäumte. Das Eis, an der Oberfläche schon schneefrei und mit mächtigen Klüften durchzogen, schimmerte im vollen Sonnenscheine gleich einem riesigen Bergkrystall in allen Farben und Lichtern des Diamanten. Betroffen von der schauervollen Erhabenheit des Anblicks stand der junge Südländer einen Augenblick still: am Eingange des Eisgewölbes sah er Moidele stehen, welche in die Höhle hineinblickte, unbekümmert um den Eishauch, der daraus hervorstrich — es gehörte eben nicht viele Einbildungskraft dazu, die schöne Gestalt für etwas Ueberirdisches zu halten, für die geisterhafte Beherrscherin der feierlichen Einsamkeit.

Halb unwillkürlich hielt Linus an, als fürchte er, sie

zu verscheuchen; aber diesmal war sein Kommen nicht so unbemerkt geblieben, sie wandte sich ihm zu und kam ihm eine Strecke entgegen, bis zu einer der Heuhütten, vor welchen das überströmende Wildwasser einen mitgerissenen Felsblock liegen gelassen hatte. Sie ließ sich darauf nieder und deutete auch Linus, sich neben sie zu setzen. „Du kommst recht, Linus," sagte sie, „ich hab' schon auf Dich gewartet . . ."

In Moidele's Wesen und Reden lag so viel Sonderbares, daß Linus das in diesen Worten Enthaltene fast nicht mehr auffiel — er sah sie nur wie erwartend an, und ohne auf sein Schweigen zu achten, ohne das Auge vom Boden zu erheben, fuhr sie fort:

„Hast mich lieb, Linus?"

Er zuckte zusammen und vermochte nichts zu erwidern vor Erregung und Freude: statt aller Betheuerung und Antwort legte er nur die Hand auf die Brust.

„So thu' mir 'was zu Lieb'," sagte sie wieder und sah ihn an, und das Lächeln, das ihren Mund so reizend machte, spielte um die Lippen.

„Alles, Alles, was Du verlangst," entgegnete er hastig. „Red' nur, Moidele . . ."

„Dann mußt Du Dich gleich auf den Weg machen, Du darfst nimmer heim und mußt fort, wie Du da bist . . ."

„Aber wohin?" fragte er staunend.

„Ich weiß den Namen nicht . . . in die Stadt, wo jetzt die große Kirchenversammlung ist . . ."

„Nach Costentz?" rief er, und sein Staunen wuchs. „Und was sollt' ich denn dort?"

„Herzog Friedel ist dort . . . er traut ihnen, denen er sich ergeben hat, aber sie meinen's falsch mit ihm . . . er ist verrathen und verkauft . . ."

„Aber woher weißt Du das?"

„Frag' nit, Linus, und geh' . . Woher ich's weiß,

kann ich Dir nit sagen, aber es kommt manchmal so sonderbar über mich, dann seh' ich Oerter, wo ich in meinem Leben nicht gewesen bin, und versteh' Sachen, von denen ich nie 'was gehört hab' . . . Wie sie gestern Abend vom Herzog geredet haben, da ist mir die Stadt vor'kommen im Geist . . . sie meinen's falsch mit ihm, d'rum soll er fort aus der Stadt, soll keinen Augenblick länger bleiben, sonst ist er verloren . . . und Du, Linus, sollst hin und sollst nit rasten unterwegs und sollst es ihm sagen . . . Besinn' Dich nit so lang', Linus, und geh'!"

Linus sah sie mit befremdeten Blicken und wie forschend an. „Wie kümmerst Du Dich in der weiten Entfernung gar so sehr um den Herzog?" sagte er. „Der wird seine Ritter haben und seine Rathsherren, die ihm sagen, was er thun muß . . . was thät' er wohl denken, wenn ein Bauer daher käm', und ihm rathen wollt'!"

„Sorg' nit um das — danken wird er Dir! Sag' ihm nur, das Moidele von Rosen schickt Dich . . . nein, sag' nur, daß Du vom Rosenerhof geschickt bist . . dann wird er Dir schon glauben . . ."

Das Antlitz des Burschen röthete sich, sein Auge leuchtete. „Kennst Du denn den Herzog, Moidele?" sagte er mit gepreßter Stimme.

„Ich hab' ihn in Innsbruck geseh'n . . ." erwiderte sie ruhig, und doch war es, als ob etwas in ihrer Stimme zittere und sie noch weicher klingen mache, als sonst.

„Das ist mein Geschäft nit," rief Linus auflodernd. „Hab' nichts zu schaffen mit den großen Herren! Warum sollt' ich auch geh'n? Du hast mir doch noch nicht einmal eine Antwort gegeben auf meine Frag', oder sie ist Dir gar keiner Antwort werth? Schickst mich wohl gar weiter, damit ich Dir aus dem Weg komm? Schickst mich einem Andern zu Hilf', an dem Dir mehr gelegen ist, als an mir?"

Moidele erhob sich und sah ihm mit den großen durchdringenden Augen fest in's Gesicht. „So bleib', Linus," sagte sie, „zwingen will ich Dich nit . . ."

„Und wenn ich nit ginge — was wolltest dann thun?"

„Wie fragst? . . . Gewarnt muß er werden . . . mit der Hülf' Gottes werd' ich den Weg nach Costentz auch finden . . ."

„Nein, das sollst nit," rief Linus und vertrat ihr den Weg. „Du bist ein sonderbares Leut, man weiß nie, wie man daran ist mit Dir. Es hat fast den Schein, als wenn Dir an dem Herzog besonders viel gelegen wär', und nit blos deswegen, weil's der Herzog ist — aber wenn Du mich so anschaust, dann mein' ich wieder, es kann nit sein . . . Ich will ja thun, was Du verlangst, Moidele! Ich will den Herzog aufsuchen und nit ruh'n, bis ich ihn selber hinausgeführt hab' aus Costentz, und bis ich Dir sagen kann, daß er ganz in Sicherheit ist — aber Du mußt mir dafür auch 'was zu Lieb' thun und mußt mir eine bestimmte Antwort geben . . ."

„Hab' ich's denn nit schon gethan? Wie soll ich's noch bestimmter sagen?" erwiderte sie gelassen. „Ich bleib' auf Rosen . . ."

„Ich kann's noch nit glauben . . . Moidele," sagte er treuherzig, „ich will's noch nit glauben ... und dann ist das auch nit bestimmt gered't . . . Warum willst auf Rosen bleiben? Willst gar nie fort oder nur nit mit mir? . . . Aber ich dräng' Dich nit mehr, ich will Dir Zeit lassen, Moidele . . . nur das Einzige sag' mir: wenn ich jetzt Alles thu', was Du haben willst, und wenn ich dann über's Jahr wieder komm', sobald's awer ist . . . Hab' ich gar keine Hoffnung, daß Du mir dann eine andere Antwort giebst?"

„Ueber's Jahr?" sagte sie und sah ihn mit einem

Blicke voll wehmüthiger Freundlichkeit an . . . „Ueber's Jahr werd' ich wohl nimmer Nein sagen . . .“

„Ist's möglich?“ rief Linus in jubelnder Aufwallung. „O Moidele — Du kannst es Dir nit denken, wie glücklich Du mich machst mit der Red'! Ich will fort auf der Stell' . . . es wird sich schon Gelegenheit geben unterwegs, daß ich meinem Vater Botschaft thun kann, damit er sich nicht sorgen muß um mich . . . ich will es wohl ausrichten, was Du verlangst, wie die Ritter in den alten Märlein, die von ihren Fräulein hinausgeschickt worden sind . . . ich will's mit jedem Ritter aufnehmen . . . und über's Jahr, wenn der Frühling wieder kommt, dann komm' ich auch, und nachher sagst Du . . . Nein, Du mußt es selber sagen, es hört sich gar zu schön an . . . Moidele, sag's noch einmal: wenn ich über's Jahr komm' und will Dich holen und will Dich fragen, ob Du mein Weib werden willst? . . .“

Moidele stand unbeweglich, als wären es wieder ganz eigene befremdliche Gebilde der Zukunft, die an ihrer Seele vorüber gingen — ihr Auge hing starr an den Eiszacken des obern Ferners, an welchen eben eine strahlende Wolke vorüberzog, weit hinflatternd wie das nebelhafte Gewand einer unsichtbaren geistigen Gestalt. Sie wiederholte es mit leiser Stimme und nickte mit dem Kopfe der Wolke zu, als habe sie wohl verstanden, was sie ihr bedeute . . . „Ueber's Jahr sag' ich nimmer Nein! . . .“

Linus erwiderte nichts mehr; kräftig faßte und schüttelte er des Mädchens Hand und eilte hinweg. An der Enge des Thaleingangs wandte er sich um, Moidele hatte sich wieder auf den Steinblock gesetzt und hielt die Hände im Schooße gefaltet — das Haupt wie zuvor in die Höhe gerichtet. „Ueber's Jahr sagt sie nicht mehr nein,“ rief er fröhlich vor sich hin . . . „also sagt sie Ja . . . Frisch auf, Linus! Und wenn der ganze Weg bis nach Costentz

nichts wär' als ein einziger Gletscher . . . Du richtest es aus!" — —

In Costentz war inzwischen die Lage des Herzogs eine allerdings immer bedenklichere geworden. Dem römischen König hatte es niemals an Vorwänden zu Verzögerungen gefehlt, und obwohl Papst Johannes längst in seine und des Concils Gewalt förmlich übergeben und wohlverwahrt in dem festen Schlosse zu Gottlieben am Rhein untergebracht war, tauchten doch immer neue Bedenken und Bedingungen auf, um die gegen gänzliche Unterwerfung zugesagte völlige Wiederherstellung, die Lösung von Bann und Acht und die Rückgabe aller Würden und Lande von einem Tage zum andern zu verschieben. Dem Concilium boten sich dazu als bequeme Handhabe die vielen gegen den Tiroler Herzog angebrachten Klagen, insbesondere der drei von ihm so schwer gedrängten Bischöfe von Chur, Brixen und Trient, welche den Augenblick wohl zu benützen verstanden und ihre Stimme über dem Niedergeworfenen mit doppelter Macht erhoben. Dem Könige dienten seine anderen Geschäfte zur Ausflucht, denn nachdem Angelo Corrario oder Papst Gregor längst die dreifache Krone freiwillig niedergelegt hatte, nachdem Baldassaro Cossa oder Papst Johannes als Gefangener dem Absetzungs-Urtheile entgegen sah, lag ihm Alles daran, auch den dritten Papst, Petrus von Luna oder Benedict zu beseitigen, — dann war der Gedanke, der ihm allmählich zur Hauptaufgabe seines Lebens wie seines Herrschens geworden war, verwirklicht: die Einheit der Kirche und der Christenheit wieder hergestellt, und zu diesem Ruhme hoffte er auch den noch höhern zu fügen, durch eine von allen Seiten für nothwendig erkannte Reform der Reiniger und Neubegründer der Kirche zu werden. Das Vorhaben, als Abgesandter und oberster Machtträger der Kirche wie des Reichs nach Perpignan zu reisen, forderte große Vor-

bereitungen, und über diesen wurde begreiflich Anderes vergessen, mußte Alles als minder wichtig zurückstehen: es galt, entweder auch Benedict zu freiwilliger Abdankung zu bewegen, oder, wenn er in seiner Hartnäckigkeit beharren sollte, die Fürsten und Völker, welche noch zu ihm standen, von ihm zu trennen — waren erst die Navarresen und Castilianer, die von Arragon und aus der Grafschaft Foix dahin gebracht, das Concilium zu beschicken, so war der Zweck erreicht, und der starrsinnige Greis mochte, von Allem verlassen, immerhin sich noch als Papst erkennen und erklären — er war machtlos geworden, und die Welt ging über ihn hinweg ihren Lauf. Als die Vorbereitungen endlich getroffen waren, kam die Reise selbst; eines Morgens hörte Herzog Friedrich in die Gemächer, wo man ihn gefangen hielt, das Glockengeläute, das Trompetengeschmetter und das Rufen des Volkes erschallen, das dem abziehenden König das Geleite gab: er war machtlos und schutzlos in den Händen seiner ergrimmtesten Gegner und mußte nur zu herb erfahren, daß auch Diejenigen, die sich seine Freunde genannt, immer mehr von ihm ließen. — Alle, oder doch die meisten der Fürsten hatten seine Unterwerfung gut geheißen: da sie geschehen war, veränderte sich die Anschauung, und was erst besonnene Mäßigung gewesen, hieß unwürdige Schwäche — Niemand in der Umgebung des Königs fand Herz und Zunge für ihn, und der Einzige, der für ihn sprach, der bärtige Ludwig von Baiern-Ingolstadt, war bald zum Schweigen gebracht, als sein Vetter Heinrich von Baiern-Landshut, mit dem er in langem Grolle gelebt, bei nächtlichem Ueberfall ihn auf den Tod verwundete[6]), daß er, ein siecher Mann, schwer darnieder lag, schier unfähig, seiner selber zu wahren.

Alle Lande Friedrichs waren noch in den Händen Derer, die sie erobert oder verliehen erhalten hatten; der größte Theil hatte dem Reiche ohne Widerrede gehuldigt:

in dem Mittelpunkt seiner Macht, in Tirol, war der unruhige Adel zum Herrn des Landes geworden, denn Sigmund war außer Stande, seine Zusagen und schönen Verheißungen zu erfüllen. Friedrich's Bruder, Herzog Ernst von Steyermark, suchte im Trüben zu fischen; die Meinungen waren getheilt, und nur darüber bestand vollkommene Einigkeit, daß, wer immer die Oberherrschaft schließlich erringen sollte, die eigentliche Macht doch in den Händen des Adels bleiben, daß ihre alten trotzigen Rechte nicht nur bestätigt, sondern beträchtlich erweitert werden sollten — von Herzog Friedrich war bei ihnen nicht mehr die Rede, er ward für einen Verschollenen und Todten geachtet.

Immer tiefer sank der gebannte länderlose Fürst, mit der Macht begann auch die Eifersucht zu schwinden, welche mit ihr verbunden war, und zu der Ohnmacht gesellte sich bald ihr verzerrtes Schattenbild, die Geringschätzung mit der Geißel des Spotts. Das geschah um so mehr, als bald auch der äußere Schein und Glanz seines Standes von ihm wich, und bei dem aller Einkünfte Beraubten und Gefangenen der Mangel die trübselige Einkehr nahm [7]). Die Wohnung des Herzogs stach sehr ab gegen die angenehm wohnliche Herberge im Kreuzlinger Kloster oder dem stattlichen Felixen-Hof, wo er vorher gehaust: diese Pforten öffneten sich Dem nicht mehr, dessen Zukunft so dunkel und gewiß war — auch hatte er leicht Raum genug, denn es war so weit, daß er nur mit zwei Pferden und einem einzigen Knechte sein Einlager nahm.

Diese Ereignisse und Begebenheiten hatten nicht verfehlen können, auf Friedrich's Gemüth einen tiefen Eindruck zu machen. Er war trübe, fast finster geworden und suchte die Einsamkeit; im verschlossenen Gemache saß er Stunden lang, über Plänen für die Zukunft brütend, oder in peinliche Zergliederung der Vergangenheit vertieft.

Das Unglück, das ihn getroffen, hatte sein weiches Gemüth, dem jeder eigene Halt ermangelte, bis in den Grund gebrochen; noch grollte er zwar nur mit der äußeren Welt, mit den Verhältnissen und Menschen, die ihn so weit gebracht, aber nicht selten versank er in Grübeleien, und malte sich aus, wie es gekommen sein möchte, wenn er diesen oder jenen Schritt nicht gethan hätte; er fragte sich und untersuchte, ob er am meisten gefehlt, als er dem Papste die verhängnißvolle Zusage gab, oder in der Stunde, als er sich wieder von ihm losriß und zu Sigismund zurückkehrte. Der Wendepunkt in seinem innern Leben war herangekommen, wie in seinem äußern; noch hatte die Wandlung nicht begonnen, aber der Boden war umgebrochen und vorbereitet und harrte nur des Augenblicks, der das Samenkorn in ihn legen sollte. Am oftesten wohl war es das Bild des Innsbrucker Festabends, das an seiner Seele vorüber schwebte. Er sah dann Oswald vor sich stehen, er glaubte, den freundschaftlich-treuherzigen Ton zu hören, der ihm abrieth von der unheilvollen Verbindung. Hätte er ihm gefolgt, wäre er der ihm gegebenen Zusage treu geblieben, es hätte ihm alles Elend, alle die Schmach erspart, die über ihn gekommen: er mußte bekennen, der Freund hatte Recht gehabt, und erröthete vor sich selber über sein immerwährendes Schwanken, über die stete Unsicherheit seiner Entschlüsse, über die Gewalt, die der Augenblick über ihn hatte, der nach langem Prüfen und Abwarten ihn immer durch den letzten Eindruck bestimme — aber je lebhafter die Empfindungen waren, desto mehr wuchs sein Groll gegen Oswald; noch hatte die Selbstsucht und die Selbsttäuschung in ihm die Oberhand. Von allen Absagungen, die ihm so zahlreich zugekommen, hatte ihn keine so tief getroffen, als jene kurzen zwei Zeilen nach der schwersten Stunde seines Lebens, nach der qualvollen Demüthigung im Barfüßerkloster. Oft, wenn er der Zu-

kunft und der Rückkehr zur alten Macht und Herrschaft gedachte, sann er darüber, wie er jene gebrauchen und diese neu aufbauen wolle; er fühlte dann, daß er es über sich zu gewinnen vermöchte, dem wilden Starkenberger sich zu befreunden und selbst dem trotzigen Spaur zur Versöhnung die Hand zu reichen — aber Oswald mußte büßen, ein furchtbares Strafgericht sollte den kühnen Sänger treffen, der nicht den Fürsten, sondern den Mann in ihm gekränkt; dem er selber die Losung der Freundschaft gegeben, und der sie ihm zerrissen vor die Füße geworfen.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Gesinnung manchmal, wenn auch nur in flüchtigen Worten und Andeutungen, auch im Gespräche mit seiner Umgebuug zu Tage trat, und dann unterließ Sabine niemals, das Ihre beizutragen, um die Erbitterung gegen Oswald zu steigern: hatte sie doch, seit der Stunde beim Königsfeste, wo sie als Edelknecht die Hingabe des von ihr einst so sehnlich begehrten Rings an eine Andere geschaut, nur zwei Gefühle, welche ihr ganzes Wesen ausfüllten, die Liebe zu Friedel uud den Haß gegen Oswald. Wie dieser sich schärfte, nahm jene an leidenschaftlicher Heftigkeit stetig zu, — jene Liebe war das Lied, womit sie ihr Gewissen einsang, wenn es im Schlafe aufzureden begann, sie war ihre Rechtfertigung, dem Andenken Oswalds gegenüber: sie bedurfte derselben, um desto grimmiger hassen zu können, und am Feuer dieses Hasses brütete die Rache ihre Schlangen-Eier aus. Oswald war ihr an Allem allein schuld: sie hatte sich an ihn geschmiegt, hatte sich im Schwanken an ihn geklammert, hatte es bereuend versucht, sich an ihm zu halten und aufzurichten — er hatte sie von sich gestoßen, er allein hatte zu verantworten, wenn sie gefallen war! — Dennoch war ihr Verhältniß zu Friedrich längst nicht mehr das alte, und je mehr ihre Hingebung und Innigkeit sich steigerte; desto kühler und zurückhaltender

schien er zu werden. Die sinnliche Flamme, welche zuerst in ihm gelodert hatte, war längst im Sinken gewesen und erlosch immer mehr, je sichtbarer Sabinens Antlitz das Gepräge all' der Leidenschaften zur Schau zu tragen begann, welche ruhelos in ihr wühlten und auf die Dauer auch die Harmonie der schönsten Züge vernichten müßten: er hatte nur noch etwas wie die alte Anhänglichkeit der Gewöhnung für sie, etwas wie Dank für die seltene Treue, mit der sie an ihm hing — eine letzte Rücksicht, wie das erkaltete Herz sie gern zeigt, wenn es bereuend und voll Selbstvorwurfs das Erlöschen der Gluth einzugestehen sich scheut, deren Wiedererweckung doch nicht mehr in seiner Macht steht.

Sabine wohnte noch in den Gartengemächern des reichen Wechslers, der sich bald überzeugt hatte, daß die schöne Frau auch ohne einen fürstlichen Beschützer immerhin reich genug war, daß er keinen Verlust zu befürchten habe. Das hatte auch die Frau ausgesöhnt, und das Geschenk eines schönen Ringes vollends das anfängliche Mitleid mit der Verlassenen in beginnende Neigung verwandelt. Als Sabine nach Friedrich's Flucht aus Constanz von der ersten Betäubung und Verwirrung zu sich gekommen war, hatte sie bald den Entschluß gefaßt, in Constanz zu bleiben, bis es ihr gelingen würde, über des Herzogs Aufenthalt und weitere Unternehmungen Nachricht zu erhalten: war es doch in keiner Hinsicht räthlich, nach Innsbruck oder Tirol zurückzukehren. Als er wieder kam, wurde er sicher von Niemand mit solchem Entzücken begrüßt, und gerade diese unverholen ausgedrückte Freude war es, was den Herzog noch einmal in die alten Fesseln gezogen und ein Band neu geschlungen hatte, das jeder Augenblick lösen oder zerreißen konnte.

Friedrich's Herberge, oder richtiger sein Gefängniß, befand sich in der abgelegenen Gasse, welche vom Juden-

thurme die Stadtmauer entlang sich zum Konradsstege hinzieht. Mit der Rückseite nach dem See und dem kleinen Damme gewendet, welcher im Viereck in demselben aufgeführt war, bildete eine Art Hafen, dessen Eingang durch ein Thürmchen überbaut war, in welchem ein Wächter oder Hafenwart hauste, um jedes Fahrzeug zu beobachten, das sich der Stadt näherte oder von ihr entfernen wollte. Diese Gegend war absichtlich gewählt, weil die Flucht des Herzogs, welche man immer befürchtete, hier schwerer auszuführen war; vor dem Hause stand Tag und Nacht ein wohlbewaffneter Knecht als Wache, und eine Abtheilung von Reisigen des Königs hatte ständig in der Schenke zur „goldnen Bracke“ Einlager genommen, denn von dort aus war die ganze Straße zu überschauen, und wenn auch der Wappner an der Thüre seine Schuldigkeit nicht gethan hätte, wäre es doch selbst für ein Mäuschen unmöglich gewesen, unbemerkt aus- oder einzugelangen.

Sabine, ein weites Umschlagetuch über den Kopf geworfen, schlüpfte aus der Gartenthüre ihrer Wohnung und huschte an den Häusern hin, bei der Schenke vorüber, wo an einem Tische die Reisigen beisammen saßen und mit aller Trägheit eines ermüdenden Wächterdienstes sich gähnend reckten oder in den Abendhimmel emporlugten, der zwischen den hohen Häusergiebeln schmal genug hereindämmerte. Sie waren zu faul, die Würfel rollen zu lassen, die nebenan auf dem Tische lagen; der Weinkrug lag umgestürzt daneben, es mochte an den nöthigen Plapparten und Pfennigen fehlen, ihn wieder füllen zu lassen. An einem andern Tische saß eine desto buntere und regsame Gesellschaft, eine wahre Musterkarte all' des verschiedenen Gesindels und der Landfahrer, welche dazumal aus dem ganzen Reiche die Wanderung unternahmen nach der vielberufenen und vielverheißenden Conciliumsstadt. Den Mittelpunkt der Versammlung bildete ein

wandernder Quacksalber, der manche kostbare und unfehlbare Arzeneien gegen allerlei Schäden des Leibes aus seinem Zwerchsacke preisend hervorbrachte; ihm zunächst eine schwarze Zigeunerdirne, die mit Begier nach der Salbe langte, welche sie von den häßlichen Flecken befreien sollte, wodurch ihr sonst angenehmes Gesicht entstellt wer. Ein paar Zigeuner saßen gleichgiltig daneben; dann ein paar Wallfahrer, die sich den Anschein gaben, als suchten sie in Costenz das Heil ihrer vernachlässigten Seelen auf einmal von Grund aus zu besorgen; einige Krüppel, die als Bettler von ihren Gebrechen eine reiche Ernte zu machen hofften, fahrende Frauen, fahrende Schüler und Gartknechte, welche nach einem Herrn und einem Dienste zu suchen vorgaben. Alle schrieen und lachten durch einander; manchmal ward an dem Fenster der Schenke der Kopf und das wüste Angesicht des buckligen Kneißl sichtbar, welcher die Gasse hin nach der Behausung des Herzogs späte und dabei mit den Zigeunern oder einem Andern aus der Schaar Blicke des Einverständnisses wechselte.

Abgesondert von dem Schwarme, anscheinend sehr ermüdet und nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, saß ein stattlicher Pilgersmann mit Muschelkragen und einem mächtigen schwarzen Barte, der weit auf die Kutte herabreichte. Auch dem feinsten Beobachter wäre es unmöglich gewesen, in solcher Umgestaltung den schönen Algunderburschen zu erkennen, der Tags zuvor durch das Paradieser Thor hereingewandert war. Er hatte vergebens versucht, in das Haus zu dem Herzog zu gelangen; der Knappe hatte den Auftrag, Niemand zu dem Gefangenen zu lassen, und insbesondere war geheime Weisung gegeben, Alles zurückzuweisen, was auf eine Nachricht aus Tirol oder Verbindung damit abzielen konnte. Der kluge Bursche hatte sich nicht lange besonnen, und unter dem Vorwande, daß er zum heiligen Grabe wandern wolle,

sich den Pilgeranzug erhandelt; in diesem hoffte er ohne Verdacht das Haus beobachten und vielleicht eine Gelegenheit finden zu können, in dasselbe zu dringen.

Als Sabine zu dem Hause gelangte, ließ der Wächter den gewohnten ungefährlichen Gast ungehindert eintreten; die Soldaten drüben bemerkten sie auch und schickten ihr ein höhnisches Gelächter nach. Kaum war sie hineingeschlüpft, als man vom Eingange der Straße her das Klirren schwerer Eisenketten vernahm: die Stadtwache schritt heran und zog überall die Ketten vor, um für die völlig eingebrochene Nacht den Verkehr zu hemmen und etwaige Zusammenrottungen unmöglich zu machen. Ihre Ankunft war das Zeichen für die Gäste, sich von der Straße zu entfernen; die Reisigen zogen sich in den „goldenen Bracken“ zurück, das Gesindel stäubte aus einander, daß es kaum erklärlich war, wie und wohin die nicht unbeträchtliche Schaar so schnell zu verschwinden vermochte — sie mußten mit den Ecken und Schlupfwinkeln der Gasse vollkommen vertraut sein, um sich so schnell darin zurecht zu finden.

Auch Linus erhob sich; er hatte keine Aussicht mehr, noch heute zu dem Herzoge zu gelangen, und verlor sich in Gedanken, wie er es anfangen müsse, am folgenden Tage glücklicher zu sein. Hatte er auch aus allerlei Gesprächen zur Genüge entnommen, daß Moidele's Visionen nicht alles Grundes entbehrten, so schien ihm die Gefahr doch nicht so dringend, daß seine Botschaft den Aufschub bis zum nächsten Morgen nicht wohl ertragen hätte. Um gleich in der Nähe zu sein, näherte er sich der Schänke, dort Herberge zu suchen.

In der Thüre kam ihm der Kneißl entgegen; das Aussehen des Buckligen hatte sich gegen sein früheres sehr verändert. Statt des abgerissenen Wamses trug er den behäbigen Rock eines wohlhabenden Bürgers, und statt der

Gugel saß eine ehrbare Mütze auf dem struppigen Haare: das spitzbübische Gewerbe des Aufhetzers und Achselträgers hatte ihm eine reiche Ernte eingebracht, und da ihm kein Geschäft zu schlecht, kein Lohn zu gering war, da er bald die Liebesbotschaften der Ritter und Anderer trug, bald den Kundschafter und Zwischenträger aller Parteien machte, hatte sich sein Seckel allgemach gefüllt, und mit seinem verbesserten Aussehen war auch seine Thätigkeit gestiegen.

„Guten Abend, Bruder Wendelin," rief er, als Linus näher kam, während im Dunkel des Hauptplatzes einer der Gartenknechte von ihm weghuschte. Dann blieb er stehen und nahm den Schein an, als ob er sich in der Person geirrt habe. „Verargt es mir nicht," sagte er, „daß ich Euch mit einem Bekannten, einem frommen Manne verwechselt habe, dem Ihr auf's Haar gleicht . . . Ihr kommt wohl weit her . . ."

Linus erkannte sogleich an der Mundart, daß er einen Tiroler vor sich hatte, aber er war klug genug, seine Wahrnehmung zu verbergen und die Landsmannschaft nicht merken zu lassen. Er konnte das auch leicht, war doch damals im Vintschgau, nahe an seiner Heimath, die romanische Rede vielfach verbreitet, und auf manchem Gange die Etsch abwärts hatte er das Wälsche genügend erlernt, um sich dessen bedienen zu können. Er gab sich daher den Schein, als ob er aus Wälschland komme und der deutschen Sprache nur wenig mächtig sei. Ein unbestimmter Verdacht bekräftigte ihn in dieser List; wenn er sich auch des Vorfalls an der Schenke von Terlan nicht erinnerte, war es ihm doch wie eine dunkle Ahnung, als ob er den Buckeligen schon irgendwo gesehen. „Ich komme aus Mailand," sagte er gebrochen, „und will nach Palästina wallfahrten — zuvor aber wollte ich den Segen

holen in dieser Stadt, wo alle hohen Würden der Christenheit vereinigt sind . . ."

„Werdet wohl müde sein," fragte lauernd der Kneißl, „und eben so wenig im Seckel als im Magen haben?"

„Freilich, freilich . . . ich bin ein armer Mann..."

„Nun, es könnte geschehen, daß ich Euch den Seckel füllte! Was sagt Ihr zu diesem Goldgulden . . . Ihr sollt ihn haben, aber . . . ein Dienst ist den andern werth . . ."

„Und was begehrt Ihr von mir?"

„Bleibt hier . . . versteckt Euch in der Nähe . . . es werden bald ein Paar die Straße herankommen und sich in der Mitte begegnen und Händel mit einander anfangen: es werden dann Mehrere dazu kommen, dann helft mit . . . Ihr scheint ein starker Mann zu sein... Helft mit schreien und lärmen, damit es ein rechtes Getümmel giebt . . ."

„Sonst nichts? Aber warum das?"

„Das sollt Ihr wissen . . . Seht das Haus dort gegenüber, wo der Knappe lehnt mit seinem langen Spieße . . . da herbergt ein Ritter, der einem Andern bitteres Leid angethan . . . weiß es selbst nicht genau . . . meine aber, er hab' ihm seinen Schatz abspenstig gemacht. So vor aller Welt kann er nicht an ihn, aber der And're hat's geschworen, daß er's ihm heimgiebt und eintränkt . . . wenn nun das Getümmel losgeht auf der Straße, ist es ein Leichtes, daß ein paar handfeste Kerle in das Haus dringen und dem Verführer anthun, was ihm gehört..."

„Wer ist der Ritter," fragte Linus, mit Mühe seine Spannung verbergend.

„Das geht Euch nichts an, frommer Bruder . . ." entgegnete der Kneißl lachend. „Wenn Ihr den Goldgulden wollt, so fragt nicht so unnützes Zeug. und thut, was man verlangt . . ."

„Ich will ja — gebt nur," rief Linus und griff mit verstellter Begierde nach dem Goldstücke... „aber ich sorge nur, es könnt am End' schlimm ablaufen, und wenn dem Ritter etwas begegnete, könnt es Einem wohl gar an den Kragen geh'n . . ."

„Warum nicht gar! Niemand soll 'was beweisen können; es hat eben einen Auflauf abgegeben . . . das geschieht wohl manchmal . . . Wer kann dafür, wenn's auch in irgend ein Haus eindringt und irgend Jemand einen Streich bekommt, der ihm nicht vermeint war?... Es ist nichts zu fürchten, sag' ich Euch . . . es sind gar mächtige und wichtige Leute, die um den Spaß wissen, es wird Niemand ein Haar darum gekrümmt, und wenn alle Stricke reißen . . . am Konradsteg liegt ein Nachen bereit, und der Hafenwart weiß, daß in der Nacht vielleicht einige Männer hinausgefahren kommen und wird sie durchlassen . . . Für alle Fälle merkt Euch die Losung, frommer Pilger," fuhr er fort, indem er Linus das Gold in die Hand drückte . . . „sie heißt Lichtenstein . . . Also macht Eure Sache gut, und wenn dabei etwas geschieht, was Euch Skrupel macht, . . . Ihr seid ja auf der Wallfahrt begriffen, da könnt Ihr's gleich mit abbüßen, . . . es geht in Einem hin . . ." Er ging, nach wenig Schritten aber kam er wieder zu Linus zurück, der noch immer betroffen und wie rathlos dastand. „Und laßt Euch nicht etwa einfallen," sagte er höhnisch, „daß Ihr das Geld behalten und Euch aus dem Staube machen wollt . . . es sind Mehrere um Euch herum, die Ihr nicht seht, und die Ausgänge sind in den rechten Händen . . ."

Linus sah dem Enteilenden sinnend nach. „Es ist doch wunderbar," murmelte er vor sich hin, „das gilt dem Herzog . . . es ist kein Zweifel! Das Moidele hat also doch Recht gehabt, und ich bin gerade zur rechten Zeit

'kommen . . ." Lautlos drückte er sich an das Haus und huschte die Gasse hinan. —

Sabine war indessen auf der Treppe und im Vorgemach des obern Stockwerks angekommen. Es war von einer schlechten Lampe matt beleuchtet, daß die herumstehenden Schränke und Kästen nur unklar zu unterscheiden waren. Vor einem derselben stand eine stämmige Bürgersfrau und war emsig darüber, die darin aufbewahrten Gewande, Waffenstücke und andern Hausrath zu mustern.

„Zurück da!" rief Sabine, als sie es gewahr wurde, und drängte die Frau von dem Schranke weg. „Was macht Ihr hier? Was erkühnt Ihr Euch, des Herzogs Schrank zu öffnen?"

„Und wenn ich es that," rief die Frau, sich zu ihr wendend, und stemmte die Arme in die Hüften, „steht es Euch zu, mich darüber zu bereden? Die Herren vom Concilium haben mir den Herrn Herzog in's Haus gelegt als Miethsmann und als Gast, und des Gastes Habe ist des Wirthes Pfand, so ist's Brauch und Rechtens in Costenz. Wer will mir wehren, nach meinem Pfande zu sehen, daß mir der Schaden nicht ganz und gar über den Kopf wächst!"

„Schaden? Den habt Ihr wohl bei solchem Gaste nicht zu fürchten . . ."

„So? Wer ist mir gut dafür, daß er mich zahlt? Daß er mich zahlen kann? O, ich bin nicht so blind, daß ich nicht sehe, wenn mir Einer in die Augen fährt! eine arme Wittib, wie ich, muß auf ihre Sachen schauen! Man darf wohl seine Pfennige zusammenhalten, damit man die Kinder nicht als Bettelleute zurückläßt! . . ."

„Ihr werdet keinen Schaden haben, Frau," rief Sabine, „um Herzog Friedrich's willen sollen Eure Kinder nicht zu Bettlern werden . . . Wie viel beträgt Eure Forderung? Ich werde sie bezahlen . . ."

„Gucket einmal!“ entgegnete die Frau und schlug die Hände zusammen. „Das ist eine Red', die sich hören läßt! Wann's nur auch so leicht gethan wär', wie gesagt! Fünfhundert Reichsgulden, das ist kein Federlein, das die Henne auf dem Schweif wegtragen kann! Gucket einmal, von was wollt Ihr denn bezahlen?“

„Ich bin reich und habe große Güter in Tirol . . . gleich morgen werde ich an meinen Verwalter schreiben . . .“

„Der Weg ist mir zu weit, und Tirol ist groß, wer weiß, wo die großen Güter liegen könnten . . .“ sagte die Frau, Sabinen mit einem eigenthümlichen Blicke messend. „Auf solche Bürgschaft kann sich eine kluge Wittfrau nicht einlassen . . .“

„So will ich gleich morgen dafür sorgen, daß der Herzog solcher Verbindlichkeit entledigt werde, für immer . . . dies Gürtelkleinod will ich an Baruch verkaufen und Euch befriedigen . . .“

„Ei, laßt doch einmal seh'n,“ rief die Frau begierig und stocherte die Lampe, daß sie heller brennen sollte, während Sabine halb widerstrebend die Gürtelspange löste. „Gucket einmal, was für hübsche Steinchen! O die alte Giebichin versteht sich auch auf derlei Dinge, wenn sie auch nur eine schlechte Bürgersfrau ist und eine arme Wittib . . . Was so ein alter Jude dafür geben kann, wird unser Eins vielleicht auch zuwege bringen! Allerliebste Steinchen das? Was sollen sie gelten, die niedlichen Dingerchen?“

„Um tausend Gulden will ich sie verpfänden — sie sind fast das Doppelte werth . . .“

„Gucket einmal, gleich obenaus und nirgends an! Ihr glaubt wohl, ich bin ein Neuling in solchen Sachen? Ihr glaubt wohl, die alte Giebichin habe so 'was nie gesehen? Warum verlangt Ihr nicht gleich ganz Costentz

und den Halsschmuck der Bürgermeisterin dazu? Meine Rechnung will ich auswischen und wieder auf eine Weile zuschauen . . . Ihr habt wohl noch mehr solche Sächelchen?"

„Gebt mir mein Kleinod zurück," rief Sabine entrüstet, „morgen sollt Ihr befreit sein . . ."

„Daß ich ein ein Narr wäre! Ich behalt' es als Pfand, wenn Ihr's nicht verkaufen wollt: es ist in guten Händen bei mir! Seid klug, schöne Frau, und laßt mir die Steinchen . . . die Tausend will ich vollmachen, das ist aber Alles, was ich kann . . . Ihr müßt eine arme Wittfrau nicht drücken! . . ."

„Meinen Gürtel!" rief Sabine außer sich.

„Nein, nein, den geb' ich nicht mehr aus der Hand," kicherte die Giebichin, „daran will ich wohl meines Schadens mich erholen . . . laßt es Euch von dem Herzoge ersetzen, schöne Frau, er ist Euch ja doch besonders gewogen! Was macht' Ihr groß' Lärmen um solch' ein Schmuckstück! Einer armen Wittib kommt's zu gut, und Ihr, du lieber Gott, Ihr habt es leicht wieder . . ."

„Hier ist der Gürtel," rief plötzlich Müllinen dazwischen, der im Halbdunkel hinzugetreten war, der Frau die Spange aus der Hand riß und sie Sabinen hinreichte.

„Gucket einmal," rief die Frau, „das ist doch keck! Was mengt Ihr Euch darein, Herr Ritter, wenn wir einen ehrbaren Handel mit einander haben? Wollt Ihr, weil Ihr Euch so gut auf's Nehmen versteht, Euch auch mit den Geben befassen und mir die leere Hand mit den fünfhundert Reichsgulden füllen, die ich zu bekommen hab'?"

„Das will ich," erwiderte der Ritter, „was mein ist, gehört dem Herr, den ich mir erkoren habe . . . ich habe schon mit einem Lombarden gesprochen und ihm eins

meiner Schlösser verpfändet: morgen sollt Ihr befriedigt sein!"

„Morgen und immer morgen!" keifte die Alte. „Wer steht mir dafür, daß nicht eines Morgens der Vogel ausgeflogen ist, und mir nichts bleibt als das leere Nest? Es wäre wohl schon so, stände nicht die Wache vor der Thür, um die Geißel zu hüten! Ja wohl, eine Geißel — das ist er geworden, für eine arme geplagte Wittib!"

„Weib," rief Müllinen zürnend, „wage es nicht, meinen Herrn und Herzog zu verunglimpfen . . ."

„Herzog?" erwiderte sie, „Euer Herr mag er sein, aber der meine nicht — ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und um mein gutes Geld! Wär's wohl das erste Mal, daß er sein gegebenes Wort nicht hält? Gucket einmal, . . . Herzog! I, von was denn? Wo liegt denn sein Herzogthum? Er ist der Herzog ohne Land, der Herzog mit der leeren Tasche . . ."[8])

Die Redefluth der Frau stockte nicht, aber sie fand es doch gerathen, sich zurückzuziehen und die Treppe hinab in ihre Behausung zu eilen. Sie keifte und schimpfte fort, und als sie krachend die Thüre hinter sich zuschlug, hörte man noch das immer wiederkehrende Schmähwort von Friedel, dem Herzog mit der leeren Tasche.

Durch den Lärmen aufmerksam gemacht, war Friedrich selbst aus seinem Gemache getreten und hatte unbemerkt zugehört.

„Beruhigt Euch . . . kränket Euch nicht über das, was Ihr vernommen," sagte er ernst, „wenn es auch hart und unwillkommen klingt, die Frau hat nichts gesagt, als die Wahrheit . . . ich bin ein Herzog ohne Land, bin Friedel mit der leeren Tasche . . . aber ich werde meine Tasche wieder füllen, ich werde meine Lande wieder haben; noch nie habe ich es so bestimmt gefühlt, als in diesem Augen-

blicke! . . . So verlassen ich bin, so gedemüthigt und in Staub getreten, ich bin doch noch reich und glücklich... ich habe noch viele Liebe und Treue um mich . . . nehmt meinen Dank dafür, heute in Worten — wenn ich nicht mehr Friedel mit der leeren Tasche bin, will ich besser bezeugen, wie sehr ich Euch dafür danke!"

Müllinen ergriff die ihm dargebotene Rechte, Sabine lehnte sich leicht an seine Brust.

„Ich habe Euch lang' erwartet, Müllinen," sagte er, indem sie Alle in das innere Gemach traten. „Welche Nachrichten bringst Du? Warst Du in der Kirchenversammlung?"

„Ja, gnädigster Herr, und Zeuge eines erschütternden Auftritts . . . Lautlose Stille, wie des Grabes, lag auf der ganzen ungeheuern Versammlung, als der Kanzellar sich erhob und die Absetzung des Papstes Johannes verkündigte . . ."

„Wie, sie haben wirklich die Absetzung[9]) ausgesprochen?" rief Friedrich erregt.

„Sie haben es gethan . . . weil er, so hieß es in dem Urtheil, aller liebreichen Warnungen ungeachtet, in seinem gottlosen Wandel verharrt, werde Baldassaro Cossa des Pontificats entsetzt, als ein Götzendiener des Fleisches, ein Feind jeder Tugend, ein Spiegel der Ehrlosigkeit, als ein Mann, versunken in den Lüsten der Welt, ein Ungeheuer der Simonie . . . der Abgesetzte ist dem Gewahrsam des Königs übergeben, so lange das Concilium es nothwendig erachtet für die Einigung der Kirche. Fünf Cardinäle wurden auf der Stelle nach dem nahen Gottlieben abgesandt, um dem Verurtheilten und Gefangenen den Spruch anzukünden . . ."

Friedrich hatte sich in eine Ecke gedrückt; vor dem Fenster, unten in der Tiefe, blickte der bleiche Seespiegel herauf. „Und Johannes?" fragte er nach kurzer Pause.

„Er empfing die Abgesandten mit würdiger Fassung . . . in seinem Gemache, das gerade über der Zelle liegt, in welcher Huß gefangen gesessen: er hörte schweigend das Urtheil an. — ‚Das Urtheil ist gesprochen,‘ sagte er kalt, ‚ich unterwerfe mich . . .‘ Er verzog keine Miene, als die Cardinäle dann die Insignien der päpstlichen Würde von ihm verlangten und ihm abnahmen, das Siegel, den Fischerring und das Buch der Bittschriften . . . Die Abgesandten brachten diese Zeichen seiner Unterwerfung in den Dom: dort vor dem Altare wurde sein Wappen vernichtet, und schauerlich hallten die Hammerschläge vom Gewölbe wieder, als einer der Bischöfe mit mächtigen Streichen den Fischerring zerschlug . . .“

„Es ist ein gewaltiger Geist in dem Manne,“ rief Friedrich, „der wohl eines andern Ausgangs würdig gewesen . . . Das also die Ernte jener Saat vom Arlberg! . . . Die Bahn, die wir dort betreten, mündet für Beide in einem Kerker aus . . . ich aber, ich erhebe meine Hand, sie ist rein, ich trage keine Schuld an seinem Geschick — seine Hinterlist, seine Tücke hat ihn gestürzt! . . . Mögen sie sich wahren, ich glaube, daß er auch gefangen und entthront sich so wenig verloren giebt, als ich es thue! . . Ueber so wichtiger Verhandlung aber wird das Concilium kaum Zeit gefunden haben, meiner zu gedenken . . . Du bringst keinen Bescheid in meinem Streite mit dem Lichtensteiner, dem Trientiner Bischof?“

„Doch, gnädigster Herr — die Doctoren Kraigius und Ardelins, so Eure Fürsprecher gewesen, werden morgen mit dem Fürsten kommen, Euch zu berichten . . .“

„Ich habe nicht Lust, so lange noch in Ungewißheit zu leben . . . Sie haben den letzten Ausspruch nicht zurückgenommen?“

„Nein, gnädigster Herr . . . umsonst stellte Helling vor [10]), daß nicht Ihr den Bischof angegriffen, daß er

selbst es gewesen, der durch grausames Regiment die Bürger und Einwohner zur Empörung getrieben habe und daß Ihr als Vogt des Bisthums berufen gewesen, als vermittelnd einzuschreiten — umsonst erwähnte er, daß der Bischof fortwährend auf Verrath gesonnen, daß er im Einverständniß mit dem Rottenburger die Baiern in's Land gerufen, daß er sogar darauf gedacht, das Bisthum an Venedig abzutreten; umsonst stellte er zum Beweis, daß er Euch sogar nach dem Leben getrachtet, die vergifteten Weinkrüge vor, die er Euch in Rivo gereicht . . . Die Richter bestiegen die Kanzel, und der Bischof von Concordia verlas den Spruch . . . Euch ist aufgegeben, den Bischof innerhalb dreißig Tagen in Land und Bisthum wieder einzusetzen, ihm und der Kirche allen Schaden zu vergüten, und so Ihr bis dahin nicht gehorcht, droht Euch erneuter Bann und jede Strafe, womit Kirche und Reich den Kirchenräuber und Frevler am Heiligthume bedrohen . . ."

„Es ist weit gekommen mit uns," sagte Friedrich, „sie wagen es, offenen Hohn mit mir zu treiben! Wie kann ich den Bischof, auch wenn ich es wollte, wieder einsetzen, hier in meinem Gefängnisse, aller Macht beraubt? Wie kann ich ihm Schaden ersetzen, — ich, den man selbst vernichtet und beraubt? Wie ist es möglich, das Alles in dreißig Tagen zu vollbringen? Es ist klar, sie gehen darauf aus, unter dem Scheine des Rechts Gewalt zu üben . . . sie fordern von mir, was sie mir selbst unmöglich machen: sie wollen nichts, als mich vollends in ihre Macht bekommen . . ."

„Gott sei Dank, gnädigster Herr," rief Müllinen, „daß Ihr selbst zur Ueberzeugung gelangt seid und das aussprecht! Ich hab' es immer gefürchtet; die Art, wie der ganze Streit geführt wurde, hat die Absicht nur zu deutlich verrathen! Jetzt werdet Ihr auch einen Ent-

schluß fassen und solch' höhnische Unbill nicht länger dulden!"

„Wie soll ich deß' mich wahren?" fragte der Herzog entgegen. „Bin ich nicht ein gefangener Mann, ein gebundener Mann? Ich muß abwarten, wie weit sie sich erkühnen, ihr Spiel mit mir zu treiben, muß den Grimm und Groll niederkämpfen, bis der König von seiner Reise zurückgekehrt sein wird."

„Da dürfte des Wartens hübsch lang' werden, gnädigster Herr," rief der Ritter. „So es Euch noch unbekannt, erfahret, daß der König in Perpignan nichts ausgerichtet . . . Petrus von Luna hat in unerschüttlicher Festigkeit alle Verhandlungen abgewiesen: er hat sich in sein Felsenschloß zurückgezogen, schleudert machtlose Bannstrahlen auf seine Gegner und ruft der Welt zu: Auf Peniscola steht die Kirche! Auch seine getreuesten Anhänger, Castilien, Arragon und Navarra, sind durch diesen Starrsinn irre gemacht und neigen sich dem Concilium zu — der König aber, um ihm von allen Seiten den Boden zu untergraben, hat sich auch zur Reise nach Schottland und England entschlossen und soll schon auf dem Wege dahin sein: bis er zurückkommt, sind die Euch vorgesetzten dreißig Tage mehr als doppelt vorüber, und das Concilium wird den angedrohten Spruch längst gefällt haben!"

„Mögen Sie — wie kann er lauten? Sie werden mich des Ungehorsams beschuldigen, werden erklären, daß der Lichtensteiner in sein Bisthum wieder eingesetzt sei — ich muß geschehen lassen, was ich so wie so nicht hindern kann."

„Täuscht Euch nicht, gnädigster Herr, als ob dies Euren Feinden genügen würde! Auch über Euch selbst werden sie das Urtheil sprechen! . . ."

„Das steht dem Concilium nicht zu!"

„Wer einen Papst vom Stuhle gestoßen, dem steht

auch ein Herzogsthron nicht zu hoch! Sie werden, gnädigster Herr, denn ich weiß, daß Sie es wollen! Ich darf es nicht verhehlen, sie sinnen auf einen schmachvollen Spruch — sie denken sogar daran, Euer fürstliches Leben anzutasten . . . Ihr sollt ein schreckend Beispiel werden, wie es dem Frevler ergehe, der seine Hand erhebt nach den Gütern der Kirche!"

„Daß sie daran denken, Hans, das glaub' ich Dir; daß sie es gerne möchten, davon bin ich überzeugt — aber sie wagen es nicht, sich an dem als Geißel ihnen Anvertrauten zu vergreifen! Ich bin in des Königs Schutz!"

„Der Rhein hat längst Hussens verbrannte Gebeine fortgespült — auch er war in des Königs Schutz!"

„Dennoch bleibe ich dabei — sie wagen es nicht! Und wenn ich wollte, was vermöcht' ich dagegen? Bis mein Bote Sigmund erreichte und wieder zurückkäme, hätten sie lange Zeit zu Urtheil und Vollzug — ich muß erwarten, was sie wagen!"

„Nein, gnädigster Herr, Ihr müßt es ihnen unmöglich machen, an Euch zu freveln — Ihr müßt Euch ihrer Gewalt entziehen . . ."

„Fliehen soll ich?" rief Friedrich aufspringend. „Nimmermehr! Das Wort, das ich gegeben und nicht erfüllte, ist zum Fluche geworden über mir . . . ich will diesmal Wort und Eid getreulich halten und dadurch diesen Fluch sühnen!"

„Ich richte nicht, gnädigster Herr, was Ihr gethan, ich grüble nicht, was Ihr hättet thun sollen — Vergangenes ist nicht mehr in unserer Macht — aber das weiß ich, daß Ihr durch den Eid, den Ihr König Sigmund geschworen, nicht mehr gebunden seid! Ihr seid dessen ledig, denn König und Concil haben selber die Bedingungen nicht erfüllt, unter denen Ihr Euch unterwarft! Haben sie Euch gehalten, wie es einer fürstlichen Geißel gebührt?

Sie spinnen hinterlistige Ränke, um Euch zu verderben! Haben sie, wie versprochen, die Feindseligkeiten gegen Euch und Eure Lande eingestellt? Die Eidgenossen haben nicht abgelassen von Eurem Stein bei Baden [11]), und als man Boten schickte, sie abzumahnen, krochen diese wie die Schnecken, daß sie nichts mehr fanden von der edelsten Veste Habsburg, als einen Haufen rauchender Trümmer! Der Toggenburger liegt noch vor Eurer guten Stadt Feldkirch . . . sie mahnen ab und schicken wohl Friedensboten, damit sie aber ja gewiß zu spät kommen, hat diese gute Stadt Costentz dem Grafen ihre große Wurfmaschine geliehen!"

„Schändlich! Schändlich!" rief der Herzog, nach seiner Gewohnheit hin und wider schreitend. „Aber die Schande ist auf ihrer Seite, ich kann Hand und Blick frei erheben . . . Niemand soll mehr einen Stein nach mir schleudern dürfen!"

„Wer kann das, Friedrich, wenn Du Dich dem Vertragsbruche widersetzest?" rief Sabine, die bisher schweigend zugehört, und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Wer kann Dich tadeln, wenn Du widerrechtlicher Gewalt Dich entziehst? Der Ritter hat Recht, mit seinen Bitten vereinige ich die meinigen — verlasse Costentz, flieh' aus dieser treulosen Stadt . . . es war nicht Dein guter Stern, der Dich hereingeführt!"

„Gebt nach, gnädigster Herr," rief Müllinen, „laßt mich Vorkehrungen treffen . . ."

„Und wenn ich es wollte," fragte Friedrich, sie Beide betrachtend, „wohin sollte ich mich wenden? Was sollte ich beginnen? Soll ich als entthronter Fürst wie ein Bettler durch die Lande ziehen? Ich habe keine Macht mehr — und keinen Boden, sie mir wieder zu schaffen!"

„Vergeßt Ihr Tirol, gnädigster Herr?"

„Tirol? Was soll es mir? Was kann es mir sein?

Soll der übermüthige, treulose Adel seinen Spott treiben mit Friedel mit der leeren Tasche?"

„Die Edlen sind nicht Tirol — laßt es einmal darauf ankommen, dann wird es wohl zu Tage treten, bei wem die Hauptmacht im Lande liegt, auch wenn es sich deren nicht bewußt ist . . . lehrt das Volk die Kraft kennen, die es in der eignen Faust nicht fühlt: werft Euch den Bauern in die Arme, und eh' drei Wochen in's Land geh'n . . ."

„Immer das alte Lied!" unterbrach ihn der Herzog, nicht unfreundlich, aber entschieden. „Ich will davon nichts hören! . . . Geh', Müllinen, dränge mich nicht mehr, ich bleibe in Costenz, aber ich halte Niemand, der sich von mir trennen will . . ."

Müllinen schien eine bittere Erwiderung auf der Zunge zu schweben, aber er unterdrückte sie und verließ mit ehrerbietiger Verbeugung schweigend das Gemach.

„Geh' auch Du . . ." fuhr der Herzog fort und drängte Sabinen von sich, die sich leicht an ihn gelehnt hatte. „Verlaß mich . . . Was suchst Du noch weiter bei mir?"

„Friedrich . . ." rief Sabine auffahrend, doch schnell wieder einlenkend. „Du bist verbittert und gereizt," fuhr sie fort, „ich habe das nicht gehört . . . weise mich nicht von Dir, damit ich Dir zeige, was ich bei Dir suche — den Herzog oder den Mann meiner Liebe!"

„Nein, Sabine, trenne Dein Geschick von dem meinigen — der Mann ist verloren, wie der Herzog . . . Verlaß mich und rette Dich aus dem Schiffbruch . . ."

„Und wer sagt Dir, daß ich gerettet sein will? Wenn ich nun mit dem Schiffe sinken will, wenn ich es als meinen Ruhm betrachte, als den einzigen Lohn für Alles, was ich Dir geopfert? . . . Ich zähle sie Dir nicht vor, Friedrich, diese Opfer — die Liebe hat sie gebracht: ich

nenne sie nur, um Dich zu mahnen, daß ich ein Recht habe, Dir Alles zu opfern! Verschmähe mich nicht . . ."

„Du sagst es selbst — nur Liebe hat ein Recht, sich zu opfern . . ."

Sabine richtete sich auf und sah ihn scharf an, wie eine blaue Flamme der Hölle blitzte es aus ihren Augen . . . „Und Du zweifelst," stammelte sie, „ob ich dieses Recht besitze . . ."

„Und wenn ich es thäte? . . . Erst jetzt habe ich erfahren, was ein Anderer, dessen Name ich hasse, Dir gewesen . . . erst jetzt weiß ich es, der grimmige Trotz der Verschmähung war es, was Dich in meine Arme führte . . . nicht die Liebe . . ."

Sabinens Busen flog, sie griff sich an die Stirne, als wollte sie die Gedanken fest halten, die ihr zu wirbeln begannen. „Verschmäht?" rief sie außer sich. „Ich? Von einem Thoren; der sich mir mit widerwärtiger Werbung aufgedrängt? Den ich in die Welt geschickt, ihn von seinem Wahne zu heilen? . . . O Friedrich, Friedrich . . . das hätt' ich von Dir nicht hören sollen! Und hätt' ich gefehlt gegen Jenen — mehr gefehlt, als die Buße einer Ewigkeit zu sühnen vermöchte, Du bist es nicht, Du nicht, dem es ziemt, mich darob zu verklagen . . . Der grimmige Trotz der Verschmähung habe mich in Deine Arme geführt?" fuhr sie näher tretend fort und faßte mit starker Hand seinen Arm. „Bist Du dessen so sicher? Wirfst Du das Juwel von Dir, weil Du an seiner Echtheit zweifelst? . . . Wohl — thu' es! Ich werde mich nicht vertheidigen gegen solchen Vorwurf . . . aber Dir will ich hinwider sagen und mit besserem Rechte . . . Du bist es, der mich zuerst betrogen, Du hast mir Liebe geheuchelt, und was Dich in meine Arme geführt, war nur die gemeine Begierde des Augenblicks . . ."

„Laß mich," rief der Herzog, sich losmachend, „ich bin

es müde, mit Deinem Ungestüm, Deiner maßlosen Leidenschaftlichkeit im steten Kampfe zu sein . . . Verlaß Den, der Dich so sehr gekränkt, dessen Besorgniß um Dich Du nicht der Beachtung werth hältst!"

„Besorgniß um mich? Und von Dir?"

„Was ist es anders, wenn ich Dich mahne, Dich von mir zu trennen . . . Deine Zukunft, Deinen Ruf zu bedenken . . ."

„Meinen Ruf . . ." stammelte Sabine, immer stärker erglühend.

„Die Lage ist eine andere geworden . . . was erst Geheimniß sein konnte, liegt offen zu Tage . . ."

„Und wer sagt Dir, ob Sabine dieses Geheimniß noch will?" rief sie auflodernd. „Ob sie die Offenheit scheut, ob sie nicht den Muth hat, jetzt im Unglück frei zu gestehen, was zu bekennen sie im Glück für eine Schande gehalten? Warum auf einmal so sehr besorgt um meine Ehre? . . . Ich bin Dir zur Last geworden, Verräther . . . Du willst Dich von mir befreien, Du liebst mich nicht mehr . . . Du hast mich nie geliebt . . ."

In ausbrechenden Thränen warf sie sich in einen Stuhl und verbarg ihr Antlitz in den Kissen desselben; der Herzog schwieg; eine Betheuerung wollte nicht aus seiner Kehle, und doch hatte er Bedauern mit ihrem Schmerze.

„Du erwiderst nichts?" fuhr sie wieder empor. „Du sagst mir gar nichts? Nicht einmal eine Lüge hast Du mehr für mich? So kalt ist Dein Herz, daß jedes Wort auf Deinen Lippen erfriert? . . . Wohlan denn, Herzog Friedrich . . . es bedurfte Eurer Mahnung nicht — auch ohne sie weiß Sabine Hausmann, was ihr die Ehre gebeut . . ."

In stolzer Haltung, wie sie einst neben ihm zum ersten Reigen geschritten, verließ sie das Gemach. —

Indessen war Linus nicht aus der Straße gewichen; vorsichtig herumschleichend, ward er bald gewahr, daß in allen Winkeln Leute versteckt waren, und daß bald hier bald dort verdächtige Gestalten aus einer Ecke auftauchten, um dann im Dunkel wieder zu verschwinden. Er ließ des Herzogs Herberge nicht aus den Augen, denn er war entschlossen, um jeden Preis hinein zu gelangen. Die Stunde des Ueberfalls rückte immer mehr heran, aber es war nicht möglich, sich dem Hause zu nähern, weil der Mond eben in voller Klarheit darauf niedersah; endlich war er hinter einen hohen Giebel getreten, schwarz fiel der Schatten desselben in das Gäßchen, und der Wächter, der bisher immer hin und wider geschritten, blieb stehen und lehnte sich schläfrig auf seinen Spieß . . . an die Mauer hingedrückt, mit lautlosen Tritten schlich Linus hinter ihm hinweg und huschte in den Thorbogen.

Herzog Friedrich war geraume Zeit allein gesessen, es kränkte ihn, daß die Frau, die er einmal so sehr geliebt, so von ihm gegangen, und doch dachte er nicht, sie zurückzurufen: es war ihm, als sei ein Druck von seiner Seele genommen, der ihm freier zu handeln gestatte. Nach einer Weile war Müllinen eingetreten und hatte stumm in einer Ecke Platz genommen, er wollte den Herrn und Freund nicht in seinen Träumen stören. Die Zeit des Abendmahls war längst vorüber, aber keine Anstalten zu einem solchen waren sichtbar geworden: Frau Giebich, sonst damit betraut, schien beschlossen zu haben, ihre Macht zu zeigen.

Nach einer Weile blickte Friedrich mit schwachem Lächeln empor. „Die Wirthin,“ sagte er, „scheint vergessen zu haben, daß schwache Sterbliche der Nahrung bedürfen . . . mag sie, Du wirst Dich noch an Vieles gewöhnen müssen, Hans, wenn Du bei mir bleibst. Ich habe kein Verlangen darnach, aber einen Becher Wein hätt' ich nicht

verschmäht . . . ich bedarf des Herzenerfreuers . . . wahrlich, wenn er in Strömen von meiner Tafel floß, hätt' ich mir nicht träumen lassen, daß er mir einmal fehlen würde als Labetrunk . . ."

„Er soll nicht fehlen, gnädigster Herr," rief Müllinen, „ich will sorgen dafür — doch will mich bedünken, als habe Frau Giebich sich des Bessern besonnen und komme bereits mit Wein und Imbiß — ich höre Schritte vor der Thüre. Wer ist hier?" rief er dann, da das Geräusch sich wiederholte, und eine Hand nach der Klinke zu tasten schien; dabei riß er schnell die Thüre auf und legte die Hand an's Schwert.

Auf der Schwelle stand Linus.

Müllinen's erster Gedanke war, daß der Pilger, der sich noch so spät in's Haus geschlichen, nichts Gutes im Sinne führen könne: er zog das Schwert und rief den Fremdling an, auch der Herzog sprang auf und griff nach der Wehre.

„Still, Herr Ritter," rief Linus, „um Gottes willen, keinen Lärm, damit man meine Anwesenheit nicht bemerkt — wir haben keinen Augenblick zu verlieren; ich hab' nichts Arges im Sinn . . . ich suche den Herrn Herzog von Tirol . . ."

„Giebt es denn noch einen solchen?" rief Friedrich und trat vor. „Hier ist, was von ihm übrig blieb!"

„Ihr seid's," rief Linus, indem er ehrerbietig das Knie beugte. „Ich danke Gott, daß ich glücklich hereingekommen und meine Botschaft sagen kann . . . ich komme von Rofen."

„Von Rofen?" fragte der Herzog verwundert. „Ist das nicht tief hinten an den Oetzthaler Fernern, wo Ruzzo haust, der unwirsche Alte, mit seinem schönen Töchterlein? Was bringst Du von dort? Wer sendet Dich?"

„Ich komm' von Rofen, Herr Herzog," erwiderte

Linus, „mehr hab' ich nit zu sagen. Im Oetzthal hausen die saligen Fräulein — ein solches ist mir erschienen und hat nicht von mir gelassen, bis ich mich auf den Weg gemacht hab', Euch zu warnen und zu retten . . .“

Um die Lippen des Herzogs spielte ein leichtes Lächeln. „Ein salig Fräulein,“ rief er, „hat sich um meinetwillen bemüht? Und wovor willst Du mich warnen? Wovon mich retten?“

„Das wußt' ich erst selber nit,“ sagte Linus, „es hieß nur, daß Euch eine große Gefahr drohe — seit ich aber hier bin, weiß ich wohl, daß sie's hier falsch mit Euch meinen, daß sie zum Schein mit Euch verhandeln und heimlich d'ran denken, Euch aus dem Wege zu räumen.“

Friedrich maß ihn mißtrauisch mit den Augen. „Wer bist Du, Gesell?“ rief er. „Wie willst Du, daß ich Dir trauen soll?“

„Ihr dürft's, Herr Herzog,“ entgegnete Linus, „auf Rosen meinen es Alle gut mit Euch, und ich auch . . . Das Gewand da hab' ich nur angezogen, weil ich sonst den Weg nit zu Euch gefunden hätt' . . . Ich bin aus dem Burggrafen-Amt, aus Algund, . . . wißt es ja wohl, schier am Fuß von Eurem Schloß Tirol . . . bin ein Tiroler Bauer!“

Er hatte Hut, Kutte und Bart abgeworfen und stand in seiner heimischen Tracht doppelt kräftig da, mit erhitzten Wangen, ein junger Kriegsheld im Lodenrocke. Lange und mit Rührung hingen die Augen des Fürsten an ihm . . . „Grüß' Dich Gott, Tiroler Bauer,“ sagte er dann, „es ist mir lange nicht so gut geworden, einen zu seh'n . . .“

„Hab' ich es nicht gesagt?“ flüsterte ihm Müllinen zu. „In Tirol ist noch Hoffnung — der Bauer ist noch da!“

Friedel trat vor Linus hin. „Was weißt Du von der Gefahr, die mich bedroht?“ sagte er.

Linus erzählte.

„Kein Zweifel, gnädigster Herr!“ rief Müllinen „Das geht nur gegen Euch! Sie wollen Euch an's Leben, und weil sie den Muth nicht haben, es offen zu thun, zetteln sie den Auflauf an, um Euch straflos im Getümmel zu erschlagen! Die feigen Schurken . . . Werdet Ihr auch jetzt noch Euch bedenken, zu fliehen?“

„Es wäre thöricht, dem Mordmesser still zu halten, das auf mich gezückt ist . . . aber wie sollen wir von hinnen kommen?“

„Dafür ist gesorgt,“ rief Linus eifrig, „ich hab' es vorbedacht und diese Stricklein mitgebracht . . . Dies Fenster führt, wie ich mir vorgestellt, schnurgerade hinunter in den See . . . Richtig, dort liegt der Nachen schon bereit! Ich will zuerst hinab, Herr Herzog, und damit heranrudern, so gut ich's kann, dann steigt mir nach . . .“

„Aber wie gelangen wir durch das verschlossene Hafenthörlein?“

„Seid unbesorgt, ich habe die Losung, — sie heißt Lichtenstein . . .“

„Lichtenstein? Ich hab' es geahnt!“

„Hört Ihr, Herr Herzog?“ rief Linus, während von der Straße herauf dumpfes Geschrei und das Gewirr streitender Stimmen hörbar wurde, und Müllinen den Thürriegel vorstieß, um gegen den ersten Anlauf gedeckt zu sein. „Hört Ihr, der Auflauf beginnt . . . nehmt Kutte und Pilgerhut, daß Ihr unkenntlich seid, dann folgt mir nach — die Leiter ist festgeknüpft, . . . ich steige voran . . .“

„Wohin aber willst Du mich führen?“ rief Friedrich, sich vorbereitend.

„Wohin Ihr wollt!“

„Das Wichtigste, gnädigster Herr,“ rief Müllinen, „ist, daß Ihr wieder in Tirol seid, daß Ihr von hier fort

kommt, daß Ihr wieder frei werdet und Herr Eures Leibes wie Eures Willens . . . sie werden Alles durchstöbern und ausspähen; der verborgenste Ort ist darum der beste."

„Es giebt keinen verborg'neren, als die Eiswüsten des Oetzthals . . . ich will dahin . . . habe wohl nicht gedacht, dem Alten den Besuch, den ich ihm versprochen, so machen zu müssen!"

„Fort, Herr Herzog," rief Linus, indem er sich aus dem Fenster schwang, „der Lärm wird immer lauter, sie kommen schon an's Haus . , ."

„Fort," rief auch Müllinen, „das Johlen und Gebrüll kommt näher — sie dringen ein und überwältigen den Wächter . . ."

„Und Du?" fragte der Herzog, indeß von unten herauf das Platschern vorsichtiger Ruderschläge hörbar wurde.

„Ich bleibe hier," entgegnete Müllinen, „und decke Euch den Rücken!"

„Nein, komm' mit . . . wenn ich Dich zurücklasse, ist es Dein Tod!"

„Ich falle nicht — mein Stündlein kann nicht schlagen, eh' Ihr wieder eingezogen seid in Eurer Hofburg zu Innsbruck! Geht Ihr nach Rofen, gnädigster Herr, und wartet ruhig, bis ich Euch Botschaft sende. Ich will das Land durchstreifen, will Weißbriach, Oheim Dießenhoven und all' unsere Treuen aufrufen und sammeln — mit dem Schwert in der Hand sollt Ihr dann vor Costentz rücken und Rechenschaft fordern!"

„Treuer, redlicher Freund!" rief der Herzog ergriffen. „Wie zahlst Du mir's edel heim, daß ich in thörichter Verblendung Dich von mir wies! Leb wohl denn — wenn wir uns wiedersehen, soll unter uns ein Bund[12]) errichtet werden, wie er noch nicht gewesen zwischen Fürst und Vasall. Du sollst mein Bruder sein!"

„Der Eurige bis in den Tod," rief Müllinen, während

der Herzog aus dem Fenster in den Nachen hinabstieg. „Es war die höchste Zeit!“ fuhr er dann zurücktretend fort, denn gegen die Thüre donnerten schon die Schläge und Stöße des heraufdringenden Gesindels. „Aufgemacht!“ schrieen wilde Stimmen durch einander. „Hierher ist er gefloh'n! Ihr habt den Mörder versteckt! Gebt ihn heraus!“

„Hier ist Niemand versteckt,“ entgegnete Müllinen, indem er sich zum Kampfe bereitete. „Geht Eurer Wege, und sucht Ihr einen Mörder, so nehmt nur Einen von Euch dafür . . . Fort, Gesindel, wir wissen, was Du im Sinne hast!“

„Aufgemacht!“ ertönte es wieder. „Unterhandelt nicht lang'! Schlagt ein!“

Die Thüre dröhnte und schütterte unter erneuten Schlägen, da riß Müllinen plötzlich den Riegel zurück und die Thüre auf — verblüfft blieb die tobende Schaar beim Anblicke des wohlgerüsteten Kämpfers stehen. Die Ueberraschung währte aber nur einen Augenblick, im nächsten ward die Stimme des Kneißl's wieder hörbar. „Hinein!“ schrie er. „Reißt ihn nieder! Hier muß der Mörder Eures Cameraden versteckt sein. Hinein, daß er nicht durch's Fenster entkommt . . .“ Zögernd drängten die Männer vor, Kneißl aber setzte gleich einer wilden Katze zum Sprunge an, um in das Gemach und dem Ritter in den Rücken zu kommen, aber mitten im Anlaufe sauste dessen Schwert auf ihn nieder, daß er mit gespaltenem Schädel zu Boden plumpte und in wenig Augenblicken sich im Tode streckte. „Kommt an, wer noch Lust hat, meinen Damascener zu kosten!“ rief Müllinen, aber des Führers beraubt, wich die Menge zurück; auch von unten herauf klirrten Waffen — um nicht umgangen und eingeschlossen zu werden, drängte und stürzte Alles in wildem Knäuel die Stiege hinab.

Eilfertig kam ein Abgesandter des Concils herbei, um sich nach dem Befinden des Herzogs zu erkundigen und ihm das Bedauern auszusprechen, daß die Ruhestörer sich erfrecht, bis zu ihm vorzudringen.

„Schafft den Kerl fort,“ entgegnete Müllinen, das Schwert abwischend und in die Scheide stoßend, „ich hab' ihm die Abrechnung mit denen erspart, die ihn gedungen haben . . . er mag's in der Hölle nachholen!“

„Gedungen!“ stammelte betroffen der Abgesandte. „Wer könnte es wagen . . .“

„Ich wag' es, Hans von Müllinen — ich werfe meinen Handschuh hin und sage, der Ueberfall war angezettelt, um den Herzog im Geräuf' zu erschlagen! Der Herzog aber befindet sich besser, als Euch Allen lieb ist — er ist frei, und die Antwort auf das freundliche Bedauern werdet Ihr bald deutlich genug zu hören bekommen!“

Bestürzt eilte der Gesandte hinweg: der Herzog hatte kaum das jenseitige Ufer erreicht, als die Sturmglocken erwachten und Alles aufriefen zur Verfolgung und Spähe [13]) —

— — — Wieder dämmerte der Abend, als Linus, mit dem Pilger vom Oetzthale herkommend, in das Seitenthälchen einbog und die Ach aufwärts dem Rofener Hofe zuschritt. Die Wanderung hatte nur einige Tage gedauert, aber sie war desto mühseliger und gefährlicher gewesen — manchmal war es nahe daran, daß der an solche Anstrengungen und Entbehrungen nicht gewöhnte Fürst völlig zu erliegen drohte: ein Sturz über einen Fels hatte ihm vollends den Fuß verwundet und geschürft, daß er nur mit Schmerz und langsam vorwärts kommen konnte, und der treue Linus ihm nicht blos zum Führer dienen, sondern auch seine Stütze und nicht selten sein Träger sein mußte. Das Gerücht von der Flucht des Herzogs hatte sich weiter verbreitet mit der Schnelligkeit eines Feuerzeichens, das

sich von Burg zu Burg entzündet; das Volk trug es mit eilender Geschäftigkeit von Thal zu Thal, von Gehöft zu Gehöft, unruhvoll und hastig sprengten die Boten der Ritter von Burg zu Burg. Gelang es dem Herzog, nach Tirol zu kommen und wohl gar wieder Fuß zu fassen im Lande, so drohten neue Verwicklungen, neue Gefahren für sie und ihre Vorrechte, darum waren Späher nach allen Seiten ausgesandt, jede Straße ward beobachtet und beinahe jeder Wanderer angehalten. Deshalb war es nöthig geworden, die einsamsten Bergpfade zu wählen, welche nur von Jägern und Sennen kaum ein paarmal im Jahre begangen wurden, und auf welchen nur selten eine ganz abgelegene Sennhütte ein dürftiges Lager und eine noch dürftigere Mahlzeit bot. Der Eindruck, den all' dies, sowie die Schauder der Bergwelt, die er noch nie so nahe, noch nie in so überwältigender Größe gesehen, auf Friedrich's Gemüth hervorbrachte, war tief aber still: er hatte noch nie so bitter sich aller Herrlichkeit entkleidet, so ganz als ein armer, schwacher Mensch gefühlt und erkannt, als in den langsam ziehenden Stunden einer solchen Nacht, die ihn auf der bloßen Erde gebettet und ihm einen Stein zum Kopfkissen gegeben hatte; wo der Schlaf vor Uebermüdung seine heißen Augen floh, und er verloren emporsah zu den Berg- und Eisriesen, die so starr und unerbittlich standen, und zu den Sternen, die hoch oben dahin wandelten und sich um das Leid nicht kümmerten, das unten auf Menschenstirnen lastet und nicht unterscheidet, ob sie eine Bauernmütze getragen oder einen Fürstenhut. Er sprach nicht darüber, aber die seinem Wesen ohnehin einwohnende Freundlichkeit steigerte sich, sie ward milder und wahrer und gewann ihm das Herz seines Führers, der ihn erst nicht ohne geheimen Groll geleitet hatte, so vollständig, daß er ihm mit Leib und Seele anhing und keinen Umweg, keine Anstrengung scheute, ihm die Beschwerden des Weges

weniger fühlbar zu machen. Nur eine Frage beantwortete er mit immer gleicher Zurückhaltung: die nach seinem Absender und nach des Rofeners schönem Töchterlein — er blieb dabei, ein saliges Fräulein sei es gewesen, das ihm erschienen und ihm befohlen, nach Costentz zu wandern.

Die Ankunft zweier Gäste war etwas so ungewöhnliches in dem einsamen Rofenerhofe, daß Ruzzo, der sie von der Stube aus hatte kommen sehen, heraus trat, sie zu begrüßen. Dem klugen Alten war nach Linus' Entfernung das veränderte Wesen nicht entgangen, das sich an Moidele kund gab: er hatte bald dem faltenlos offenen Gemüthe den Grund seiner Unruhe und all' sein Geheimniß abgefragt, das es für unergründlich hielt, weil es sich dasselbe selber nicht gestand — er erkannte Linus von Weitem und war selbst gespannt, von dem Erfolge seiner Sendung zu hören. Die Pilgerkutte machte ihm den Herzog, den er nur einmal gesehen, unkenntlich.

„Grüß' Gott mit einander auf Rofen," sagte er. „Grüß' Gott, Linus — was bringst mit aus der Welt?"

„Einen Gast, Vater Ruzzo," erwiderte Linus, „dieser Pilgersmann hat mich begleitet und will eine Weile auf Rofen hausen . . ."

„Das kann er, wenn Du ihn mitbringst, Linus: auf Rofen ist er gut aufgehoben — da spricht gar selten ein Fremdes ein."

„Ich bin auch kein Fremder," sagte Friedrich, „wir kennen einander von Innsbruck her . . . Du hast mich damals eingeladen, und da bin ich nun!"

„Bist Du es wirklich, Herzog Friedel?" rief der Bauer freudig. „Ja, Du bist es — Gott sei Lob und Dank, daß Du wieder hier und den Heimtückern Allen aus den Händen bist! Hättest eben nit fortgeh'n sollen, aber bist halt noch ein junger Herr . . . dassel' kann man nit verlangen von Dir, daß Du Alles recht machen sollst . . . aber weil

Du nur wieder da bist. Tritt ein auf Rosen, Herr von Tirol . . . in das Eigen eines freien Mannes, und schau' es an als Dein Eigen, und sicher bist Du hier wie im Grab — meine Hand darauf! Nimm sie nur, Herzog Friedel," fuhr er fort, als dieser zu zögern schien, „sie ist wohl hart und rauh, aber sie hält desto fester!"

Hand in Hand folgte der Herzog dem Bauer in die Stube, wo dieser einen Bissen Brod vom Laibe schnitt, in das Salzfaß auf dem Tische tunkte und mit seinem Gaste theilte. Dann brachte er eilfertig einen Krug Wein, und dem Herzog hatte an der glänzendsten Tafel der Goldpokal voll des edelsten Traubensaftes nicht so gemundet, wie jetzt in der schlichten Bauernstube der leichte Rothwein von Bozen aus dem unscheinbaren Holzbecher. „Trink', Herzog Friedel," rief Ruzzo, „und laß' Dir's nit anfechten, wann's Dir eine Weile überzwerch geht . . . der Flachs wird am besten, der am stärksten getreten wird . . . ich bring' Dir's, Herzog und dem Tiroler Land! . . . Jetzt aber laß mich nach Deinem wehen Fuß sehen," fuhr er fort, indem er dienstfertig vor dem Fürsten hinkniete und ihm die Schuhriemen löste. „Hast Dich bös' zerschunden . . . bist alm' das Wandern nit gewöhnt in unsern Bergen. — Gieb mir das Murmentelschmalz dort von der Stelle herunter, Linus, das ist das beste Mittel für solche Schäden: in ein paar Tagen, Herr, bist wieder frisch und munter!" Der Bursche reichte ihm eine Flasche mit goldgelber, ölartiger Flüssigkeit, aus welcher der Alte einen tüchtigen Verband bereitete und anlegte.

Die Ermüdung des Herzogs war zu groß, als daß die Unterredung lange dauern konnte; er sehnte sich nach Ruhe und Schlaf und schickte sich an, Ruzzo in das obere Stockwerk zu folgen, wo in dem besten Gelaß des Hauses das Lager für ihn bereitet war. Stehen bleibend warf er noch einen prüfenden und suchenden Blick durch die Stube.

„Schaust Dir die Stube an, Herzog Friedel?“ sagte Ruzzo. „Ist freilich ein großer Abstand gegen Deine Burg in Innsbruck!“

„Es ist nicht darum,“ entgegnete der Herzog, „aber ich staune, daß ich eine Person nicht erblicke, der zu begegnen ich wohl erwartet habe. Soll Dein schönes Töchterlein mich nicht begrüßen in Deinem Hause?“

Der Bauer sah den Fürsten mit einem festen Blicke voll eigenthümlichen Ausdrucks an; dann senkte er wie trauernd das Auge und wandte sich ab, indem er Linus rasch einen Wink des Einverständnisses zuwarf. „Das Moidele, Herzog Friedel,“ sagte er gesenkten Tones, „das kann Dir nit Grüß' Gott sagen — das ist gestorben ...“

„Gestorben?“ rief Friedrich erschreckt. „In solcher Jugend und Schönheit? Ist das möglich ... Und mein Begleiter hat auf all' meine Fragen nach ihr mir nichts davon gesagt?“

„Ich hab's nit sagen wollen,“ sagte Linus, der schnell die Absicht des Alten durchschaute und gern darauf einging. „Hab's wohl gemerkt, daß das Moidele Euch auch gefallen hat ... ich hab' Euch nit betrüben wollen ...“

„Das ist bei Gott betrübend!“ rief schmerzlich der Herzog. „Wahrlich, ich wüßte nicht, welche Nachricht in diesem Hause mich mehr zu betrüben vermöchte! Schade, Schade um die schöne Blume, daß sie so früh zu welken bestimmt war! — Wahrlich, bitter genug muß ich auf jedem meiner Schritte erfahren, daß Alles vergänglich ist, Macht und Glück — Jugend und Schönheit!“

Trotz seiner Müdigkeit währte es lange, eh' er einzuschlafen vermochte; das Bild des schönen Mädchens, das so früh von hinnen gemußt, wich nicht vor seiner erregten Seele: als er endlich halb entschlummerte, weckte ihn bald ein Geräusch vor dem Hause, und halb auf seinem Lager sich aufrichtend, blickte er durch das daneben befindliche

Fenster in den monderhellten Hofraum hinab, von wo die Leute zu kommen schienen. Eine weibliche Gestalt huschte um die Ecke; er wußte kaum recht, ob er wache oder träume — aber es schien ihm die Gestalt des schönen Moidele zu sein. Als er am andern Morgen dem Alten davon erzählte, schüttelte dieser gelassen den grauen Kopf. „Hast wohl geträumt, Herzog Friedel,“ sagte er, „oder es ist wohl gar ein salig Fräulein gewesen — die sprechen zuweilen ein auf Rofen . . .“

Der Herzog schwieg und fragte auch nicht mehr, als Linus Urlaub nahm, nach Algund zu seinem Vater zurückzukehren. Er fühlte, daß etwas wie ein Geheimniß ihn umgab, und wartete ruhig die paar Tage ab, bis sein geheilter Fuß ihm gestattete, die Stube zu verlassen. Er griff nach Ruzzo's Köcher uud Armbrust und wollte hinaus, sein Jagdglück zu versuchen. „Bring' Dir ein Steinhuhn mit zum Imbiß,“ sagte der Rofener, „aber wag' Dich nit zu sehr, Du bist das Bergsteigen nit gewöhnt. Besonders bleib' vom Vernagtferner weg, der da hinten ansteigt: der ist selber für Unsereinen gefährlich, zumal jetzt. Es ist ein Stück Eis herunter gerutscht und staut die Ach' auf . . . wenn der nächste Sommer nit hilft, kann's wohl kommen, daß aus der ganzen, schönen Weid' ein See wird!“ [14])

Das war nicht der Weg, den Herzog abzuschrecken; er that anfänglich, als wollt' er einen andern Pfad einschlagen, aber bald kam er auf einem Umwege in das gefährliche Thal und stand dem Gletscher gegenüber in der grünenden Matte. Aber er fand nicht, was er gesucht; das Thal war einsam und nichts zu hören, als der Flügelschlag eines Lämmergeiers, der darüber hinstrich. Verdrossen wollte er sich wieder zur Umkehr wenden, als ein feines, eigenthümliches Klingen zu seinem Ohre drang; es tönte wie fernes Heerdengeläute und schien aus der Höhe herabzukommen, als ob droben über den Felsen noch

einer der Weideplätze liege, wie sie hie und da in den höchsten Schluchten vorkommen und abgeweidet werden müssen, weil das Gras nicht herabgebracht werden kann. Lange horchte er und spähte rings nach der Spur eines in die Höhe führenden Pfades oder nach einem Felsenspalte, in welchem er hinauf zu klimmen vermöchte — es war vergebens, das Gestein stieg schroff und steil wie Mauern empor, er hätte der Flügel des Geiers bedurft, um den Gipfel zu erreichen. Forschend schritt er längs desselben hin, da rauschte es leicht über ihm, und wie von oben herabgeworfen fiel etwas zu seinen Füßen nieder. Es war ein kleines Pflänzchen von unscheinbaren, graugrünen Blättern, ganz frisch mit sammt der Wurzel ausgerissen. Verwundert betrachtete er das Pflänzchen, begierig schaute er in die Höhe, es war Alles öde und schweigsam wie zuvor. Er steckte es auf seinen Hut und eilte nach Hause.

„Hat Dir das Kräutel gefallen, weil Du Dir's gepflückt hast?“ sagte Ruzzo, als er es ihm zeigte. „Hast eine gute Wahl 'troffen, Herzog Friedel! Kennst das Pflänzel nit? Das ist die Staunrauten[15]), das edelste Kräutlein, das zu allerhöchst auf den Felsen steht, wo nur noch der Gams-Kreß wachst — viel fürnehmer noch als das Edelweiß, und wer's auf dem Hut tragt, ist vor dem Schwindel sicher! Schau's nur recht an, es sieht nit viel gleich, aber wenn's verdorrt ist, dann hat's einen viel feinern Duft, als alle anderen Pflanzen, und der Ruch bleibt und vergeht nit wieder . . .“

Friedel nahm den Hut ab; der Strauß war verwelkt, ein unsäglich lieblicher Duft strömte ihm davon entgegen.

Das Grauen des nächsten Morgens traf ihn schon wieder in dem Fernerthale; er wollte durchaus erspähen, woher ihm die geheimnißvolle Gabe gekommen, aber Tage vergingen; ohne irgend eine Spur, ohne ein neues Ereigniß: nur von Zeit zu Zeit lockten die unsichtbaren

Heerdenglöcklein wie überirdische Töne. Er achtete weder Gefahr noch Mühe und versuchte nun, von einer anderen Seite her auf die Höhe zu gelangen; kein Weg war zu schroff, den er nicht erklimmte, keine Kluft war so weit, daß er sie nicht übersprang — das Geheimniß hatte seine ganze Seele eingenommen und half ihm glücklich über die Tage des Wartens hinweg, die er in dem einsamen Rosen zubringen mußte.

Einmal hatte er wieder einen Versuch nach einer neuen Richtung gemacht, nach welcher ihn eine Spur, die einem Pfade glich, geleitet hatte. Ohne an den Rückweg zu denken, war er ihr hastig gefolgt und gewahrte seine Uebereilung erst, als er plötzlich auf einer vorgeschobenen Platte stand, welche, weit überhangend, nach links in einen unabsehbaren Abgrund führte, während rechts und hinter ihm eine schroffe Felswand abstieg und die Rückkehr versperrte. Betroffen blickte er um sich, und schon wollten Besorgniß und Unruhe sich seiner bemächtigen, als unweit von ihm ein Stein niederfiel. Er blickte auf — es war keine Täuschung, dem ersten Steine folgten mehrere, alle mit Sicherheit nach der nämlichen Stelle geworfen; es war unverkennbar ein Zeichen, das ihm gegeben werden sollte. Behutsam näherte er sich dem Platze und gewahrte mit Staunen den Anfang des Pfades, den er in der Eile und Verwirrung nicht mehr gefunden. „Das ist wirklich wunderbar,“ sagte er, um sich her blickend, „nirgends ein menschlich Wesen zu sehen und zu hören . . . fast beginne ich selber zu glauben, daß es ein saliges Fräulein ist, das mich umgiebt und beschützt!“

Es war wohl nur natürlich, daß er schon am nächsten Tage den gefundenen Pfad wieder und diesmal mit größerer Vorsicht verfolgte, die auch zum Ziele führte. Er entdeckte bald, wo er seitab gewichen war, und daß der Weg sich gegenüber hinter einem Felszacken bequem fortsetzte und

erweiterte — noch wenige Schritte, und er hielt an, überrascht von dem Anblicke, der sich wie zauberisch mit einem Male vor ihm öffnete. Von glänzenden Eishörnern wie von einer Schaar in Stahl und Silber geharnischter Riesenwächter umgeben, dehnte sich saftig grüne, würzhaft duftende Weide; Rinder ruhten sorglos im Grase oder wandelten weidend mit den Halsglocken hin und wieder. In der Mitte erhob sich eine kleine, aus Balken gefügte Sennhütte, wirthlicher Rauch wirbelte aus ihr empor, vor derselben saß ein Mädchen, und ein schöner, wehmüthig tönender Gesang mischte sich von fern her in das harmonische Läuten der Heerdenglocken.

Mit beflügelten, unhörbaren Schritten eilte er näher — endlich stand er vor der Lösung des Räthsels, das ihn auf Rosen umgab: es war wirklich das todtgeglaubte, tiefbetrauerte Mädchen. Mit einem Schrei sprang sie auf, als sie ihn erblickte, und wollte in die Hütte eilen, aber schon war er bei ihr und hielt sie mit seinen Armen umfangen.

„Du lebst?“ rief er. „Du bist es wirklich, Mädchen, das man mir todt gesagt? Sie haben mich also betrogen . . . sie wollten nicht, daß ich Dich wiedersehe! Warum wollten sie das? . . . Mädchen — so rede doch, damit ich wirklich sehe, daß Du noch lebst . . . damit ich höre, ob Du mich wiedererkennst!“

Moidele war zu erschreckt und ergriffen; sie konnte nichts erwidern und nickte nur zur Antwort.

„Nun denn,“ rief der Herzog wieder, „so löse mir das Räthsel! Hat Dein Vater solche arge Meinung von mir, daß er Dich vor mir bis in's Grab verbergen zu müssen glaubte? Oder bist Du es selber, die vor mir geflohen?“

Sie konnte nur schwach den Kopf schütteln.

„Warum also diese Flucht? Mädchen, komm' zu Dir

— rede! Ist es Dir zuwider, mir zu begegnen? Fürchtest . . . hassest Du mich, oder . . ."

Er verstummte — die Ahnung des wahren Grundes dämmerte in ihm; was noch dunkel sein konnte, erleuchtete die Gluth, in welcher Moidele's sonst so bleiche Wangen entbrannten.

„Mädchen . . ." rief der Herzog entzückt, „dürfte ich glauben, was in diesem beglückenden Oder liegt? Du bist vor mir geflohen, weil Du mich nicht hassest? Dein Vater zwang Dich dazu, weil er das wußte... weil er fürchtete, Du könntest mich wohl gar lieben! . . . O sag' es — bekenne, leugne mir nicht ein Glück, das Deine süße Befangenheit mir doch schon verrathen hat . . ."

Moidele lag noch immer wie bewußtlos in seinen Armen; die Röthe auf ihren Wangen machte wieder der gewohnten Bläſſe Platz, ihre Augen waren geschlossen — er beugte sich sanft herab, sie auf die Stirne zu küssen; da war es, als ob sie die Annäherung seiner glühenden Lippen spüre: wie von unsichtbarer Macht gehoben, stand sie plötzlich aufgerichtet da und hatte sich seinen Armen entwunden.

„Es wär' besser, Herr, Du hättest den Weg zu mir nit gefunden," sagte sie mit weicher, bebender Stimme, „— aber weil's doch so ist, will ich nichts leugnen, was wahr ist . . . Ja, Herr, mich hat noch nichts so gefreut im Leben, als daß ich Dich wiederseh' . . ."

„Und Du warst es auch, die mir mit den Steinwürfen den Weg gezeigt? Du hast mir die Steinraute zugeworfen?"

„Mußt deswegen nicht ungleich von Moidele denken," sagte sie tief erröthend, „es ist mir gar zu hart an'kommen, daß ich Dir wie eine Gestorbene sein sollt' und sollt' Dir gar kein Zeichen geben . . . Ich hab' halt nit 'denkt, daß Du die Eis-Alm' finden thät'st . . ." Beklommen schlug

sie dabei die Augen nieder, dann aber hob sie dieselben, hnd aus dem Strahle derselben brach die ganze Reinueit ihrer Seele, die ganze Wärme ihres Herzens.

„Engel von einem Mädchen," rief der Herzog hingerissen, „mein guter Stern hat mich zu Dir geführt . . . Du liebst mich . . ." Er wollte sie verlangend in seine Arme schließen, aber mit der Gewandtheit eines Vogels entschlüpfte sie ihm.

„Nit so, Herr," sagte sie mit dem Ausdrucke der innigsten Unschuld, „wann's Dir nit zuwider ist, daß ein geringes Bauernkind Dich lieb hat, so will ich's wohl sagen . . . ich thät's nit, Herr, wenn ich nit wüßt', daß Du so gut sein mußt, wie Du ausschaust . . . Herzog und Bäu'rin aber, die thun nit gut mit einander, und wenn Du wieder in Deiner Burg in Innsbruck sitz'st, wirst nit wollen, daß das Moidele roth werden muß, wenn's an Dich denkt . . ."

„So glaubst Du, daß ich wieder dahin zurückkehren werde? — Dann wird es nur mit Dir gescheh'n und mit Deinem biederen Vater! Ihr habt mir eine Zuflucht gewährt, Ihr sollt für immer bei mir bleiben: mit Würden und Schätzen will ich Euch überhäufen, wie noch kein Fürst gedankt . . ."

„Das wird der Vater nit annehmen, Herr — und ich . . . für mich ist auch kein Platz zu Innsbruck: ich bleib' auf Rosen — Ich bin schon zufrieden, Herr, wenn Du manchmal an's Moidele denkst, und wenn ich gestorben bin, schick' ich Dir schon ein Andenken . . ."

„Welche Gedanken? Wie kommst Du auf den Tod, mitten im schönsten Augenblick des Lebens?"

Moidele's Blick hing wieder erstarrend an den Gletscherhörnern. „Es weiß alm Keines, wie bald seine Zeit um ist . . ." sagte sie dumpf, dann bot sie dem Herzog die

Hand. „Aber es ist Zeit, Herr, daß Du auf Rosen heimgehst — der Weg ist weit . . .“

„Und darf ich wiederkommen, Moidele?“

„Gern, wenn Du willst . . . Der Vater hat's so haben wollen, und ich hab' ihm gefolgt . . . ich hätt' mich nicht geflücht't vor Dir, Herr, denn ich weiß ja doch, daß ich gut aufgehoben bin bei Dir!“

Sie erhob sich und gab ihm bis an die Felsengrenze das Geleite.

Herzog Friedrich gewahrte von dieser Stunde an nicht mehr, wie schnell die Tage sich zu Wochen reihten, ein so seliges Liebesleben brach ihm in Mitte der Eiswüste auf, wie eine grünende Palmeninsel im endlosen Sandmeere. Er konnte die Stunde kaum erwarten, wo es ihm vergönnt war, in das einsame Almthal zu eilen, an dessen Eingang Moidele schon seiner harrte und ihn mit leuchtenden Augen empfing. Sie machte kein Hehl daraus, wie seine Gegenwart sie beglückte; mit dem seligen Lächeln eines Kindes lauschte sie den feurigen Betheuerungen seiner Liebe und Zärtlichkeit, aber sie blieb ihm fern: jeden auch noch so leisen Versuch einer Annäherung wies sie ruhig und zart, aber unnahbar zurück; daß sie ihm zum Gruß und Abschied die Hand reichte, war die einzige Gunst, die sie ihm gestattete. Er selbst ehrte sie bald wie ein höheres Wesen: in seinem sturmgereinigten Gemüthe dämmerte die Ahnung einer Liebe auf, selbstlos und rein, wie er sie noch nicht gekannt: es war ihm freudig zu Muthe, wie noch nie im Leben, und edle Entschlüsse keimten daraus. Sie horchte athemlos den Erzählungen von seinen Erlebnissen, Schlachten und Abenteuern, oder erzählte hinwieder von den kleinen Begebenheiten und Ereignissen des engen Bergthals, oder sang ihm Lieder vor und Märlein von den wilden Männern, die einst in den Bergen gehaust, von den Zwergen und Nörgeln und den saligen Fräulein.

Dann blickte er, zu ihren Füßen sitzend, wohl zu ihr empor und meinte, sie möge wohl selber eine von den Saligen sein.

„So rein möcht' ich wohl werden wie sie," sagte sie und blickte nach den Eiszinken, als ahnete sie, daß ihre Heimath in dem klaren Elemente sei, das um deren Stirnen wehte. „Wenn ich einmal bei ihnen bin, Herr — dann halt' ich Wort und schicke Dir ein Zeichen!"

„Immer diese Gedanken!" erwiderte Friedrich.

„Es ist gut, wenn man immer an's Scheiden denkt . . ." flüsterte sie, indem sie erstarrend vor sich hinsah; der Geist geheimer Kunde kam wieder über sie.

„Was ist Dir?" rief der Herzog erschrocken. „Was geht mit Dir vor!"

„Es ist vorbei . . ." sagte sie, „der Bot', der Dich abruft, Herr, klopft schon an der Thüre . . . das Scheiden ist da! Ich seh' Dich nimmer wieder, Herr, und ach, ich hätt' Dir noch so viel zu sagen . . . O du selige Zeit — o du kurze, kurze Zeit . . ."

„Ich fasse Dich nicht . . . beruhige Dich doch . . ."

„Es ist vorbei, Herr — morgen mußt Du fort: aber ich geb' Dir das Geleit' — Niemand als ich — ich will bei Dir sein bis zum letzten Augenblicke . . ."

Als Friedel in Rosen eintrat, harrte seiner der vorhergesagte Bote und brachte die verheißene Kunde des treuen Müllinen: nächsten Sonntag solle der Herzog in Landeck sein und, wenn es zur Vesper läute, über die Rosanna-Brücke gehen.

Am Morgen trat der Herzog aus der Thüre des gastlichen Rosenerhofs. „Nimm meinen Dank für das, was ich nicht vergelten kann," sagte er gerührt zu Ruzzo. „Nicht zu Lohne, zum Andenken sollst Du befreit sein von aller Steuer und Gab', und das Haus, das mir eine

Freistatt geworden, soll eine Freistatt sein und bleiben jedem Bedrängten — für alle Zeit!"

Bald war die Eiswüste des Niederjochgletschers überschritten; Moidele war der Führer. Am Ende des Ferners, wo das Leben und Grün wieder begann, blieb sie stehen.

„Hier ist das End'," sagte sie, „dort unten liegt der Finailhof, Du kannst nicht mehr fehlen, Herr: dort wartet der Knecht auf Dich, der Dich durch's Matsch hinausführt in's Vintschgau und sicher nach Landeck bringt . . . Jetzt muß ich umkehren . . . B'hüt Dich Gott, Herr . . ."

Sie bot ihm die Hand und sah ihm lange und fest in's Gesicht, als wollte sie sich die Züge tief einprägen, eine Thräne umflorte ihr den Blick.

Der Herzog war nicht minder ergriffen: er fühlte ganz, wovon er schied.

„B'hüt' Gott," wiederholte sie, „denk' diem' (manchmal) an's Moidele, Herr — ich halt' schon Wort und schick' Dir ein Andenken . . ."

„Wie schwer wird mir, von Dir zu scheiden!" rief der Herzog. „Warum willst Du nicht mit mir geh'n! Warum darf ich nicht bei Dir bleiben für immer!"

„Ich bleib' auf Rofen," sagte sie. „Dein Platz aber ist draußen, Herr — auf Dich wartet das Tirolerland. Du wirst ihm ein guter Herr sein und auch dem Bauern sein Recht geben — sie verdienen's all' Beide . . . Und so, Herr . . . b'hüt Dich Gott . . ."

Eh' er zu erwidern vermochte, war sie fort und schon eine Strecke entfernt; traurig sah er ihr nach — mit einem Male wandte sie sich um, eilte zurück und lag aufschluchzend an seiner Brust. Ein inniger Kuß brannte auf seinen Lippen — dann verschwand sie wieder, und als er durch grünen Bergwald niederstieg, tönte ihm noch lange der wehmüthige Gesang nach, dem er so oft zu ihren Füßen gelauscht.

Die Hirten, die träumend neben ihren Schafen im Grase lagen, sahen empor und lauschten. „Das ist ein salig Fräulein!“ sagten sie unter einander. „Sie singt so traurig, weil sie etwa bald fortzieh'n will — sie wird wohl Abschied nehmen!“

Zweites Kapitel.

Bauerngespiel.

Zu Landeck[16]) an der Innbrücke war groß' Gedränge, denn es galt ein Doppelfest, fröhliche Kirchweih' und noch fröhlichern Jahrmarkt, und dazu war wohl kaum ein Ort geeigneter, als das freundliche Landeck, das, vom Inn in zwei Theile getrennt, am Ausgange jener Felsschluchten liegt, durch welche der Strom sich herauswühlt, um sich dann dem eigentlichen obern Thale zuzuwenden, das nach ihm den Namen trägt. Wie an einer Ecke treffen da drei Heerstraßen zusammen: die eine aufwärts an der in den Inn stürzenden Rosanna, dem Arlberg und den Vorlanden zu; die andere seitwärts von Imst und Innsbruck, und die dritte vom Rücken her aus dem Vintschgau und dem Burggrafen=Amte. Unweit davon mündet auch manch' kleineres Thal, wie das von Pitz, das Paznaun und das Kaunserthal. Darum war es den Bauern all' dieser Gegenden hoch willkommen, wenn der Tag kam, an welchem die rothe Fahne mit dem weißen Kreuze an dem Thurme des kleinen Landecker Kirchleins ausgehangen wurde, denn sie wußten, daß sie auf dem Markte Alles fanden, was sie in Haus und Wirthschaft bedurften. Jede Anschaffung ward auf diesen Tag verspart, und um des

guten Absatzes willen säumten auch die Krämer und Kaufleute nicht mit ihren Waaren sich einzufinden. Zu beiden Seiten der Brücke schlugen sie ihre Tische auf und spannten an Stangen leichte Zelte darüber, denn die Augustsonne legte sich mit allem Nachdruck in die offene Bergmulde. Da waren Tuchhändler aus Feldkirch, Gewandmacher und Schuster aus dem rührigen Dorenbüren, Buden mit Eisenwerk und allerlei bäuerlichem Geräthe: Juden mit Weiberschmuck und Goldgeschmeide fehlten nicht, und selbst aus der fernen Reichsstadt Nürnberg hatte sich ein Händler eingefunden, damit die Kinder nicht leer ausgehen und ihren Antheil erhalten sollten an süßem Gebäck und buntgefärbtem Spielwerke. Die meisten der Kauftische standen auf der rechten Seite des Flusses, in der sogenannten Angedair, denn da war größerer Raum; auf die linke Seite, Perfuß genannt, wo es bald und rasch bergan geht, hatte sich nur angesiedelt, wem es nicht gelungen war, auf dem belebtern Platze ein Unterkommen zu finden. Auf diesem standen auch einige ansehnliche Häuser, aus Steinen gebaut, durch Aussehen und Zeichen verrathend, daß in ihnen das bürgerliche Handwerk hause. Neben einem Gebäude, an dessen Giebel sich ein grüner Busch als Schenkzeichen schaukelte, erhob sich ein noch stattlicheres mit einem auf die Wand gemalten Schilde, auf welchem ein grimmig aufgerichtetes Löwenpaar zwei gekreuzte Schabmesser emporhielt, um anzukünden, daß es die Schwelle einer Gerberei vertheidigte. Gegenüber stand eine alte mächtige Linde, unter welcher einige fahrende Spielleute saßen und mit Fiedel, Hackbrett und Dudelsack zum Tanze lockten. Seitwärts davon war ein Laden auf den Boden gelegt, eine Kegelbahn zu bilden, und die Kegel waren bereit gestellt: starke, oben zugespitzte Pfähle, welche zum Fallen zu bringen, die Kugel minder gerollt, als mit kräftigem Wurfe geschleudert werden mußte. Längs des

Ufers Inn- abwärts waren ein paar Schießstände aufgerichtet, und in beträchtlicher Entfernung stand eine plump gemalte Gemse, das rothe Herz als Zielpunkt auf dem Leibe. Trotz aller dieser Zurüstungen und lockenden Einladungen und der großen Menge der Anwesenden aber ging es ziemlich kühl und lautlos her. Die Bäuerinnen mit den Kindern und Mädchen schritten wohl emsig feilschend und marktend zwischen den Verkaufsstellen dahin, die Männer wählten und prüften, was sie bedurften, aber die jungen Bursche standen still und ernst unweit der Linde beisammen; kein Gesang ertönte, die Spielleute mochten noch so lustige Weisen fiedeln, kein Paar stellte sich zum Tanz: Kegelbahn und Schießstand waren leer, und obwohl die Bursche aus den verschiedensten Dörfern und Thälern einander gegenüberstanden, regte sich doch nicht einmal die Lust, die Kraft der sehnigen Arme zu messen, um im Ringen und Hosenlupfen zu erproben, wer der beste Robler sei, und wem es gebühre, die gekrümmte Spielhahnfeder am Hute am keckften nach vorn zu drehen. Vor dem Hause mit dem Busche saßen einige ältere Männer beim Weinkruge zusammen, allein auch ihnen schienen Stoff und Lust zum Gespräche ausgegangen zu sein, denn mit sinnenden Gesichtern und gesenkten Köpfen saßen sie da und starrten gedankenvoll in die Becher.

Die Ursache von all' dem war nicht schwer zu erkennen, denn überall neben den Zurüstungen, bei denen sonst wohl das Landvolk, von Sorge, Mühe und schwerer Arbeit entlastet, sich lauter und rückhaltloser Fröhlichkeit ergab, machten sich bewaffnete Knechte breit, als wären auch sie als Gäste zu Markt gekommen: aber die volle Rüstung und die spähenden Mienen zeigten gar zu deutlich das Gegentheil und ließen sie als eben so viele Späher und Wächter erkennen. Der Anführer, ein breitschultriger Mensch mit keckem Gesicht und rother Wein-

nase, unter welcher der Schnurrbart in grauen Büscheln herabhing, schritt mit gespreizten Beinen durch die Menge, streckte das Schwert weit hinter sich empor, rückte den Eisenhut hin und her und ließ nach allen Seiten drohende und doch wieder herausfordernde Blicke schießen.

Jetzt blieb er vor den Alten stehen und betrachtete sie eine Weile mit kecker Miene.

„Was soll das heißen, Ihr Bauern?" platzte er endlich heraus, da Niemand ihn anredete oder auch nur zu gewahren schien. „Warum hängt Ihr die Köpfe und drängt Euch zusammen wie die Schafe, wenn's donnert? Warum seid Ihr so still? Das ist doch sonst die Art nicht, wie Ihr die Kirchweih' zu feiern pflegt!"

Der Vorderste der Männer wandte sich nach ihm und erwiderte seinen Blick. Es war ein Greis von beinahe riesiger Gestalt, mit fast ganz kahlem Haupte und einem wetterharten Angesicht, aus welchem die starkgebogene Nase wie ein trotziger Felsenvorsprung hervortrat. „Zeit und Weil' sind eben ungleich," sagte er trocken und wandte dem Rottmeister wieder den Rücken zu.

„Wer Euch Querköpfen 'was recht machen könnte!" rief dieser wieder. „Bist Du nicht der Bär von Stanz?"

„Allemal."

„Und warst Du nicht einer der ärgsten Schreier und Lärmer, als Seine Gnaden, der Herr Schloßhauptmann auf Landeck, der unruhigen Zeitläufe halber die Landecker Kirchweih' verbot? Und jetzt — da er Eurem Drängen nachgegeben und das Verbot zurückgenommen hat, jetzt sitzt Ihr verdrossen da und verstockt, wie Eure Holzblöcke?"

„Das will ich dem Herrn sagen, wenn er es wissen will," sagte der Greis. „Kirchweih und Markt zu Landeck sind ein uraltes Recht, und von einem Recht geben wir nicht ein Haar breit auf, und wenn wir's aufwägen müß-

ten mit Haut und Haar Der Schloßhauptmann hat nur seine Schuldigkeit gethan, und wir haben nichts davon, als daß das Unsrige uns unverkürzt geblieben ist — das versteht sich von selbst, — sollen wir darüber jubeln und uns besonders freuen?"

„Man kennt Dich, Alter," rief der Rottmeister, „Du bist ein Murrkopf — von Dir verlangt auch Niemand, daß Du ein minder unwirsches Gesicht machen sollst . . . aber die jungen Leute, denen die Falten nicht so fingerdick auf der Stirne sitzen wie Dir, warum sind auch die so still und scheu, als wollten sie gern und getrauten sich nicht? Warum ist's leer auf dem Tanzplatz? Warum singen sie nicht?"

„Wird ihnen wohl nit fingerlich sein!"

„Sie sollen aber lustig sein — Seine Gnaden, der Herr Schloßhauptmann, wollen haben, daß Alles lustig und vergnügt sei!"

„Wenn Ihr's zu machen wißt, Herr, so thut's — in Tirol sagt ein altes Wort . . . Singen und Beten, das läßt sich nicht nöthen!"

„Und warum denn gerade diesmal diese Traurigkeit? Ist's doch im vorigen Jahr ganz anders gewesen! Da stand die Kugel nie still, die Armbrüste schnellten Schuß auf Schuß, und war ein Geschrei und Gedudel, daß Einem die Ohren gellten, und heuer ist es, als ob man unter Klosterbrüdern säße oder in einem Siechenhaus!"

Der Bär warf ihm einen trotzigen Blick zu. „Das ist vor einem Jahr gewesen," sagte er. „Ein Jahr ist lange Zeit!"

„Meinst Du," rief der Rottmeister auffahrend entgegen, „wir wüßten nicht, was dahinter versteckt ist? Unzufriedene, heimliche Aufrührer seid Ihr Alle mit einander, die von ihren alten Schrullen und Einbildungen nicht lassen wollen! Wir wissen nur zu gut, was Ihr im

Sinne habt, aber läßt Euch nicht träumen, daß es Euch gelingt! Ducken müßt Ihr, ducken — so tief, als man's haben will, wir wollen Euch lehren . . ."

„Was wollt Ihr lehren, Herr?" rief der Bär, indem er in rasch aufloderndem Zorne aufsprang und in seiner ganzen Länge vor den Rottenmeister trat. „Wen wollt Ihr 'was lehren? Mich? Mein Kopf ist zu alt zum Lernen, und die Tiroler haben lang' gelebt, eh' ein hergelaufener Weinschlauch gekommen ist und sich zum Schulmeister aufwerfen will! Wie könnt Ihr mitreden bei dem, was in Tirol vorgeht, was Noth thut in unserer Heimath? . . . Wie könnt Ihr von Einbildungen reden . . . ein Mensch, der keine Heimath hat, und der seine Haut um ein paar Pfennige an Jeden verkauft? Versucht's nit, Herr, mit den Lehren — es könnt' nit gut ausfallen!"

Der Rottmeister wechselte die Farbe und biß grimmig die Zähne über einander; er hätte dem verwegenen Bauer gern durch Gewalt geantwortet, aber er hielt an sich, er sah nur zu wohl auf allen Gesichtern der Umgebung, daß alle Hände bereit waren, den Alten zu schützen. Es war ihm darum sehr willkommen, daß sich von der Brücke her Geschrei erhob, und eine lärmende Schaar herandrängte. Ein paar bewaffnete Knechte hielten einen jungen stämmigen Mann in bäuerischer Kleidung von beiden Seiten an Hals und Rock gefaßt und schleppten den mit aller Kraft Widerstrebenden gewaltsam durch die immer stärker andrängende Menge. Der Bär hatte den Burschen kaum erblickt, als er in den Schwarm sprang und mit einem mächtigen Ruck die beiden Knechte bei Seite schleuderte.

„Was erfrechst Du Dich, Bauer?" rief der Rottmeister. „Einen Gefangenen befreien! Weißt Du auch, daß Du dafür bürgen mußt mit Hab' und Gut, mit Haut und Haar?"

„Das thu' ich, Herr," erwiderte der Greis, „und so

Ihr mich ansprechen wollt um die Bürgschaft, kommt nach Stanz hinüber, mein Haus ist zu finden, und ich werde mich auch nicht verkriechen vor Euch — den Burschen da aber, den mach' ich frei, ich kenn' ihn, 's ist meiner Schwester Sohn aus dem Galtür. Für den sag' ich gut, denn ich weiß, daß er nichts Unrechtes gethan hat. Was ist's, Uly?" fuhr er, zu dem Burschen gewendet, fort. „Was hast mit den Landsknechten zu schaffen?"

„Nichts, Ohm," erwiderte der Bursche, „bin ruhig meiner Weg' gegangen, zwischen den Krämern hin — da war Einer, der mit Eisenwerk handelt, mit Aexten und Beilen und Lanzenspitzen, und der hatt' eine starke schöne Schwertklinge, die mir gefiel. Hab' einen alten Griff daheim, in den wollt' ich sie einzieh'n. Bin auch schon fast handeleins gewesen mit dem Eisenkrämer, da kommt der Knecht an den Tisch und verbot mir, die Klinge zu kaufen, und wie ich's nicht lassen wollt', da rief er seinen Gesellen und legte Hand an mich . . ."

„Und daran hat er Recht gethan!" rief der Rottmeister. „Es ist Befehl ergangen von den fünf Landeshauptleuten, daß Niemand im Lande Waffen tragen soll, außer den Rittern und den Kriegsleuten... Wißt Ihr's nicht Alle? Ist's nicht überall verkündet worden?"

„Das kann wohl geschehen sein," erwiderte der Alte mit Hohn, „aber der Wind muß wohl die Verkündigung verweht haben! Versucht's einmal und verkündet unsern Bergen, daß sie sich bücken sollen . . . eben so gut, als sie gehorchen werden, geben wir das Recht auf, uns're Wehr zu tragen . . ."

„Was soll sie dem Bauer?" rief der Rottmeister. „Könnt' ihm, wenn er hinter'm Pfluge geht oder die Sense führt, nur zwischen die Beine kommen, daß er d'rüber stolpert! Hier," fuhr er fort und trat rasch zu dem nächsten Tische, woran der Nürnberger seine Waare feil

hielt, „wenn Ihr durchaus von Eurem alten Rechte faselt — hier ist eine Wehre, wie sie für Euch sich schickt . . . Damit hatte er von den Spielwaaren ein kleines hölzernes Schwert ergriffen, und versuchte, es dem befreiten Gefangenen in den Gürtel zu stecken. Dieser aber hatte kaum die leiseste Berührung verspürt, als er mit zornglühender Miene das Holzgeräth ergriff, zerbrach und dem Rottenmeister die Trümmer vor die Füße schleuderte. „Da liegt der Tand, mit dem Du mich beschimpfen willst," rief er, „und wie das Holzschwert pack' ich Dich selbst und brech' Dich auch in der Mitte auseinander!" Er zögerte auch nicht, aus der Drohung Ernst zu machen, hielt im Augenblicke seinen Gegner an der Brust gefaßt, und der Kampf wäre unausbleiblich gewesen, hätte nicht der greise Bär sich dazwischen gedrängt.

„Haltet Ruh' auf beiden Seiten!" rief er. „Wenn der alte Bär von Stanz bei Einem von Euch 'was gilt, Landsleute, so rührt Keiner eine Hand . . . Ihr, Soldknechte, aber habt erfahren, daß wir trotz Eurer Spieße Euch nicht fürchten! Wir sind freie Männer, und wer uns verbieten will, eine Wehr zu tragen, der mag nur kommen und sie uns abnehmen!"

Durch den Lärm aufmerksam gemacht, hatte sich alles Volk herbeigedrängt; ein Blick in die Runde sagte den Reisigen und ihrem Anführer, daß sie im Augenblicke von der Ueberzahl überwältigt und entwaffnet sein würden, denn wenn auch, das Gebot des Alten ehrend, keine Hand sich erhob, sahen sie sich doch rings von drohenden Mienen und zornigen Blicken umgeben. Sie wechselten ein paar flüchtige Worte, schlossen sich eng an einander und schwenkten ab, der Anhöhe zu, von welcher das Schloß gar ernsthaft herniedersah. Das Volk bildete schweigend eine Gasse, aber als sie abgezogen waren, da hob Uly von Galtür die erkaufte funkelnde Klinge mit dem rechten Arme hoch

empor, in der linken Hand schwenkte er den Hut über'm Kopfe und stieß einen lauten, lang' hallenden Jubelruf aus, wie ihn die Sennen sich zurufen von den Almen seines winterlich dürftigen Heimaththals. Da war es, als sei mit dem Tone ein Bann gebrochen, der auf der ganzen Versammlung gelastet; die Fiedler begannen eine lustige Weise, und mit Freudenruf drängten jetzt die Paare unter die Linde zum Tanze; bald rollten und dröhnten die Kugeln, die Armbrustsehnen klatschten in die Wette, und das nicht endende Rufen der Zieler trug den abziehenden Kriegsknechten die Botschaft nach, wie wohl es die Bauernhände verstanden, das Geschoß zu handhaben und die Gemse mitten in's rothe Herz zu treffen.

Mitten durch den Jubel und anscheinend desselben nicht achtend schritt ein Mann in dunkler Pilgertracht; er eilte über den Inn, um nach kurzer Wanderung am linken Ufer die Stelle zu erreichen, wo die Rosanna sich hastig unter die Brücke durchstürzt, um sich mit dem Inn zu verbinden.

Vom Kirchlein oberhalb Landeck läutete es zur Vesper.

Inzwischen waren die Männer, die vor dem Busche gesessen, einer nach dem andern aus dem fröhlichen Gewühl verschwunden und in das Haus mit den Löwen getreten. In der sauber getäfelten, sonntäglich aufgeräumten und von Ledergeruch durchdufteten Wohnstube trat ihnen der Meister in der Tracht seines Gewerbes entgegen, die auch Feiertags seine Ehrentracht bildete, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Aermel des über die nervigen Arme zurückgestreiften Hemdes blendend weiß waren, und Brust und Leib von einer reinlichen lohbraunen Schürze bedeckt erschienen. „Gott zum Gruß, Landsleute,“ sagte er, Jedem die Rechte zum Handschlage darbietend. „Mich freut, daß Ihr bei mir einsprecht . . .“

„Das macht,“ sagte der Alte von Stanz, „weil Du

uns als Knappen aufdingen sollst — wir wollen Alle Gerber werden!"

„Du auch da, alter Bär?" erwiderte lachend der Meister. „Zu solchem Knappen mag sich die Innung Glück wünschen: die Haut, die Du gerbst, wird bald gar werden! Aber wer sind die Männer alle . . . ich kenne nicht Jeden, und ist mir auch willkommen, wer mit Dir über die Schwelle tritt, so spricht sich's doch traulicher, wenn man einander kennt . . ."

„Das hier," sagte der Alte, „ist der Müller Hendl aus dem Schnalserthal, der hat den weiten Weg über den Ferner nit gescheut . . ."

„Wie könnt' ich?" entgegnete der Müller. „Ist Einer zu mir gekommen, der hat mir gesagt, der Gerber von Landeck wolle einen großen Einkauf von Häuten machen, und wer welche zu verkaufen habe, sollt' auf den Markt kommen — der mir die Botschaft gethan, hatte einen Stock in der Hand, in dessen Rinde drei Ringe ausgeschält waren, da hab' ich wohl gewußt, was für einen Handel das bedeutet, und bringe wenigsten meine eigene Haut . . ."

„Der Pirkel von Obladis," fuhr der Stanzer fort, „der Süß von Prutz und der Wirth Greil von Imst . . ."

„Den kenn' ich, sagte der Gerber, indem er dem Genannten lachend die Hand schüttelte, hab' ihn wohl nie geseh'n, aber er ist mein Widerpart wegen des Holzgrundes bei Tarenz, den mein Weib von ihrem Bruder geerbt, und den ihr die Sippe jetzt steitig macht . . ."

„Ein Jeder schaut nach dem Seinen, Meister," entgegnete der Wirth, „das ist ein schlechter Mann, der gleichgiltig aufgiebt, was ihm gehört — aber außer dem Gericht seid Ihr mein Widerpart nicht . . ."

„Recht so, Ihr Männer," rief der Stanzer Bär, „wir wollen uns auf eine Weil' des Streits unter einander

begeben, sonst weiß bald Niemand mehr im Lande, was er sein Eigen nennen darf, und was Recht und Unrecht ist! D'rum hab' ich den Boten mit den Ringstab herumgeschickt in alle Thäler, wo ich Bekannte und Gefreundete hab', damit wir unter uns bereden und berathen, was zu thun ist. Wir wollten schon lang' in's Haus, Meister — es war aber nicht zu rathen, so lang' die Spürer um uns her waren . . . habt's wohl vom Fenster aus geseh'n!"

„Geseh'n und gehört, Nachbar," erwiderte der Gerber, „und hab' mir gedacht, es ist die höchste Zeit, daß wir für uns selber sorgen. Der Uebermuth der Ritter steigt mit jedem Tage, Ihr seht's aus dem, was ihre Söldner schon uns zu bieten wagen! Wenn die Knechte sich solches unterfangen, was werden dann bald die Herren thun!"

„Was können sie noch mehr thun, als sie schon gethan?" rief der Imster Wirth. „Sie wollen eben die Herren sein und Niemand gelten lassen, der über ihnen steht oder neben ihnen — und das ist's, was wir nicht leiden . . . ich bin ein freier Mann auf meinem Hof und Haus, der nur dem Kaiser steuert und dem Landesfürsten!"

„Das ist's! Ihr sprecht unser Unglück aus!" rief der Gerber. „Hätten wir einen Fürsten im Land, wie's Recht und Brauch ist seit den alten Zeiten, sie ließen es sich wohl nicht in' Sinn kommen, den Bauer und Bürger zu drücken und zu ihrem eigenen Mann zu machen, der zu nichts da ist, als um ihn zu zinsen und zu frohnen! Das ist unser Unglück, daß der Fürst außer Landes ist, in Feindeshand, im Kerker, und daß er vielleicht niemals wieder aus demselben und zu uns kommt!"

„Da seid Ihr übel berichtet, Meister," erwiderte der Müller, „hat's doch schon vor einiger Zeit verlautet, Herzog Friedel sei in Costentz aus dem Gefängniß entwichen . . . aber es ist darum doch nicht besser mit uns! Wär' er wirklich entkommen, wo anders hätt' er sich hinwenden

können, als nach Tirol, und wenn er's gethan, müßt er nicht schon lang' im Lande sein? Müßten wir nicht längst davon gehört haben? Aber keine Menschenseele weiß etwas von ihm — die Ritter haben alle Wege und Stege verlegt mit ihren Kundschaftern und Söldnern, und so ist kaum noch ein Zweifel, daß er einem von den Schurken in die Hände gefallen und wohl längst nimmer unter den Lebendigen ist . . . wir haben keine Hoffnung, wenn wir uns nicht selber helfen . . ."

„Und hätten auch keine, wenn der Herzog in dieser Stunde zurückkäme!" sagte Süß. „Ist er auch den Edlen feind, so ist er d'rum noch lange nicht den Bauern hold! Wißt Ihr nicht, daß er mit seinen römischen Schreibern in Innsbruck uns unser altes Recht nehmen wollt' und das Mannengericht?"

„Hat er's doch nicht gethan," rief der Pirkel, „und hat's allemal gut gemeint mit den Bauern . . ."

„Hab' nichts davon erfahren!" rief der Prutzer wieder. „Hat er nicht ein schwer Verbot ausgeh'n lassen, daß Niemand die Gemsen jagen sollt' und das Edelwild, Niemand im Land, als die Ritter und Edlen, und hat uns Bauern das Waidwerk verboten bei schwerer Straf'? Und ist das Wild nit frei auf den Bergen, und sind wir nit frei auf unsern Höfen, so gut als der Edelmann?"

„Und doch sag' ich, Herzog Friedel ist nicht so schlimm," rief Hendl, „es kommt ihm viel auf's Kerbholz, was seine Schreiber und Schranzen thun — aber wenn er auch käm', was thät's uns nützen? Ist er nicht geächtet? ist im Kirchenbann, und wer ihm anhängt, ist's mit ihm! Er hat sich am heiligen Vater, am Papst vergriffen und ihn seinen Feinden ausgeliefert!"

„Und zuvor," sagte kopfschüttelnd der Gerber, „zuvor war er gebannt, weil er zum Papst gehalten und ihm fortgeholfen! Das ist mir zu fein, das weiß ich mir nicht aus

einander zu klauben . . . wollte nur, er wär' nie nach Costentz gegangen! Ich seh's noch, als ob es heute wäre, wie er hinausritt an den Arlberg; schön und gewaltig und wie ein rechter Fürst sprengt' er auf seinem Schecken gegen die Brücke hin und grüßte gar gnädig mit der Hand nach all' den Leuten, die herum standen und aus den Häusern gelaufen kamen, den Herrn zu seh'n — da scheut der Scheck an der Brücke und bäumt sich kerzengrad' empor und ist nicht auf die Balken zu bringen: der Herzog mußt' absteigen und zu Fuß hinüber geh'n, und da ist mir's oft eingefallen, so ein Thier ist gar zu klug und wittert Manches voraus . . . es war ein übles Anzeichen, Herzog Friedel aber lachte und schwang sich drüben wieder wohlgemuth auf den widerspenstigen Gaul!"

„Mag sein," begann der Prutzer nochmals, ein untersetzter Mann von entschlossenem und feurigem Wesen, „aber er ist einmal fort, um nit wieder zu kommen, und wir wollen ihn auch nicht zurückwünschen . . . wozu müssen wir einen Fürsten haben, da er selber uns aufgegeben? Die Edlen wollen statt seiner Herr sein im Land — wir können es auch, und unser sind mehr! Schaut hinüber zu den Appenzellern und Eidgenossen: die sind mit Fürsten und Rittern fertig geworden, wir können's auch — schickt einen Boten an sie, sie nehmen uns mit offenen Armen auf in den Bund!"

„Man hört Dir's nit an, Süß," entgegnete der Bär, „daß Du schon einen so grauen Kopf hast — nach Deiner Red' sollt' man Dich für einen jungen Hitzkopf halten, der sich den ersten Bart noch nicht verschnitten! . . . Hast wohl nicht bedacht, daß wir dem Haus Oesterreich geschworen haben und Herzog Friedel, und daß wir, so lang' er nicht ganz gewiß nimmer wieder kommt, Wort und Treu' halten müssen, wie sich's für Tiroler schickt und Brauch ist im Land? . . ."

„Aber über dem Warten geht die beste Zeit verloren!“ rief Süß. „Die Ritter setzen sich immer fester und ziehen uns das Fell über die Ohren — dann sind's uns're Häute, die gegerbt werden!“

„Das soll und wird nicht gescheh'n, wenn Ihr mir folgen wollt . . .“ rief der Bär.

„So wollen wir losschlagen?“ rief der Pirkel von Obladis. „Lieber heut' als morgen — dann geh'n wir aber zuerst über den Landecker her — auf den hab' ich meinen Zahn! Er hat mich übergeackert auf meinem schönsten Land, und wie ich's rügte und schalt, da lacht' er und ließ mir am nächsten Morgen noch um ein paar Bifang mehr wegackern, und ich muß es leiden, weil kein Herr mehr im Land ist, kein Richter und kein Gesetz!“

„Noch ist's zu früh, Pirkel,“ sagte der Bär, „erst muß Alles vorbereitet sein! Das Gewitter, das sich über den Herren zusammenzieht, muß sie mit einem gewaltigen Schlage treffen, von dem sie sich nicht mehr erholen können! Ist's doch schlimm genug, daß wir Krieg haben sollen im eigenen Land, Tiroler gegen Tiroler, aber wir sind nicht Schuld daran, — die sind's die uns zur Nothwehr zwingen, und Noth kennt kein Gebot! Erst müssen wir aber erkunden, ob überall dieselbe Stimmung herrscht!“

„Dess' bedarf's nicht!“ rief der Wirth von Imst. „Hab' erst unlängst wegen allerlei Handels eine Wanderung gemacht; bin bei Kaisers an den Lech gegangen bis hinaus nach Reutte, dann zurück durch's Stanzerthal in's Verwäll und bei Zeinis über's Joch nach Poznaun, und überall hab' ich dasselbe geseh'n: geballte Fäuste und glimmende Gemüther, die nur des Hauchs bedürfen, um hell aufzulodern!“

„D'rum müssen wir sorgen,“ sagte der Alte von Stanz, „daß das Feuer nicht voreilig an einem Orte

aufgeht, sondern überall! Die einzelne Flamme können sie ersticken, in dem allgemeinen Brande geh'n sie zu Grunde! D'rum hört meinen Rath — wir geh'n still und gelassen auseinander, kein Laut soll unser Vorhaben verrathen, bis Alles gerüstet ist, und der Sturm auf denselben Glockenschlag von allen Seiten losbricht . . ."

„Es ist nicht wohlgethan, zu zaudern!" rief der Pirkel, und der Prutzer fuhr eifrig fort: „Wir lassen den Rittern selber Zeit, sich zu unserm Verderben zu rüsten! Schlagen wir los, Landsleute — droben auf Landeck sind heute die Ritter versammelt und berathen ihren Plan – kommen wir ihnen zuvor; sie vermuthen keinen Ueberfall, mit einem Handstreiche stürmen wir das Schloß und nehmen sie Alle gefangen!"

„Und was gewinnen wir, selbst wenn es gelänge? Was nützt es, wenn ein paar Burgen gebrochen werden, die anderen aber bleiben steh'n? . . . Nein, Freunde, folgt meiner ruhiger Ueberlegung. Wir geh'n ruhig auseinander und geben keinen Schein, als hätten wir Besonderes besprochen ... Der Feind soll ungewarnt bleiben und keinen Verdacht schöpfen. Jeder geht in seine Heimath und wirbt Freunde und rüstet seine Waffen in der Stille auf Sanct Bernhard's Tag. Da haltet Euch bereit, und wie der Tag zu grauen beginnt, soll das Volk in jedem Thale sich erheben und die nächsten Burgen stürmen . . . Die Sammelplätze sollen sein, wie bei'm Landes-Zuzug . . . die Losung aber heißt Tirol!"

„So heißt sie!" sagte der Gerber feierlich und faßte die Hand des Greises. „Sollst recht haben, alter Bär: wir folgen Dir, und wie Du gesagt, so soll es sein!"

„Dank, Landsleute," rief der Alte, als Alle nach einander ihm die Hand boten. „Ihr werdet's nicht bereuen! Jetzt aber kommt wieder hinaus; die Vesper ist vorbei, und es ist Zeit, die Spielleute und den bekränzten Hut

hinauf zu begleiten vor das Landecker Kirchlein. Wir wollen den alten Brauch ehren, und wenn die Herren vom Landecker Schloß herüber lugen, mögen sie seh'n, daß wir uns vor ihnen nicht scheuen: daß wir ruhig dem Feste nachgeh'n und bei dem bleiben, was uns einmal lieb geworden ist . . ."

„Das wird mir zu spät," sagte der Müller von Schnals, „mein Weg ist der weiteste, und ich muß heut' noch ein tüchtiges Stück unter die Beine nehmen, wenn ich morgen daheim sein will . . ."

„Ich gehe auch, sagte der Prutzer, „wenn's doch nicht an's D'reinschlagen geht, will ich noch Flies erreichen, eh's Abend wird . . ."

„Nimm mich mit, Gevatter," rief Pirkel von Obladis, „zu Zweien wandert sich's besser — Wünsch' wohl auf zu leben, Ihr Männer . . . auf Wiederseh'n an Sanct Bernhard's Tag!"

Sie gingen; auch der Wirth von Imst schickte sich zum Aufbruche an; bald hatten sich die Führer und Männer unbemerkt nach allen Seiten entfernt, nur der Gerber und der alte Bär von Stanz schritten durch die Menge der Anhöhe zu.

Auf derselben, unweit des Schlosses, stand ein kleines unscheinbares Kirchlein, nach drei Seiten von dicht herantretendem Walde umgeben, der, wenig gelichtet, wohl erkennen ließ, warum die Capelle im Munde des Volks das Kirchlein im finstern Wald [17]) genannt war. Vor demselben, etwas seitwärts, war ein nicht eben großer Rasenplatz, mit zwei mächtigen Lindenbäumen besetzt, welche seit Jahrhunderten als riesige Bergwächter dastehen mochten und ihre Zweige in brüderliche Eintracht zu einem weitschattenden Laubdache vereinigten. Heute war unter den Bäumen ein erhöhter Boden angebracht, einer Bühne gleich, auf welche die wandernden Aerzte und Gaukler ihre

Künste auszuführen pflegten. Der Bühnenraum war mit frisch abgehauenen Tannenstämmchen umsteckt, und des Schauspiels gewärtig drängte und wogte das Volk durch einander, voran die Weiber und Kinder, von Neugierde und Schaulust am meisten gelockt. Es sollte ein Bauernspiel geben, wie sie damals schon üblich waren, wo in deutschen Landen Kraft, Lust und Spottsucht des Volks nach einem Auswege suchten, sich zu äußern und zu gestalten.[18]) Das Spiel begann meist mit einem Zwiegespräche, worin der Vorläufer oder Herold mit den Schalksnarren alle in der Uebung vorgekommenen Thorheiten und Lächerlichkeiten in groben aber stachlichen Reimen durch die Hechel zog; dann folgte aus urdenklicher Zeit ein derbes Reimspiel von der Dirne und ihren zwei Freiern, wobei der Listige und Kluge aus dem Volke dem Dummen und Vornehmen den Rang abgewann, und dieser noch obendrein die Aussteuer zahlen mußte.

Das Volk hatte sich harrend im Grase gelagert und sah in die herrliche Landschaft hinaus; weithin folgte der Blick durch's Thal dahin dem blitzenden Strome, bis er, um die Bergecke beugend, verschwand, zur Seite schimmerte die rasche Rosanna aus dem waldreichen Thale hervor, und gegenüber breitete sich erhaben und ruhig das Stanzer-Joch aus bis an die letzten Schrofen hinan mit Wald und grüner Weide geschmückt und auf dem tafelartigen Mittelgebirge mit den blanken Häusern von Stanz wie mit schimmernden Juwelen gegürtet; es war ein lachendes Bild des Friedens und der Freude, und nur wer rückwärts blickte, der mochte gewahren, daß die festen Thürme und Zinnen des Schlosses einen kalten, drohenden Schatten darüber hinwarfen. Es waren nur wenige ernstere Männer, deren Augen manchmal besorgt sich nach dieser Richtung wandten; die meisten schauten sorglos in das schöne heimathliche Bergland hinein und plauderten oder horchten der alten Frau

zu, welche unweit des Kirchleins saß und Märlein und Sagen[19]) erzählte, von denen jetzt keine Seele mehr weiß, und deren Kunde schon damals zu verbleichen begann. Sie erzählte, wie vor dreihundert Jahren an der Stelle, wo jetzt das Kirchlein und im Kirchlein der Altar stehe, noch nichts gewesen, als dichter, finsterer Wald, und in dem Walde stand ein Hain von riesenhaften Linden, und die eine davon war hohl, und in der Höhlung stand das Marienbild, das jetzt auf dem Altare prangte. „Da oben, auf dem Mittelgebirge," sagte die Alte und deutete mit ihrem Stocke dahin, „da, wo es gegen Trams hin geht, da hat ein wackerer Mann gehaust, der Heinrich geheißen, mit seiner Frau, Eva genannt, und die Beiden waren fromm und wohlgethan und hatten ein paar Kinder, einen Buben und ein Mädel, die waren ihre Herzensfreude. Und die Kleinen hatten keine Furcht vor dem großen Walde und liefen weit darin herum: eines Tags aber, da warteten die Eltern umsonst auf sie, die Kinder hatten sich verlaufen, es ward Nacht und wieder Tag und wieder Nacht, und obwohl die Eltern und ihre Diener den ganzen Wald durchstreift, war nirgends eine Spur zu finden und sie mußten sich entschließen, ohne die Kinder heimzugehen: die waren entweder in einen Abgrund gefallen, oder von wilden Thieren gefressen worden, oder gar elendiglich verschmachtet vor Hunger und Ermattung. Und wie die Beiden auf dem traurigen Heimwege zu der großen Linde kamen, in der das Muttergottesbild stand, da knieten sie davor hin und weinten und beteten in ihrem Herzeleid, daß ein Stein sich hätt' erbarmen mögen, und wie sie so weinen und beten, da rauscht's auf einmal im Wald und rauscht in der Luft, und aus dem Walde kommt ein Bär gegangen, der hat den Buben im Rachen und legt ihn vor den Eltern nieder, und aus der Luft kommt ein Adler geflogen, der trägt das Mädel in den Fängen und läßt es

herunterfallen, der Mutter in den Schooß, und die Kinder sind gesund gewesen und unversehrt, und die Eltern haben eine große Freud' gehabt und haben sich verlobt, daß sie eine Capelle bauen wollen, da, wo sie die Kinder so wunderbarlich wieder bekommen haben, im finstern Wald..."

Trommel- und Pfeifengetön erschallte plötzlich und zerstreute ihre Zuhörer, die alle dem Bergwege zuströmten, auf welchem der Zug der Spieler herankam. „Sie kommen!" schrie Alles freudig durcheinander. „Die Spieler kommen!" Und schon waren die Trommler und Pfeifer auf der Anhöhe sichtbar, hinter ihnen der Schalksnarr, in bunte Lappen gekleidet, eine Schellenkappe auf dem Kopfe und einen bebänderten Stab in der Hand, mit allerlei tollen Geberden und lustigen Sprüngen vor dem Zuge hertanzend. Ihm folgte ein hübscher Bursch' mit mächtiger Stange, auf welcher ein einfacher Bauernhut hing, nicht minder mit Bändern und grünem Laubwerk verziert, und hinter diesem schritt der Vorläufer, in einer Art possirlichen Heroldsmantel gekleidet und gefolgt von den Spielern, deren derbe Verkleidung mit lautem Lachen begrüßt wurde.

Plötzlich brach die Musik ab, und der Zug stockte, denn von einem andern Pfade her, der, über die Anhöhe führend, hier einmündete, kam eine starke Schaar von berittenen Reisigen und Fußknechten heran, ein Ritter an ihrer Spitze; es war Wilhelm der Starkenberger, der seinem nahen, schier unbezwinglichen Schlosse Kronburg einen Besuch gemacht und jetzt heranzog, die auf Landeck versammelten Genossen zu begrüßen.

„Was giebt es hier?" rief er heransprengend. „Warum hält der Zug?"

„Mit Vergunst, Herr Ritter," erwiderte der Stanzer Bär, der mit dem Gerber dem Fragenden zunächst stand, „heut' ist Kirchweih in Landeck, und da zieh'n wir nach altem Brauch vor das Kirchlein zum Bauernspiel. Erlaubt,

daß der Zug weiter schreite, Ihr werdet nicht lang' aufgehalten sein . . ."

„Ich hab' keine Lust zu warten," schnaubte unwillig der Ritter. „Aus einander! Soll der Ritter dem Bauer weichen? Was soll der Hut bedeuten auf der Stange?"

„Das ist das Zeichen des Spiels und der Spielfreiheit, edler Herr; das Vorrecht haben wir in Landeck, zum Beweis, daß wir freie Männer und keine eig'nen und hörigen Leute sind . . ."

„Freie Männer?" rief der Ritter. „Aufrührer seid Ihr, die sich anmaßen, was ihnen nicht gebührt . . . Aus einander, Bauernpack, oder ich sprenge über Euch hinweg . . ."

„Mäßigt Euch, Herr Ritter," entgegnete der Bär, „wollt Ihr, daß Euer Recht nicht angetastet werde, dürft Ihr auch das unſ're nicht verletzen!"

„Euer Recht?" rief Starkenberg höhnisch. „Wo ist es? Wer hat es bestätigt? Nirgends ist es, als in Euren unruhigen Köpfen! Der Appenzeller-Teufel ist in Euch gefahren . . . aber ich will ihn Euch austreiben, und säß' er so fest darin, wie diese Linde in ihren Wurzeln . . . Herunter mit dem Popanz . . ."

Er hatte im Augenblicke das Schwert gezogen und führte einen mächtigen Hieb nach dem Hute auf der Stange, daß er gespalten in Fetzen herunterhing, und der Kranz, weithin geschleudert, zu Boden fiel. „Da habt Ihr Eure Freiheit!" rief er. „Die Spieße vor, Ihr Knechte — treibt das Gesindel aus einander . . . den Burschen mit der Stange aber und die beiden Alten packt und haltet sie mir fest . . . das sind die Rädelsführer, die sollen ihren Trotz für Alle büßen . . . Fort mit ihnen, führt sie nach Kronburg zurück und werft sie in's untere Verließ, bis ich heim komme, Gericht zu halten über die Aufrührer . . . Ihr Anderen, vorwärts!"

Die Knechte ließen sich den willkommenen Befehl nicht wiederholen; die Rosse drängten vor, die Schwerter hoben, die Spieße senkten sich, schreiend und angstvoll zerstob die Schaar der Weiber und Kinder, das waffenlose Volk stürzte in Hast und Schrecken über einander, die Männer und Burschen standen mit bleichen Gesichtern und sahen knirschend, von zehnfacher Uebermacht umringt, wie die Knechte den Gefangenen die Hände banden und sie zurückschleppten gegen Kronburg hin, während andere unter wildem Hohngelächter den geschändeten Freiheitshut einem als Saumthier mitgeführten Esel über die Ohren stülpten. Der Ritter war davon gesprengt, und auf der erst so fröhlichen Menge lastete mit einemmale Trauer und stummes Entsetzen. „Weh' uns," flüsterten sich die Männer zu, „wie soll es nun werden . . . warum haben wir nicht losgeschlagen! — Jetzt sind uns wieder zwei der besten Führer geraubt — wann wird das Maß des Leides voll sein für unser armes Tirol . . ."

Im Schlosse zu Landeck hatte sich indeß ein ganz anderes Bild entfaltet, ein Bild des Jubels und der sorglosesten Heiterkeit. An langer, schmaler Tafel im hohen Rittersaale saßen die meisten der Herren und Edlen aus den Innthälern und aus dem Vintschgau und ließen waidlich die Becher an einander klingen: es galt, die Verbrüderung der etschländischen Ritterschaft mit jener an Inn und Lech zu feiern. Der Tag des Landecker Volksfestes hatte auch ihnen zur Versammlung geeignet geschienen, und die Prunk- und Jagdgewande, in denen sie gekommen, zeigten nur zu deutlich, wie sicher sie sich ihrer Sache fühlten, und wie wenig sie besorgten, daß eine Stunde kommen könne, die sie der angemaßten Herrschaft im Lande wieder zu entkleiden vermöchte. Als Abgeordnete der Südländer waren Starkenberg, der Sallecker, Eckart vom Liebenberge und der Degen Fux vom Lebenberge erschienen; auch von den

anderen Gliedern des Bundes waren viele zugegen, am zahlreichsten aber hatten die innthalischen Ritter sich eingefunden. So lange noch Aussicht bestand, daß Herzog Friedel jemals wieder in die Lage kommen würde, in's Land zurückzukehren und die alte Gewalt zu üben, hatten sich die meisten scheu zurückgehalten: je mehr diese Aussicht schwand, desto mehr Eingang fanden die südländischen Lockungen von Macht und voller Unabhängigkeit, und in der Versammlung auf Landeck fehlte fast nicht ein Name aus den ritterlichen Geschlechtern des obern und untern Innthals: da war der Frundsberg, Hans Stuber von Wisberg, die Edlen von Landeck und Gebratstein, die Ritter von Schrofenstein, von Ried und Rotund. Die Männer waren alle fröhlichen Muths; nur der Liebenberger ließ den Kopf hängen, und Degen Fux starrte unheimlich vor sich hin und vergaß manchmal, daß der Becher gefüllt vor ihm stand. „Was ist Euch in den Sinn gefahren?" rief der Sallecker lachend und rüttelte Eckart etwas unsanft, um ihn aus seinem Trübsinn aufzustören, während er zugleich, um ihn an's Trinken zu mahnen, an den Becher des Lebenbergers anstieß. „Schlag' Dir's aus dem Kopfe, Eckart!" rief er. „Du hast es gewollt, und mußt Deinen Vorwitz büßen! Wer hieß Dich auch so lange in dem gefährlichen Costentz weilen, bis Weiber, Würfel und Juden Dich vollends kahl gemacht haben! Du kennst doch das Liedel, das darüber umgeht im Lande!

Wenn ich gedenk' an' Bodensee,
Zur Stund' thut mir der Beutel weh,
Mit Schilling' ich das A B C
Mußt' lernen von dem Wirthe!"[20])

„Du hast gut reden!" erwiderte der Liebenberger grämlich, indeß der Degen Fux nach wie vor unheimlich vor sich hinstarrte. „Du sitzest auf Deinen Gütern! ich habe die meinen verthan, und was die lombardischen Wuche-

rer mir übrig gelassen haben, ist schier nit so viel, daß es das Heimtragen lohnte!"

„Schlag' Dir's aus dem Kopfe, sag' ich!" rief der Sallecker wieder. „Wir sitzen im Rohr, nun besinne Dich nicht, Deine Pfeifen zu schneiden . . . Du mußt Deine Güter wieder haben, und damit Du's kannst, müssen uns're Gegner herhalten! Wer wider uns ist, dessen Gut ist für uns — merk' Dir das, und Du wirst Costentz bald verwunden haben und Dich besser befinden, als zuvor! Stoß' an, Eckart — wofür wären wir die Herren im Lande? Und vollends jetzt, wo keine Trennung mehr unter uns, wo die Berge uns nicht mehr scheiden, und ein großer Bund uns Alle umfaßt! Wie soll da der Einzelne zu kurz kommen? Stoß' an, — was ein rechter Falke ist, der fliegt über die höchsten Berge und hat Fänge, scharf genug, mitzunehmen und fortzutragen, was ihm behagt!"

Mit erheiterter Miene folgte der Liebenberger der Aufforderung; der Sallecker aber wandte sich dem noch immer wortlos brütenden Degen Fux zu. „Nun?" fragte er. „Ist an Dir Chrisam und Taufe verloren? Wir haben einen Trinkspruch ausgebracht und warten, daß Du anklingst! Wie kannst Du so lange zögern? Es fehlt etwas im Chor, wenn man Deine Stimme nicht durchklingen hört . . . Wie sagst Du immer: ich will ein Pfaffe werden, wenn nicht . . ."

Er vollendete nicht, denn im Augenblicke war Degen Fux wie entsetzt aufgesprungen, daß der Becher vor ihm umstürzte, und der Stuhl hinter ihm zu Boden schlug. „Was ist?" schrie er mit rollenden Augen. „Wer spricht da von einem Pfaffen . . ."

Verwundert blickten Alle nach ihm, Eckart wollte begütigen und erklären, als der Starkenberger dazwischen trat. „Laßt ihn," sagte er mit bedeutungsvollem Winken, „es ist ein Gebresten, daß ihn seit einiger Zeit öfter

anwandelt — kümmert Euch nicht um ihn, dann geht's vorüber . . . Laßt mich statt seiner anklingen! Auf das Gedeihen des Falkenbundes!"

„Er lebe!" riefen die Ritter durch einander. „Bei meinem Eid," fügte der Sallecker mit ausgelassenem Lachen hinzu. „Er lebe! Kein Adler lasse sich's einfallen wieder in unsere Berge zu streifen . . . ein einziger, großer, freier Falkenhorst . . . das soll gelten in Tirol!"

„Der Adler wird es wohl bleiben lassen, wieder zu kommen!" entgegnete der Ritter von Gebratstein, ein wüster Mann von plumpem Körperbau. „Ich denke, sie haben ihm Schnabel und Krallen gestutzt, daß er nicht mehr schaden kann: die Schwingen zum Flug hat er sich selber verschnitten!"

„Das ist kein gutes Gleichniß," rief der Stuber von Wisberg, „Schnabel, Krallen und Schwungfedern wachsen wieder nach . . . ich hört's am liebsten, wenn der Adler verendet hätt' oder doch im Käfig säß, wohlverwahrt und hinter eisernen Stangen! Daß sie ihn haben entwischen lassen . . . wäre er bei mir, auf meinem Wisberg gesessen, der Adler hätt' es wohl bleiben lassen, zu entkommen!"

„Wo er nur sein mag!" sagte Gebratstein. „Ist es denn auch gewiß, daß er aus Costentz entwichen? Es kommt mir wunderbar vor, daß man gar nichts von ihm hört . . . es ist, als ob ihn die Erde verschluckt hätte, wie einen Regenguß nach langer Dürre! Dünkt es Euch nicht bedenklich, daß Niemand weiß, wo er sich hingewendet, oder was aus ihm geworden?"

„Warum?" rief der Sallecker dazwischen. „Was sorgen wir, wo der Herzog herumfährt mit seiner leeren Tasche! Wir sind ihn los und haben nicht einmal nöthig gehabt, ihn zu vertreiben — die neue Ordnung ist eingerichtet, und wenn es ihm einfiele, wieder zu kommen, sollt' er

wohl erfahren, daß kein Platz mehr ist für ihn und seine Oberherrlichkeit!"

„Er soll sich an König Sigmund gewendet haben," bemerkte Prechtl von Kaldöß, indem er sich wieder ein Stück von der vor ihm stehenden kalten Hirschkeule schnitt.

„Das glaub' ich nicht," sagte der Sallecker, „was sollt' er dort? Der König ist mit uns und sieht nichts lieber, als wenn Habsburg die Rückkehr vollständig verbaut ist, und Tirol fest und für immer zum Reiche kommt. Und wie könnte der Herzog wagen, sich an ihn zu wenden, da er feierlich geschworen, als Geisel so lange in Costentz zu bleiben, bis er alle Bedingungen erfüllt haben würde, unter denen der König ihm Verzeihung verheißen hatte? Er hat die Urfehd gebrochen und ist fort — was konnte dem König und uns willkommener sein? Nun ist auch er seiner Zusage ledig, und wir haben vollends freie Hand!"

„Wie aber," fragte der bedächtige Hörer von Katzenstein, „wenn der Herzog sich anders besonnen hätte und käme nach Tirol zurück? Er hat noch starken Anhang im Volke!"

„Dafür ist gesorgt — wir haben Weg und Steg besetzen lassen: wär' er herein, er hätte unseren Spähern unmöglich entgehen können. Und wär' er selbst im Lande, was sollt' es ihm nützen! Wir wollen den Bauern den Daumen auf's Auge drücken, daß ihnen bald die Lust vergehen soll, einen eigenen Willen zu haben! Folgt nur mir, Ihr Herren, und zieht den Zügel an, so straff es geht; sorgt nicht, daß er reiße . . . sie beißen darein, sie knirschen, aber sie müssen sich in das Joch fügen, und werden es!"

„Ich glaub' es auch," sagte Gebratstein, „sie murren und machen die Faust im Sack, aber sie wagen nicht, sie zu zeigen — sie sind auch in den Thälern zu zerstreut und

haben keine Führer! Die Pfaffen allein, die sind es noch, die hie und da für Herzog Friedel schüren . . ."

„Die Pfaffen?" rief Degen Fux plötzlich auffahrend, mit wildem Lachen. „Wer redet hier von Pfaffen? Wer kümmert sich um sie? Von mir müßt Ihr lernen, wie man sie zum Schweigen bringt . . ."

Die Ritter sahen einander mit befremdeten, fragenden Blicken an. „Er widersetzt sich mir nicht wieder . . ." fuhr Degen Fux, wie mit sich selbst redend, fort, „ich hab' ihm den Mund verstopft . . . er droht nicht wieder . . . Kann ich dafür, daß er so wenig Wasser vertragen konnte? Ich hab' es ihn nur kosten lassen wollen . . . Der Aufrührer hat sich geweigert, den Bauern in der Marlingerkirche den Befehl zu verkünden, daß Niemand mehr von Herzog Friedel sprechen solle . . . Niemand bei Todesstrafe . . . Hahaha, wie er zappelte und gurgelte . . . aber ich hatt' es ihm geschworen . . . Da kam er mir entgegen, droben auf dem Virgili-Joch, hart an dem Wildsee . . . ‚Du willst nicht verkünden, was ich Dir befehle?' schrie ich ihn an. ‚Wart', ich will es Dir eintränken' . . . und faßt' ihn an der Kutte und stieß ihn in den See . . ."[21])

Augenblickliches Schweigen trat ein; der Liebenberger, als habe er nur mit sich selbst geredet, sah wieder brütend vor sich hin. „Schwatzt der Wein aus ihm," fragte der von Wisberg, „oder wirbelt's ihm im Gehirn?"

„Still," winkte Eckart, „Keines von Beiden . . . er hat's gethan, er ist dem Leutpriester von Marling im Wald begegnet und hat ihn in den Wildsee geworfen, daß er ertrunken ist, . . . mich will bedünken, es geht ihm nah', daß er's gethan . . ."

„Mag er seh'n, wie er mit dem Bischof sich abfindet," sagte Gebratstein, „das kann ihm bösen Handel bringen! . . . Aber laßt uns wieder zu uns'ren Bechern und zu uns'rer Rede kommen . . . haben wir's denn mit Herzog Friedel

allein zu thun? Ist nicht auch sein Bruder Ernst da, der eiserne Herr von der Steyermark, der Oesterreichs altes Recht für sich geltend macht, . . . hat er uns nicht angeboten, die alten Rechte feierlich zu bestätigen und neue dazu zu verleihen, wie wir sie nur verlangen? Welchen Bescheid soll er haben?"

„Das Alles hat er gesagt," rief der Sallecker, „auch Herzog Friedel hat so gesprochen, und am Anfang redet Jeder so und spielt die Lockpfeife. Sitz' ich nur erst im Sattel, denkt er, dann soll das Roß Sporen und Zügel fühlen . . . Wären wir nicht rechte Thoren, wenn wir nur den Reiter wechseln wollten, jetzt, wo es bei uns steht, den Sattel selbst für immer abzuschütteln?"

„Doch wär' es immerhin unklug," sagte der Katzensteiner, „es mit Herzog Ernst ganz zu verderben . . . er ist ein mächtiger Herr, und die besonnene Ueberlegung . . ."

„Es soll auch geschehen, was möglich ist," entgegnete Salleck, „überlaßt das nur dem Starkenberger, der hat's übernommen, mit ihm zu verhandeln, und das ist der Mann, der das durchzuführen weiß! Er und der alte Eisbär, Peter von Spaur, dem selbst der Tod nicht Meister geworden ist, werden unterhandeln, daß der Herzog nie wissen wird, woran er mit ihnen so eigentlich ist, und wenn sie nicht anders können und sind gezwungen, einen Abschluß zu machen, so werden sie schon für eine Ausflucht, eine Clausel sorgen, die uns frei macht von dem, was zu halten uns nicht lüstet!"

„Und endlich wird der König doch Ernst machen," sagte Stuber, „und wird mit dem versprochenen Heere anrücken, dann ist es wohl zu Ende mit dem Tanz! Ist der König noch nicht zurück aus Frankreich oder England?"

„Das weiß ich nicht genau — wir wollen Oswald fragen . . ."

Der Starkenberger, der eben an der Gruppe vorüber schritt, hielt an. „Von welchem Oswald sprichst Du?“ fragte er.

„Wie Du fragst! Von wem sonst, als von dem Wolkensteiner? Hat er doch den König nach Perpignan begleitet und ist von Costentz zurückgekommen, kann uns also wohl die neueste Kunde bringen... Was siehst Du so finster d'rein, Ulrich? Du weißt doch, Oswald ist unser Feind nicht mehr; seid Herzog Friedrich sich dem König unterworfen, hat er ihn verlassen und uns zugeschrieben, daß er Einer von den Unsern sein wolle . . .“

„. . . Er ist hier?“ sagte Starkenberg unbeweglich.

„Wärst Du früher gekommen, Du hättest ihn an der Tafel getroffen . . . Jetzt ist er fort, Du weißt, er liebt das lange Zechen nicht; er ist hinaus, und wird wohl im Walde schwärmen, wie's die Dichter thun . . . doch denk' ich, er kommt bald zurück . . .“

„Ich habe kein Begehr, ihm zu begegnen,“ erwiderte Starkenberg, „sein Wesen ist mir zuwider . . . das Schwärmen, Dichten und die schönen Worte . . . ich mag nichts leiden, was schwärmt!“

„Da ist er schon,“ rief Schlandersberg dem eintretenden Oswald entgegen. „Wo steckst Du doch? Man hat nach Dir verlangt!“

„Erräthst Du's nicht, Freund Sangsgenosse?“ erwiderte Oswald, ihm die Hand reichend. „Ich stand oben auf den Zinnen der Burg und hab' in's Land hinausgeschaut, auf Thal und Strom und Berge . . . unser Tirol ist schön, mein Freund, und weil ich fort gewesen, ging mir das Herz doppelt auf, als ich es wiedersah!“

„Ihr kommt aus fremden Landen, Herr von Wolkenstein,“ sagte Stuber von Wisberg, „und habt die ganze Welt geseh'n — mich dünkt, Ihr müßtet doch Schöneres

erblickt haben, als uns're rauhen Felsen und Waldberge! Rühmt doch Alles die Lande Frankreich und Hispania..."

„Ja — es ist schön am Ufer des Tajo oder des Guadalquivir, wo die Myrthe und die Orange blüht, und der Granatbaum brennt, und dunkle Feuer-Augen aus den Büschen blitzen . . . und doch geb' ich's hin um einen Tag bei meinem Gretly auf meinem öden Hauenstein!"

„Erzählt uns doch von Euren Fahrten, Ritter . . . erzählt uns von Paris!"

„Ein andermal, Ihr Herren," sagte Oswald, „jetzt hab' ich noch ein anderes Geschäft . . . Ich sehe hier finstere Mienen auf mich gerichtet, und Hände, die sich mir noch nicht zum Gruße geboten ... Wie nun, Ulrich," fuhr er fort, vor den Starkenberger tretend, „hat Starkenberg keinen Gruß für Wolkenstein?"

„Die Ueberraschung hat mir den Gruß in der Kehle stecken machen!" sagte Ulrich finster. „Wie wir auf Lebenberg von einander geschieden, dacht' ich nicht, Dir hier wieder zu begegnen!"

„Unsere Wege führten damals aus einander — ich ging, wohin meine Pflicht es zu gebieten schien . . . jetzt hat der Pfad mich wieder zu Euch zurückgeführt . . ."

„Du sagst es . . . doch glaube nur nicht, daß ich verhehle, was ich darüber denke — ich lieb' es nicht, so oft den Platz zu wechseln, ich bleibe auf dem meinigen stehen . . . unverrückt!"

„Ich fühle den Stachel Deiner Rede — doch ich acht' ihn nicht! Da — nimm dies Schreiben . . . das bricht ihm die Spitze ab!"

„Ein Schreiben des Königs?" rief Starkenberg, indem er verwundert das Blatt entfaltete.

„So ist es! Lies! Als ich zu Costentz mich von dem Herzog losgesagt, eilt' ich zurück auf meinen lieben Hauenstein — mein Weib zu grüßen, zu beruhigen; dann brach

ich wieder auf und folgte eilends dem König nach Frankreich, wohin er inzwischen abgereist . . . Ihr habt mir gegrollt, als wir schieden, und habt mich gescholten wegen des Vertrags, den ich mit Herzog Friedrich geschlossen — damals trug ich in mir das Bewußtsein, daß ich Recht gethan: jetzt sah ich's ein, es war ein Irrthum . . . kein Vertrag ist zu schließen mit der Treulosigkeit, die feig sich selbst verläßt! Ich sah es ein, Eure Sache ist die Sache des Landes — sie muß auch die meine sein, d'rum wollt' ich gut machen und ein Unterpfand bringen, das meine geänderte Gesinnung verbürge! D'rum ging ich zu Sigismund — er hat Alles genehmigt, was ich in Eurem Namen vorschlug: dieser Brief enthält die offene, feste Zusage seiner Hilfe und seines Schutzes!"

„Den Brief!" riefen Mehrere. „Was steht in dem Briefe?"

Starkenberg las das Schreiben vor. „Wir haben," hieß es darin, „mit besonderem Wohlgefallen die Gesinnungen vernommen, von denen die Tiroler Landesherren gegen uns erfüllt sind . . ."

„Hört Ihr's wohl? Die Landesherren! Das ist verständlich!"

„Wir erwidern dieselben und werden keinen ruhigen Schlaf mehr thun, bis wir von vier Seiten in Tirol eingerückt sein werden, Euch zu unterstützen. Zu Anfang kommenden Frühjahrs werden wir mit großem Volke ankommen, das Land für das Reich in Besitz nehmen und allen Denen, so uns getreu gewesen, durch die That zeigen, daß kein Lohn, den sie fordern werden, zu groß für solche Dienste erscheinen wird. Empfehlen Euch auch, der Landeseingänge Acht zu haben und insbesondere die Schlösser Visiaun und Klausen wohl zu bewahren, des Eingangs in das Nonsthal wegen, und bleiben Euch Allen in königlichen Gnaden gewogen! . . . Sigismund! . . ."[22])

„Es lebe der König!“ rief der Sallecker, den Becher erhebend, und Alles stimmte tumultuarisch ein. „Er lebe!“ fügte Starkenberg hinzu. „. . . Aber ferne von uns! Der Herbst ist vor der Thüre, bis der König im Frühjahre heranrückt, uns zu helfen, haben wir uns selber geholfen: Alles wird geschlichtet sein — er muß uns Alles, wir ihm nichts zu danken haben: wir müssen es sein, die bringen, denn an Dem, der bringt, ist es, zu fordern ...“

„Einverstanden — Du bist ein Meister, Starkenberg,“ sagte Salleck, „doch mein' ich gar, es könnte wohl später werden, als bis zum Frühjahr, daß der König kommt — sie werden ihm noch genug zu schaffen machen in Costenz!“

„Leider wahr!“ erwiderte Oswald.

„Hieß' es doch,“ fragte Schlandersberg, „der König habe Alles erreicht, was er gewollt? Die Einheit der Kirche sei wieder hergestellt?“

„Das ist sie auch . . . der eine der drei Päpste hat freiwillig abgedankt, die beiden anderen hat das Concilium abgesetzt, auch die Spanier sind gekommen, als fünfte Nation . . . aber die Zwietracht, die aus der Kirche gewichen, ist in die Völker gefahren. Die Nationen, erst vollständig einig, hadern mit einander . . . die Engländer wollen die Franzosen, mit denen sie im Kriege liegen, nicht als eigene Nation erkennen ... die Wälschen und Spanier stimmen mit einander, und die Franzosen, aus Groll gegen England, halten zu ihnen. Der König will, daß, wie ihm von den Führern der Nationen versprochen worden, vor der Wahl des neuen einzigen Papstes die Kirchen-Reform beschlossen werden solle . . . die Wälschen wollen, daß zuerst der Papst gewählt werde . . . sie haben nun die Mehrzahl, der König mit den Deutschen und Engländern steht allein und sieht mit Sorge, daß das große Werk, das er auszuführen unternommen, in's Stocken geräth und vielleicht unvollendet bleibt . . .“

„D'rum wollen wir dem König den Rücken decken!" rief Gebratstein. „Er soll uns nur rufen — hat er nicht das ganze Nest in der Hand? Eh' sie es ahnen, sind wir da, schließen Costentz ein und lassen sie nicht heraus, bis sie des Königs Willen gethan . . ."

„Seht, was da kommt!" rief plötzlich Stuber, der an's Fenster getreten war. „Ein Reitender jagt den Bergweg herauf . . . seht nur, das Rößlein ist ganz abgehetzt, es sprengt mit den letzten Kräften und dem letzten Athem, es muß im nächsten Augenblicke stürzen . . ."

„Ein Bote in solcher Eile?" rief Starkenberg und trat in den Vorplatz, den Kommenden zu empfangen. „Freut Euch," fuhr er fort, denselben nach kurzer Frist mit sich in den Saal ziehend. „Freut Euch, Ihr Herren — des letzten Schattens von Sorge sind wir los . . . dieser Getreue, vom Vogt zu Castelbel an mich gesandt, bringt die Botschaft — Herzog Friedel, unser Todfeind, ist nicht mehr!"

„Wie? Was sagt Ihr? Herzog Friedel?" riefen Alle durch einander und drängten sich um den Reiter, der noch nach Athem rang, seine Botschaft auszurichten. „Gestern," sagte er endlich, „haben unser Einige gegen die Schlucht hingestreift, wo das enge Matscherthal herausführt . . . der Vogt hatt' es uns geheißen und befohlen, daß wir Niemand des Wegs ziehen lassen sollten, Niemand, wenn wir ihn nicht genau kenneten. War aber weit und breit Niemand zu seh'n — nur zwei Bauern kamen einen Steig herab, hatten das Oetzthaler Gewand an und trugen Rückkörbe, um in Glurns und Mals einzukaufen. Sie kamen vom Finailhof herunter, und war Einer unter uns, der kannte den einen Knecht, und so ließen wir die Beiden ruhig ihre Wege geh'n . . ."

„Nun? Der Herzog aber?" fragte Starkenberg ungeduldig.

„Wie sie schon vorüber waren, sagte Einer, was der Bursch' für feine weiße Hände habe — viel zu fein für einen Bauern. Da stieg uns ein Argwohn auf, wir liefen den Beiden nach und schrieen ihnen zu, sie sollten stehen bleiben, und wie sie's nicht thaten und immer schneller ausschritten, da legt' ich auf den, der die weißen Hände hatte, die Armbrust an und jagt ihm einen Bolzen nach — der traf ihn in's Genick, daß er stürzte ... der And're ist entsprungen ... Wie wir dann hin kamen, da war der Mann todt und war ein junger ritterlicher Mann mit einem feinen Bart ..."

„Es war der Herzog?"

„Ich weiß nicht, Herr, ich hab' ihn nicht gekannt — doch And're kamen, die den Herzog im Leben gekannt, die sagten, er sei wohl etwas verfallen und entstellt, aber es sei schier kein Zweifel, daß es doch der Herzog sei!"

„Nimm das für Deine Botschaft!" rief Starkenberg und drückte dem Knecht ein Goldstück in die Hand — „wir aber wollen nicht vergessen, daß dieser Todte einmal unser Herr gewesen, und wollen ihm den Todtentrunk halten! Friedel ist todt, Brüder und Genossen: der Tod hat ihm die leere Tasche gefüllt — so mög' es Jedem ergeh'n, der an unf'rem guten Rechte frevelt! Er sei vergessen, oder sein Gedächtniß soll ein Fluch werden im Lande!"

Er hatte den Becher erhoben; Sallecker, Degen Fux, Gebratstein und And're ergriffen ihre Humpen und ließen sie stürmisch dagegen klingen; die Bedächtigeren schwiegen, aber sie wagten nicht, sich auszuschließen — Oswald hatte sich abgewandt und starrte, von der unerwarteten Wendung erschüttert, durch's Fenster.

„Nun?" rief der Sallecker. „Du trinkst nicht, Oswald? Wer ein Bundesbruder heißen will, darf diesen Trunk nicht versagen ... ich glaube gar, der Tod dieses Herzogs geht Dir nah'? ..."

„Laßt ihn," sagte Schlandersberg, „er hat vielleicht gar nicht gehört, was vorging, und dichtet ein Minnelied zum Willkomm' auf Hauenstein! — Höre, Freund Oswald, nimm den Becher und stoß' an mit uns ... es gilt. —"

„Ich will nicht!" rief Oswald und stieß den Becher zurück, daß er überfloß.

„Sonderbar . . ." murmelte Schlandersberg; der Starkenberger aber drängte sich vor ihn. „Ist das die Bekehrung?" rief er. „Der veränderte Sinn? Wenn wir nicht glauben sollen, daß Du nur zum Scheine zu uns gekommen — daß es mehr war als die aufwallende Laune eines Augenblicks deiner gewohnten Schwärmerei . . . bewähr' es jetzt, fasse den Becher und trink'! Wer mein Freund heißen will, muß auch der Feind meines Feindes sein!"

„Ich will nicht," rief Oswald noch entschiedener, „der Tropfen werde mir selbst zum Todestranke, den ich aus diesem Becher schlürfe! . . . Der Todte war einst mein Freund: ich weiß warum, es ist mir schwer genug geworden, mich von ihm loszusagen, — ich habe mich mit Schmerz und Trauer von ihm abgewendet — aber mit dem Todten hadere ich nicht mehr! Sein Untergang hat seine Schuld gebüßt und all' meinen Groll mit hinab genommen . . ."

„Groll und nicht Groll, Feind und dennoch Freund!" rief der Sallecker wieder. „Sagt's rund heraus, in schlichten Worten, wofür wir Euch zu halten haben!"

„Für einen Freund und Bundesgenossen!" entgegnete Oswald ernst. „Ich habe Herzog Friedel angehangen... mein Kopf vermochte, es ihm zu verzeihen, daß er gegen meinen Rath, gegen das mir gegebene Versprechen die gefährliche Wahl traf und sich jenem Johannes gesellte: aber daß er auch diesem die Zusage brach, daß er es über sich gewann, den stolzen Nacken in feiger Demüthigung zu beugen, — das ist, was mein Herz ihm nicht verzeiht. Er

war nicht mehr würdig, auf einem Throne zu sitzen, ... der Herr von Tirol zu sein! Aber auch jener Ernst ist dessen unwürdig, der niedrig genug denkt, des Bruders Mißgeschick nur zu eigener Bereicherung auszunützen ... dies Geschlecht der Fürsten hat sich überlebt, es ist kein Heil mehr für Tirol, als beim Reich und in der Freiheit ... das ist meine Losung! Ist's nicht die Eure auch?"

„Sie ist's! Oswald hoch!" riefen Viele, und die zunächst Stehenden ergriffen dessen Hand. „Oswald, der Falke hoch!"

„Leicht erregt und leicht gewonnen!" sagte Starkenberg, der unmuthig zugehört, halb vor sich hin. „Mich tröstet, daß ich für dieses Schwärmers Sinn bessere Bürgschaft habe, als seine schönen Worte!"

„Ich weiß lange, daß Du mir grollst," entgegnete Oswald ruhig, „Du trägst eine Binde um die Augen und brichst über Sehende den Stab — sieh' zu, wer des Schwärmers Sinn mehr bewährt, ich oder Du ... doch, welche Bürgschaft ist es, von der Du sprichst?"

„Du hast," sagte Starkenberg nicht ohne Hohn, „Dein Weib Deinem Bruder Michael auf Troßburg zur Obhut anvertraut ..."

„Mein Weib ... Margarete? Was ist mit ihr?"

„Der Hüter sorgte, das ihm vertraute kostbare Pfand sei nicht sicher genug auf seiner Burg ... d'rum hat er sie an einen Ort gebracht, den noch kein Feindesarm erreicht hat, den nie Feindesfuß betreten wird: zu mir — auf den Greifenstein!"

„Mein Weib ..." stammelte Oswald, sich gewaltsam mäßigend, „... mein zarter Engel in dem unwirthlichen Felsennest? In Euren Händen?"

„Und warum nicht? Wenn Du es aufrichtig mit dem Bunde meinst, was hast Du zu befahren? Sie ist bei

Deinen Freunden — und ist die beste Geisel für Deine Treue!"

„Du arme, zarte, minnigliche Frau!" klagte Oswald. „Was wirst Du erlitten haben . . . das also ist der Lohn, den mir die neuen Freunde dafür zahlen, daß ich über ihnen Dich vergaß? Daß ich Dich verließ, um ihnen zu nützen? . . . Doch sei's — sie soll in Euren Händen, sie soll auf Greifenstein bleiben, aber nicht allein: ich selber eile hin — ich löse dieses Pfand, das Ihr Euch selbst genommen, aus! Ich führe diese Geisel aus dem Greifenstein oder begrabe sie, mich und Euch Alle in seinem Schutte!"

Stürmisch verließ er den Saal; bald hörte man den Hufschlag seines Rosses. „Da sprengt er schon dahin," rief Starkenberg, „der Thor, in dem es immer kocht und übersprudelt! Ich will ihm nach — er soll den Greifenstein nicht ohne mich erreichen . . . Gebt meinen Reisigen Befehl, sich zum Aufbruche zu rüsten! . . . Gehabt Euch wohl, Ihr Herren und Bundesbrüder! Beherzigt wohl, was wir beschlossen — Jeder befestige seine Burgen, Jeder rüste sich, Jeder denke d'ran, den Uebermuth der Bauern zu brechen, der sich gegen uns're Herrschaft auflehnen möchte . . . Mit Herzog Ernst werd' ich verhandeln, und wenn es reif ist, Euch entbieten zur Berathung."

„Er geht," sagte Hörer von Katzenstein zu seinem Nachbar Prechtl, „es wird Zeit sein, daß wir auch an den Heimritt denken . . . Was meint Ihr, der Starkenberg nimmt den Mund sehr voll . . . ‚Ich werde Euch entbieten zur Berathung!' Wie das klingt! Ob wir von Herzog Friedel Schlimmeres zu erwarten gehabt?"

„Still," erwiderte der dicke Herr von Kaldöß, sich schwerfällig erhebend, „das ist nur für Wenige! Er spielt den Herrn, als wären wir seine Untergebenen!"

„Wir wollen auf der Hut sein, Freund," flüsterte der

Katzensteiner. „Besonnene Klugheit und Ueberlegung fordern, daß wir uns vorseh'n, um nicht Schlimmeres einzutauschen, als wir haben. Das Reiten wird Euch sauer, Freund . . . ich hab' einen hübschen Hof am Wege; den erreichen wir leicht, dort nehm' ich Herberg' diese Nacht — seid mein Gast, Herr Prechtl, dann wollen wir's bei einem Becher vertraut besprechen . . ."

Sie gingen; allgemach erhoben sich Alle, im Schloßhofe wieherten die Rosse, drängten die Knechte, und die Falken stoben nach allen Richtungen aus einander.

— Vor dem Kirchlein und der Linde war das Volk noch versammelt geblieben; betäubt, unschlüssig und traurig saßen und standen die Schaaren durch einander, die Menge war sogar noch gewachsen, denn das Gerücht flog über die Berge und rief von den hoch gelegenen Weilern und Einzelhöfen Männer und Jünglinge herbei, die das Unerhörte nicht zu glauben vermochten und an Ort und Stelle sich überzeugen wollten, wie weit die Gewalt bereits zu gehen sich erkühnt. Viele saßen noch vor der öden, unnütz gewordenen Bühne, als hielten sie es für unmöglich, daß das gewohnte, von Alter und Sitte geheiligte Spiel nicht doch noch beginnen werde.

Unter dem Volke, unweit der Kirchenthüre stand ein junger Mann in Pilgerkutte, Hut und Muschelkragen; ein älterer Mann mit grauem Barte, ebenso gekleidet, kniete an der Schwelle und schien in eifriges Gebet versunken.

„Seid wohl auch des Spieles wegen nach Landeck gekommen, frommer Pilgersmann?" sagte einer der Bauern zu dem jüngern Pilger. „Ist Euch auch die Freude verdorben — wie uns! Die Zwingherren nehmen uns eben Alles, Freiheit und Freude, Hab' und Gut: sie werden uns bald nichts mehr übrig lassen, als das nackte, armselige Leben!"

„'s ist traurig, Freund," sagte der Pilger, „wir hätten das Spiel wohl gern geschaut, doch mehr ist es uns leid um Euch, denen solche Gewalt widerfährt und denen die Freude des Festes so schwer verkümmert wird — so es Euch beliebte, möcht' ich wohl gern Euch einen Ersatz dafür bereiten."

„Ersatz? Wie meint Ihr das?"

„Ich und mein Gefährte wären wohl gewillt, Euch ein ander Spiel zu geben . . ."

„Ein ander Spiel? So seid Ihr nicht Pilgrimme, wie Euer Gewand verkündet; Ihr seid fahrende Singer?"

„Das sind wir nicht — aber wer weit in den Landen herumzieht, den zwingt das Elend wohl, allerlei zu üben, was in den Häusern gefallen mag, an deren Thüre man pochen muß. Wir kennen ein gar erbaulich Spiel, ein alt merkwürdig Märlein von Arthur, dem vertriebenen König von Engelland — wir haben es auf der Pilgerfahrt gehört . . . gefällt es Euch, so spielen wir die Mär' . . ."

„Ein Märlein von einem vertriebenen König?" riefen die Bauern. „Das ist recht, das wollen wir seh'n — und wär' es nur, unsern Drängern zu zeigen, daß wir trotz Gewalt das alte Recht üben! . . . Wir kennen auch einen solchen Vertriebenen — wir wollen das Märlein hören!"

Wie das Gesäusel des allmählich anwachsenden Windes über eine Wasserfläche streicht und die Wellen erregt, ging die Kunde bald durch die überraschte Menge. „Zum Spiel!" rief es, während die Trommler und Pfeifer die gewohnte Einleitung begannen. „Wir werden doch unser Recht haben! Ein Spiel zur Landecker Kirchweih'! Das Spiel vom vertriebenen König![23]) so glaub' ich wenigstens."

Es bedurfte des Ausrufers kaum, der Frieden und

Stille gebot; der jüngere Pilger stand schon auf der Bühne, bei seinem Anblicke lagerte sich erwartungsvolle Stille über die athemlose Menge.

Der Pilger trat vor, wie Einer, der von langer Wanderung ermüdet ist, mühsam erreichte er den im Vordergrunde befindlichen Sitz und sank erschöpft auf denselben nieder. „Ich kann nicht weiter . . .“ rief er aus. „Unbarmherzige Sonne, zum zehnten Male gehst Du auf über diesem öden Gestein, in welchem ich herumirre mit meinem Herrn, dem edlen, unglücklichen König von Engelland! Ein schlechter Pilgerhut deckt das fürstliche Haupt, ein Stein ist sein Pfühl und der kalte Nachthimmel seine Decke — seine Erfrischung ist die Milch, die aus dem Gletscher strömt, und mit den Vögeln des Waldes muß er um die Beere ringen, am Strauche des Felsenspalts! . . . Armer König . . . da drinnen liegt er und ist eingeschlummert vor Ermattung, und nirgends ein Weg, nirgends ein Obdach, und wenn ich nicht Hilfe bringen kann, ist er dem Tode verfallen . . .“

„Armer Mann,“ murmelte es aus den Reihen, „armer König . . . warum ist er im Elend?“

„Den Dänenkönig, den tückischen,“ fuhr der Pilger fort, „hat es nach seinem schönen Lande gelüstet . . . er hat ihn an sich gelockt und verrätherisch in den Kerker geworfen! . . . Seine treulosen Vasallen und Ritter, mit dem Feinde im Einverständniß, sind von ihm abgefallen und haben dem fremden, dem eingedrungenen König gehuldigt . . .“

„Hört Ihr? Die Ritter! . . . Wie bei uns! So haben die Ritter es auch mit dem Herzog Friedel gethan!“

„Da kommt der König,“ begann der Pilger wieder und eilte ehrerbietig seinem Genossen entgegen, der als wankender, hinfälliger Greis die Bühne betrat. „O mein König und Herr von Engelland,“ sprach er, warum habt

Ihr Euch dem Schlafe sobald wieder entzogen?... Ihr bedürft der Ruhe und Stärkung so sehr, und ich Aermster habe Euch nichts zur Erquickung zu bieten . . ."

„Klage nicht Du treuester, Du einzig treuer Mann," erwiderte der Greis, „für mich ist keine Erquickung mehr . . . laß mich sterben, oder führ' mich in mein Land zurück . . . Ach, nicht der Mangel ist das größte meiner Leiden, — daß ich von ihm ferne bin, ist der bitterste Schmerz: daß ich nicht weiß, wie es meinem Volk ergehen mag . . ."

„Schlimm, Herr und König," entgegnete der Freund, „die treulosen Ritter trotzen allem Rechte, weil Du nicht mehr im Lande bist . . . sie mißhandeln und knechten Dein Volk, die freien Mannen sollen Leibeigene sein und die Männer, die ein freies Wort wagen, werden in den Kerker geworfen . . ."

„Wie bei uns . . . hört Ihr es wohl? Ja wohl, zu Leibeigenen wollen sie uns machen . . ."

„Aber noch verzaget nicht, mein Herr und König von Engelland," rief der jüngere Pilger wieder. „Die trotzigen Ritter sind nicht die einzigen Männer im Lande . . . noch lebt Dir Dein Volk: vielleicht gelingt es uns, die Grenzen Deines Landes zu erreichen . . . das Volk verläßt seinen König nicht . . ."

Eine mächtige Bewegung ging durch die Versammlung.

„O, treuer Freund," begann der König wieder, und seine Stimme bebte vor innerer Erregung, „so führe mich denn, wie Du gedenkst! Ich schaue nach diesem schönen Hoffnungssterne, den Du mir zeigst . . . ich folge ihm, und wenn er verschwindet, so will ich mich zur Erde legen und die Länge meines Grabes ausmessen . . . O Freund, wenn wir nun die Grenzen erreichten, wenn wir vor dem

Volke ständen . . . was würdest Du sagen, ihm das Herz zu rühren?"

„Was mir das Herz eingiebt," rief der jüngere Pilger und trat weit vor an den Bühnenrand. „Landsleute . . . Freunde . . . treue Männer, würde ich sagen . . . Euer angestammter Fürst, Euer Landesherr, dem Ihr Treue geschworen, lebt im Elend — gebannt, geächtet, beraubt! Falsche Freunde, denen er getraut, haben ihn außer Landes gelockt, und als er von ihnen sich losgesagt, ihn wie einen Verbrecher in den Kerker geworfen . . . sie haben ihn mit dem Tode bedroht! Er ist entflohen . . . durch Mangel und Mühsal, bedroht von Verrath der Edlen, deren Mörder hinter jedem Busch lauern: im Gewande des Bettlers hat er sich in das Land geschlichen, er ist unter Euch . . . er wirft sich ganz an Eure Brust! Aus den Händen seines Volkes will er seine Krone wieder empfangen — mit seinem Volke will er sein Land wieder erobern . . . Auf, Du getreues Volk . . . Dein Fürst ist's, der Dich ruft . . . Ist Einer unter Euch, der diesen Ruf nicht hört?"

Brausend, tosend, wie ein vom Regen wachsender Bergstrom, antwortete tausendstimmig der Zuruf der Versammelten. „Nein — nein," donnerte es, „nicht Einer!" Die Täuschung des Spiels und die Aehnlichkeit der eigenen Lage hatte Alle hingerissen; sie nahmen die Worte als zu ihnen geredet hin.

„Hört Ihr, mein Herr und Fürst," rief der Jüngling wieder, „so wird Dein Volk antworten . . . so hat es Dir geantwortet . . . Zieh' ein in Dein Reich, und mich laß den Ersten sein, der Dir auf's Neue huldigt!"

Er beugte das Knie vor dem erschütterten Fürsten; der Zuruf und die Bewegung schwoll zum Sturme an. „Was ist das?" rief es durcheinander. „Wer seid Ihr?

Das ist kein Märlein, das Ihr spielt . . . das ist unseres Herzogs Geschichte . . ."

„Ja," rief der Pilger mit mächtiger Stimme „es ist kein Märlein! Nicht von König Arthur im fernen Engelland habt Ihr gehört, — dieser Boden ist das Land dem, es gilt . . . Eures Herzogs Ruf habt Ihr vernommen ... Ihr seid das treue Volk, zu dem ich sprach . . ."

„Und wo ist der Herzog? Wo?" rief es entgegen — der Jüngling machte eine Bewegung gegen seinen älteren Gefährten hin; dieser aber warf Hut und Pilgerkragen ab und trat mit ausgebreiteten Armen vor. „Hier steh' ich . . . ich bin Herzog Friedrich . . . nimm mich auf mein treues Tirol . . ."

Der Donner des Bergsturzes wäre verhallt in dem Jubelgeschrei, welches sein Erscheinen und seine Worte begleitete. Im Augenblicke war die Bühne erstiegen; die Vordersten warfen sich dem Herzog zu Füßen, sie umfaßten seine Kniee; sie ergriffen Hände und Kleider, sie mit Küssen und Thränen zu bedecken . . . die nicht in die Nähe gelangen konnten, fielen einander weinend in die Arme oder hoben Augen und Hände zum Himmel, zu Gebet und Dank, daß die Stunde der Befreiung gekommen. „Hoch unser Friedel!" dröhnte es an den Bergen hin. „Hoch der Bauernherzog! Wir steh'n zu ihm bis in den Tod! Gut und Blut für unsern Friedel!"

Der Herzog stand wortlos — wie vernichtet. „Nun, gnädigster Herr," rief ihm Müllinen leise zu, „hab' ich mein Wort gelöst?"

„Du hast!" rief Friedrich. „Redlicher Freund, Du hast gesiegt! Ich habe es nicht geglaubt ... ich habe mein Volk, ich habe meine Bauern und ihr Herz nicht gekannt . . . da oben in der Einsamkeit der Ferner ging mir die erste Ahnung auf: hier, in diesem gewaltigen Augenblicke, wird mir klar, was eines Volkes Lieb' und Treue heißt! Aber

ich will auch zeigen und erproben, daß ich es erkannt — zum Andenken dieser Stunde soll hier eine Kirche stehen, meinen Dank zu verewigen . . . meine Bauern aber sollen freie Männer sein und sitzen und tagen neben dem Edelmann und mit ihm und sollen der Grundbau meines Thrones sein . . . Auf denn, treue Mannen von Tirol, erhebet Euch, die Feinde zu überraschen, eh' sie sich besinnen und waffnen . . . erhebt Euch Alle, aus allen Thälern kommt zu mir . . . wir brechen die Burgen uns'rer übermüthigen Feinde! Gebt mir ein Schwert, ein Roß . . . ich führe Euch! Und Kronburg gelte der erste Sturm . . . ich führ' Euch an, Eure Gefangenen zu befreien!"

„Auf! Nach Kronburg!" riefen Alle, und einer Lawine gleich, im Sturze wachsend, wälzte die Menge, schnell bewaffnet, sich zum Thal; schon begann der Abend zu dämmern, und als es Nacht geworden, erglühten die Berge vom Widerscheine der Flammen, in denen des Starkenbergers gewaltige Veste zu Trümmern einstürzte, und welche in alle Thäler den Sturmruf und die Kunde trug, sich einzufinden bei Herzog Friedel zum blutigen Bauerngespiel.

Drittes Kapitel.

Der Greifenstein.

„Zieht das Seil an! Dreht den Haspel noch einmal!" rief Hauptmann Weißbriach einer Schaar Bauern und Fußknechte auf einer Höhe des Glanig-Jochs zu, welcher gegenüber, durch eine breite und tiefe Bergspalte

geschieden, die Thürme und Zinnen des Greifensteins trotzig emporstiegen. Sie waren emsig daran, eine riesige Schleuder[24]) zu spannen und mit einem Felsstück zu beladen, groß genug, ein kleines Haus, das es getroffen, unter seiner Wucht zu begraben. „So! Nun wird das Seil wohl genug gespannt sein — wenn dieser Block die Mauer nicht einwirft, muß es der Teufel sein, der sie stützt!"

„Wollen's hoffen, Herr," erwiderte einer der Bauern, „'s war keine Kleinigkeit, das Gerüst da heraufzuschleppen bis auf das Joch! Könnt' aber doch nicht schaden, Herr, wenn wir den Haspel noch ein paarmal anzögen, damit die Last nicht etwa gar in die Tiefe oder machtlos drüben niederfällt — die Schlucht ist gar breit, Herr!"

„So thut's" erwiderte der Hauptmann, und die Haspelarme wurden knarrend gedreht und dadurch der an Stricken befestigte Balken, auf welchem das Steingeschoß lag, noch weiter zurückgewunden. „Jetzt aber ist's genug, jetzt laßt die Stützen los . . ." Ein Beilhieb sauste, ein dumpfer Schlag erdröhnte, der Balken war vorgeschwellt und hatte seine Last pfeifend hinausgeschleudert, daß sie prasselnd an die Umfangsmauer des Greifensteins anschlug — Steine bröckelten sich davon los; einen Augenblick war es, als ob das Gemäuer im Grunde erbebe und schwankte, dann aber stand es wieder wie unversehrt da, und ein spöttisches Gelächter der Belagerten scholl zu den Schleuderern herüber.

„Lacht nur, Euch ist doch nit wohl bei der Sache!" rief der Bauer. „Das Gemäuer hat doch gezittert, als ob es nicht mehr fest auf den Beinen stehe . . . wollen doch sehen, wie viel solcher Schläge es noch aushält! Nur schnell das andere Felsstück dort herbeigewälzt, und die Schleuder wieder geladen!"

„Wird all' nichts helfen, Nachbar," sagte ein Anderer,

indem er die Hebelstange unter den Bock schob und sich mit mächtiger Schulter anstemmte, „laßt den Franciscaner Guardian herauskommen aus Bozen oder den Probst von Gries, damit er den Segen spricht über das heidnische Mauerwerk und die bösen Geister daraus vertreibt — der Greifenstein ist gebannt; die Heiden haben ein unschuldig Kindlein in den Grundstein eingemauert, und eh' nicht der Grundstein zerstört ist, kann Niemand der Burg 'was anhaben . . .“

„Und wo liegt der Grundstein?“

„Wer das wüßte . . . man müßte die Burg abtragen, ihn zu finden! Wie könnte die Burg auch da oben auf den Felszacken gebaut worden sein, wenn nicht der Teufel mitgeholfen hätte! Die Schlösser von Rotund, von Reichenberg und Hochgalsaun und gar manches andere Bergnest ist uns nicht widerstanden, die Mauern sind vor Meister Abraham's Eisenkugeln und unsern Schleuderblöcken zerbröckelt wie mürber Sand — dieses einzige Falkennest, dieser verwünschte Greifenstein, hat uns nun schon bald drei Wochen zu Narren . . . das geht nicht mit rechten Dingen zu!“

„Wollen's doch noch einmal mit unsern Waffen versuchen, Landsmänner,“ sagte der Hauptmann, „Probst und Guardian sollen d'ran, wenn unser Benedicte nichts hilft! Macht die Schleuder vollends fertig; ich will hinunter in's Lager und dem Herzog melden, wie es steht. Sie warten nur, daß eine Lücke in die Mauer bricht, um den Sturm zu versuchen . . . Wenn Alles bereit, gebt ein Zeichen und winkt, eh' Ihr loslaßt, mit dem Fähnlein hinunter!“

„Soll geschehen, Hauptmann,“ erwiderte der Bauer, „aber seid auf der Hut, Herr, wenn Ihr das Joch hinunter steigt, daß Ihr Euch nicht bloßstellt; haltet Euch unter die

Bäume und drückt Euch an die Wand, die Greifensteiner schießen weit und treffen sicher!"

„Ha!" rief Weißbriach, der, wie er es liebte, vom Kopfe bis zum Fuße geharnischt dastand, „Harnisch und Schienen sollen mich wohl wahren!"

„Die schützen Euch nicht, Herr," rief der Bauer. „Sie schießen nicht mit Bolzen oder Pfeilen, wie's sonst der Brauch ist; sie haben Eisennieten, die sind schier eine Spanne lang und müssen auch in der Hölle geschmiedet sein . . . die schlagen den stärksten Harnisch durch, wie meinen Lodenkittel da! Geht nur, Herr Hauptmann, und sagt Herzog Friedel, es soll sich Alles bereit halten zum Sturm — ich denke, noch ein Wurf macht ein Loch in die Mauer, das sie so leicht nicht zustopfen! Wie Alles fertig ist, geben wir das Zeichen!"

Unten im Thale auf der Ebene bei den sieben Eichen war das Heer Herzog Friedrich's gelagert, und die Zelte und Lagerhütten im weiten Halbkreise aufgestellt. Die Krieger selbst standen aus denselben vorgerückt, und überall war man geschäftig, die Vorbereitungen zum Sturme zu treffen; man wartete nur auf den Augenblick, in welchem sich in den Mauern des Greifensteins eine Lücke zeigen würde, um den Burgfelsen, trotz seiner Höhe und Steile, mit Leitern und Haken hinan zu klimmen. Das Heer des Herzogs bestand aus sehr unregelmäßigen Schaaren; die meisten der vorländischen Ritter, dem Herzog von jeher besonders ergeben, hatten nicht gesäumt, ihm ihre Reisigen zuzuführen. Daran reihte sich ein von Weißbriach und Müllinen nach der Flucht des Herzogs schnell gesammelter Söldnerhaufe, der über den Arlberg in's Land gedrungen war, unmittelbar am nächsten Tage, nachdem Friedrich in Landeck sein in den Staub getretenes Banner wieder entfaltet hatte. Die größte Mehrzahl der Kämpfer aber bestand aus Landleuten, deren Zuzüge von allen Bergen und

aus allen Thälern herbeigebraust waren, wie wilde Wasser zum furchtbaren Flusse zusammenströmen. Es waren anscheinend ordnungslose Schaaren, aber zusammengehalten von einmüthiger Begeisterung; sie waren ungleich und meist nur für das Handgemenge bewaffnet, aber Kraft, Muth und Ausdauer ersetzten, was den Waffen an Gleichmäßigkeit und ihren Trägern an Uebung fehlte. Auf dem linken Flügel, am weitesten vorgeschoben gegen den unersteiglich abgelösten Felskegel des Greifenstein, standen die Bauern von Algund, Mais und den anderen Dörfern des Etschlands, mit einigen Handwerkern aus Meran und einer Abtheilung von Oetzthalern, Ruzzo von Rofen als Führer an der Spitze. Der Tschermser mit seinem Sohne Linus befehligte die von Algund sammt den Bauern von Völlan, Eppan und Lana und denen, die aus dem Ultnerthale hervorgekommen. Die Vintschgauer mit dem Innthaler Zuzug und denen vom Eisack bildeten den rechten Flügel, mit den Bürgern von Bozen, Brixen und Klausen, denn die Städte waren bald dem Beispiele der Bauern gefolgt und hatten dem siegreich von Burg zu Burg vordringenden Herzog die Boten ihrer Unterwerfung und die Schlüssel ihrer Thore entgegengesandt; waren sie es doch, denen am meisten daran lag, daß die Macht der Adelsherren gebrochen und die große Stadt des Handels mit Wälschland nicht länger durch sie und ihre steten Fehden gefährdet werde. So hatten wenige Wochen genügt, Herzog Friedel wieder in den Besitz von ganz Tirol zu bringen, nur die obersten Häupter des Adelsbundes hatten sich, als ihre Burgen eine nach der andern gebrochen worden, in dem Winkel des Etschlandes gesammelt und in den unbezwingbaren Greifenstein, als ihren letzten Vertheidigungspunkt, geworfen. In dieser Veste war Alles vereinigt, was Herzog Friedrich noch zu widerstehen wagte; war sie gefallen, so war er Herr an der Etsch, wie an Inn und Eisack, und konnte an

der Spitze seiner gewaltigen Volksmacht ruhig abwarten, ob König Sigmund es wirklich noch gerathen finden würde, ein Heer nach Tirol zu führen und der niedergeworfenen Adelspartei eine Hilfe zu bringen, die ihr doch nicht mehr aufzuhelfen vermochte — der Plan, Tirol dem Reiche einzuverleiben, all' seine Grenzfestungen und Grenzpässe in dessen unmittelbaren Besitz zu bringen, war dann gescheitert und die Gelegenheit dazu unwiederbringlich versäumt.

Seitwärts vom Lager, das nun schon seit Wochen den Greifenstein nach allen Seiten umschloß, stiegen vom Fuße des Burgfelsens von Zeit zu Zeit schwarze Rauchsäulen wie von einem erloschenen, großen Brandheerde empor; ungeheure Holzmassen waren dort zusammengeschleppt, hart an das Gestein angeschichtet und angezündet worden, um die Gluth den Felsen mitzutheilen, sie mürbe zu machen, dadurch den Grund des Gebäudes zu unterwühlen und den Einsturz der Mauern herbeizuführen. Das Feuer war auch von gewaltiger Wirkung; wurde der glühende Porphyr mit kaltem Wasser übergossen, so bröckelte er sich los und bei der geringsten Erschütterung lösten sich ganze Schichten desselben ab: so mächtig aber auch das Gestein herniederstürzte war doch immer nur wenig an dem gewaltigen Bergkegel zu erkennen; es war, als ob man ihm nur die Haut geritzt hätte, und es hätte vielleicht die Arbeit eines Jahres bedurft, vollends den Felsen und die Burg auf ihm zu stürzen. Unweit davon, sorglich aus Balken gezimmert, stand eine wohlverschlossene Hütte: es war die geheimnißvolle Werkstatt, in welcher Meister Abraham von Memmingen, des Herzogs kundiger Büchsenmeister, immer neue und verderblichere Todeswerkzeuge schmiedete und ersann.

Auf alle Straßen, hin gegen Bozen und Meran, so wie gegen die Bergübergänge waren überdies einzelne Haufen als Wachen vorgeschoben, um dem Greifenstein jede Zufuhr abzuschneiden und die Belagerten, wenn sie

auch der äußeren Gewalt zu widerstehen vermöchten, durch die innere zu besiegen und durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen.

Strahlend von der Freude des Erfolgs, das Haupt hochgetragen, wie in den ersten Tagen des Glückes, im reichsten fürstlichen Kriegerschmucke, schritt Herzog Friedrich die Aufstellung der Belagerer entlang, von einem zahlreichen Gefolge begleitet. Ihm zur Seite ging der unzertrennliche Müllinen, die Ritter von Niederthor, Mersburg und Sprechenstein, die Salzmaier und Kreisnegger, Herr Niklaus Hochgeschworen und Herr Sigmund Kirchmaier, die Bürgermeister von Bozen und Hall; neben ihnen der Rosener und der Tschermser, denen der Herzog als Bauernführern gleichen Rang gegeben, wie seinen Kriegshauptleuten, und sie zu seiner Umgebung berufen, wie diese.

Weißbriach war eben vom Granigjoche herunter gekommen und meldete dem Herzog, neben ihm hinschreitend, den Erfolg der großen Schleudermaschinen und wie zu hoffen sei, bei dem nächsten Wurfe ein Stück der Burgmauer stürzen zu sehen, das groß genug sei, um die Ersteigung zu versuchen.

„Ich hab' es wohl gedacht," erwiderte der Herzog lächelnd, „daß nichts lange Stand hält, wo mein eiserner Weißbriach sich einmal vorgenommen hat, einzudringen!

„Gut denn, gebt Euren Mannschaften Befehl, sich bereit zu halten, und laßt die Schutzdächer vorschieben! Wer aber soll den Sturm beginnen? Der Felsen ist so steil, daß wohlgeübte Kletterer und Steiger dazu gehören, um daran emporzuklimmen!"

„Da schick' uns Oetzthaler hin!" sagte Ruzzo. „Wir können das am besten und wollen mit unsern Steigeisen schon hinaufkommen!"

„Ihr sollt nicht!" erwiderte der Herzog. „Sie kön-

nen von oben den ganzen Weg bestreichen mit Pfeilen und Bolzen, und Ihr in Euren Röcken, ohne Helm und Harnisch, Ihr seid den Geschossen zu sehr bloßgestellt!“

„Mach' Dir keine Sorg' deswegen!“ sagte der Rosener. „Wir können uns an die Wand drücken und wissen uns zu ducken . . . Das lernt sich wohl, wenn man dem Steinbock nachsteigt!“

„Gut denn,“ erwiderte der Herzog,“ aber die Fußsöldner sollen mit Euch vor und sollen die Hakenleitern anlegen.“

„Hoho, gnädiger Herr Herzog, „rief vortretend der greise Bär von Stanz. „Die Ehr' sollen die Oetzthaler nicht allein haben, wir Innthaler lassen uns auch nicht spotten, wenn's zu steigen gilt! Meine Bursche mußt Du mit den Oetzthalern stürmen lassen, sonst werden sie bös!“

Inzwischen waren die Söldner daran und hatten die Sturmdächer vorwärts gerollt; lange, niedrige auf Räder gestellte Holzhütten, unter denen die Stürmenden bis an den Fuß des Felsens gelangen konnten. Langsam und schwerfällig wälzten sich die Hütten vorwärts, denn sie waren mit Eisen gedeckt zum Schutze gegen die Steine, welche von den Belagerten gewöhnlich darauf hernieder gerollt wurden, um sie zu zerschmettern. Auf den Zinnen des Greifensteins war aber diesmal nichts von solchen Vorbereitungen zu bemerken. Wohl sah man Bewaffnete hinter den Mauerwänden stehen, aber trotz der Höhe und der weiten Entfernung war nicht zu verkennen, daß sie gar nicht an ihre Vertheidigung dachten, sondern die Anstalten zum Sturme nur mit höhnischen Bewegungen und Spottgeberden beobachteten.

Während Alles mit dem Vorrücken der Schutzdächer beschäftigt war, erhob sich auf der Bozener Straße eine Staubwolke, und eine Abtheilung von Algunder Bauern, Linus an der Spitze, stürmte heran, einige Ritter als

Gefangene mit sich führend, die sie in der Mitte eingeschlossen hielten, während die Pferde leer hintennach geführt wurden. Es war der dicke Herr Prechtl von Kaldöß, der bedächtige Auer von Katzenstein und der wilde Stuber von Wisberg. Nichts Gutes ahnend, mit unterwürfigen Geberden, traten sie in den schnell gebildeten Ring vor den Herzog, der sie mit finsteren Blicken betrachtete.

„Wir standen Bozen zu," meldete der Führer, „es war uns verrathen worden, daß ein Karren Mehl über St. Cosmas auf den Greifenstein hinaufgebracht werden sollte, den wollten wir ablauern, und während wir so am Wege lagerten, kamen die Herren geritten. Da haben wir sie angehalten und hergeleitet, weil sie zu Euch verlangt haben, Herr Herzog! Schade nur, wenn uns inzwischen der Karren ausgekommen wäre, dann hätten die Greifensteiner wieder Mehl auf lange Zeit!"

„Euer Begehr?" rief Friedrich die Ritter an.

„Durchlauchtigster Herzog und Herr!" erwiderte Prechtl, indem er mit einiger Mühe niederknieete und sein Schwert dem Herzog zu Füßen legte. „Wir sind gekommen, uns schuldig zu bekennen — lasset daher Gnade für Recht ergehen und wollet unsere Unterwerfung annehmen!"

„Ihr habt Euch eben nicht sehr geeilt, zur Erkenntniß zu kommen!" erwiderte der Fürst stolz. „Ihr bekennt Euch schuldig! Aber wer ist mir Bürge, daß das Eure aufrichtige Meinung ist? Ich muß ein Pfand dafür haben!"

„Durchlauchtigster Herr," erwiderte der Katzensteiner. „Ich und mein Freund Prechtl waren schon längst entschlossen, uns von den Aufrührern zu trennen: Klugheit und besonnene Ueberlegung hatten uns schon lang' den rechten Weg zu Euch gezeigt! Aber was konnten wir Einzelne gegen die Uebermacht? Wir waren zu Wenige, um gegen den Strom zu schwimmen!"

„Zu wenig und nicht stark genug," fügte Prechtl betheuernd hinzu.

Der Herzog sah ihn mit verächtlichen Blicken an. „Ich glaube Euch das ohne Betheuerung," sagte er, „darin liegt Eure Stärke nicht! Nun, und Ihr, Wisberger, habt Ihr mir kein Wort der Unterwerfung zu sagen?"

„Herr Herzog," erwiderte Stuber, „ich kann's nicht machen, wie diese: ich kann nicht reden, was mir nicht um's Herz ist -- ich hab' Euch Fehde angesagt, wie's mein Recht ist als Tiroler Landherr, Ihr habt gesiegt und habt gezeigt, daß Ihr der Stärkere seid — so Ihr mich nun in Gnaden aufnehmt, will ich dafür in Zukunft Euch dienen, wie's Recht ist."

„So will ich denn Gnade für Recht ergehen lassen," begann der Herzog. „Ihr, dicker Herr, habt vergessen, daß ich es war, der Euch erst vor ein paar Jahren das schöne Weingut bei Kaltern verliehen hat. Der Wein muß vortrefflich sein, weil er Euch so gut angeschlagen hat, d'rum will ich das Weingut wieder an mich nehmen, bis ich erfahren, daß Ihr solcher besonderen Gaben würdiger seid!"

Herr Prechtl verbeugte sich mit betrübtem Gesichte, der Herzog aber wandte sich zu Stuber. „Ihr habt Euch zwar gerühmt," sagte er, „daß Ihr so feste Verließe besitzt auf Eurem Schlosse zu Wisberg, und habt bedauert, daß man mich nicht dort gefangen gehalten..."

„Gnädigster Herr!" rief Stuber, „wie könnt Ihr wissen . . ."

„Genug davon! Es mag Euch zeigen, daß es auch Falken giebt, die sich mit falschem Gefieder schmücken! Ihr seid mein Feind gewesen; die gerade Art aber, wie Ihr zu mir kommt, macht, daß Ihr es nicht mehr seid .. Ihr sollt unangetastet sein in Eurem Besitz und mögt in dem Sturme auf Greifenstein bewähren, ob ich Recht gethan,

Euch zu trauen! — Ihr aber, Herr Auer von Katzenstein," fuhr er fort, zu diesem gewendet, „Ihr werdet gestatten, daß ich Euch einen Vogt setze auf Eure Burgen, bis ich versichert bin, daß Ihr von jetzt an treuer und aufrichtiger an mir hängt, als Ihr an den Falken gehangen . . . Erwidert nichts und laßt es Euch gesagt sein, Ihr Herren vom Falken, mich nicht wieder zu reizen. Ich habe meine Bauern zu Falkonieren gemacht, die sollen Euch die Haube über den Kopf ziehen und Euch wohl zwingen, fein still auf der Stange zu sitzen!"

„Jetzt ist die Schleuder bereit!" rief Weißbriach. „Sie haben das rothe Fähnlein ausgesteckt. Winkt entgegen, gnädigster Herr, so es Euch beliebt, dann geschieht der Wurf, und es geht vorwärts zum Sturme!"

Der Herzog nahm seine rothe Schärpe ab und schwenkte sie gegen das Glanigjoch; die Oetzthaler und Innthaler mit einer Schaar Fußknechte rückten unter die Rolldächer vor, gleichzeitig sah man den Felsblock über die Kluft fliegen und hörte ihn dumpf an die Burgmauer anschlagen. Eine dichte Staubwolke wälzte sich auf; als sie verflogen war, stieg wildes Kampfgeschrei der Belagerer empor, denn ein Theil der Mauer war eingestürzt, und eine breite Lücke klaffte den Stürmenden entgegen. Auf den Wink des Herzogs bliesen die Hörner, die Zinken begannen zu schmettern, die Heerpauken rasselten darein, und schon kletterten die kühnen Bauern den Felsweg hinan: die Haken faßten in's Gestein, die Leitern hoben sich und bedeckten sich mit Kämpfern — aber noch immer blieben die Belagerten ruhig. Die Veste war wie ausgestorben, kein Stein rollte herab, die Andringenden zu zerschmettern; kein Bolzen schwirrte, kein Pfeil kam geflogen, um sie zurückzuschrecken. Vergebens mahnte Weißbriach's mächtige Stimme, nicht allzu hitzig vorzugehen, der Feind habe offenbar nichts Gutes im Sinne — die Warnung kam zu spät. Scho

war eine beträchtliche Höhe erstiegen, die Kämpfer vermochten bereits, einander von Angesicht zu Angesicht zu erkennen, da blitzte mit einemmale die ganze Mauer entlang eine ungeheure Lohe empor, wälzte sich wie fließendes Feuer über die Brustwehren herab und fiel als brennender Regen auf die Stürmenden. Ein hundertstimmiger Schrei des Schreckens und Schmerzes ertönte, denn die Feuertropfen blieben an den Getroffenen haften, steckten die Kleider in Brand und machten Helm und Harnisch erglühen. Die Leitern brannten und die Stürmenden auf ihnen, und in einem wilden, entsetzlichen Knäuel, begleitet von dem Siegesgeschrei der Feinde, stürzte Alles die Felswand hinunter. Vergebens eilte man mit Wasser herbei; das Feuer schien seine Natur geändert zu haben, es loderte, wie vom Wasser genährt, nur noch grimmiger empor; es wuchs um sich, die Rollhütten brannten lichterloh, das Eisen der Dächer schmolz in glühenden Tropfen hernieder, und das grausenhafte Jammergeschrei der Verbrennenden und Sterbenden zeterte durch die Luft. Gar bald aber war es verstummt; der Tod hatte seine Opfer mit den Feuerarmen so gräßlich und unentrinnbar umwunden, daß wenige Augenblicke genügten, sie von ihrer Pein und vom Leben zu befreien. [25])

Erschüttert, vernichtet umstand das Heer die Todten und grausam Verwundeten, und durch die Reihen ging wieder das Gemurmel, der Greifenstein sei gebannt, und seine Besatzung mit dem Bösen im Bunde: der sei es, der ihr das Höllenfeuer geliehen. Andere erzählten, wie fern im gelobten Lande auch die Griechen ein nicht zu löschendes Feuer besäßen, das habe Einer auf einem Kreuzzuge ihnen abgelernt.

Entsetzt eilte der Herzog durch die Reihen und schritt erschüttert an den unseligen Opfern des Bürgerkriegs vorüber. „Rede mir Niemand mehr vom Sturme," rief er

„Ich will mein treues, braves Volk nicht opfern! Will es nicht in den gräßlichen Tod jagen, wegen einer Handvoll verzweifelter, tollkühner Empörer! Wir müssen einen andern Weg finden, um auf den Greifenstein zu kommen! — Seid Ihr nicht der Bürgermeister von Bozen?“ fuhr er gegen den zunächst Stehenden gewendet fort.

„Nikolaus Hochgeschworen,“ erwiderte dieser, „Bürgermeister von Bozen . . .“

„Ihr seid mein Mann! Nehmt noch Einige mit Euch, tragt eine weiße Fahne vor Euch her und geht auf den Greifenstein, mit den Feinden zu verhandeln! Sie müssen einsehen, daß sie verloren sind. Gewalt oder Hunger müssen sie in meine Macht bringen, denn ich weiche nicht von hier, bis der Greifenstein in Trümmern liegt, und wenn ich darüber grau werden sollte! Sagt Ihnen das; fordert sie zur Uebergabe auf. Sie sollen sich mir unterwerfen, sollen mir den Greifenstein übergeben, so bürge ich Allen Leben und Freiheit, und auch ihr Eigenthum sollen sie behalten, und nur die Lehen sollen verfallen sein. Geht und bringt günstigen Bescheid!“

„Das hoffe ich, durchlauchtigster Herr, und gehe gern!“ erwiderte der Bürgermeister. „Ich habe sonst wohl schon öfter mit dem wilden Starkenberger ein gütlich Wort zu reden gewußt!“

„Halt!“ rief der Herzog dem sich Entfernenden nach, „Habe ich nicht gesagt, daß ich Allen Leben und Freiheit verbürge? Das soll nicht gelten, Allen nicht — Oswald von Wolkenstein ist in der Burg, den nehm' ich aus, den allein! Sie räumen den Greifenstein, liefern mir Oswald aus und sollen Alle frei von dannen gehen! Geht, Bürgermeister — Du aber, Müllinen, sorge für die Verwundeten. Rette, was zu retten ist; für Jeden meiner tapferen Kämpfer will ich Dir danken, als wie für mein eigenes Leben!“

Er schritt weiter; eine Gruppe, die um einen Sterbenden versammelt war, hielt ihn bald wieder an.

Der alte Tschermser saß auf einem Felsstück und hielt das Haupt seines vor ihm liegenden Sohnes empor, daß es an der Vaterbrust zu ruhen kam. Der Jüngling hatte nur noch wenige Athemzüge übrig; der Eifer, dem Herzog zu dienen, der begeisterte Wunsch, Moidele's Bitte zu erfüllen, und jugendliche Kampflust hatten ihn zuvörderst in die Reihen der Stürmenden geführt, darum hatte ihn auch das wilde Feuer zuerst und am heftigsten getroffen und ihm Nacken und Brust versengt und verkohlt, bis auf das treue Herz hinein. Vor Linus kauerte der Rofener, auch mit verbundenem Haupte und den Arm in der Schlinge tragend, und träufelte von Zeit zu Zeit kaltes Wasser über das entstellte Antlitz des Leidenden: er hatte ja oft erprobt, welche Kraft in solch' feuchter Kühlung liege. Der alte Tschermser rührte sich nicht, er sah fest und mit ernst gefaßter Miene auf sein unglückliches Kind herab.

„Um Gott," rief der Herzog Friedrich hinzutretend, „mein treuer Führer! Mein Befreier . . . So find' ich Dich wieder! Deine Treue führt Dich in den Tod! Wackerer Ruzzo, auch Du verwundet, und Dich, alter Mann, beraube ich des einzigen Sohnes!"

Der Sterbende vernahm nichts mehr von dem, was um ihn vorging: er erkannte Niemand von Denen, die ihn umgaben. Sein Auge war weit offen, aber glasig starr, die kranke Brust hob sich schwer und schmerzlich in immer längeren Zwischenräumen. Der Rofener zuckte die Achseln, als wollte er sagen, das bischen Wunde habe nicht viel zu bedeuten, der Tschermser aber bot dem Herzog die Hand, wie zum Zeichen, daß er ihm nicht grolle. „Red' nit davon, Herzog Friedel," sagte er, „das haben wir von eh' gewußt, daß es nit anders sein kann, und daß gar manch' Einer, der mit uns ausgezogen, nicht mehr heim kommen

wird . . . in dem Bauernspiel, das wir spielen, muß Jeder einsetzen, und daß im Spiel nit Jeder gewinnen kann, das ist eine alte Sach'! . . . Vergiß nur Du nit, Herzog Friedel, was Du den Tirolern versprochen hast, und schau' fein, daß Du's halt'st, . . . dann ist Alles gut angewend't, und wenn's auch noch so kostbar ist, was wir verloren haben . . ."

Ergriffen eilte der Herzog hinweg, das erneuerte Gelöbniß in der Seele, ein wahrer Fürst des Volkes zu sein.

Der Tod trat an Linus heran.

Er ward unruhig, die Augen öffneten sich noch weiter, als suchten sie das Licht, das sich ihnen vollends zu verdunkeln begann: die glühenden, verdorrten Lippen bewegten sich zu halbem Geflüster. „O, diese Gluth . . ." murmelte er, „dieses Feuer . . . von außen und drinnen . . . da drinnen tief beim Herzen . . . wie es tobt und wühlt . . . Droben, auf den Bergen, im Eis . . . da wär' es kühl, da würde das Feuer erlöschen . . . Seht Ihr den Ferner dort? Das ist das Vernagt-Horn . . . ich spür' es . . . o, wie die Eisluft so kühl, so erfrischend herüber weht . . . Dort, dort . . . in dem rosigen Schein, dort steht ein saliges Fräulein auf dem Ferner . . . das ist das Moidele . . . Sie bleibt auf Rosen, aber sie winkt mir, daß ich zu ihr kommen soll . . . Wie sie mich anlacht, so traurig und doch so süß . . . Sie winkt mir wieder . . . sie kommt . . . o, sie legt mir die Hand auf die Stirn' . . . das nimmt allen Schmerz weg . . . Ich komm' schon Moidele . . . ich hab' Wort gehalten, ich darf schon mit Dir . . ."

Seine Worte wurden zum unverständlichen Gemurmel: noch einmal wehrte sich die Kraft des jugendlichen Körpers und stemmte sich in krampfhaften Zuckungen gegen den Zerstörer, dann erstarrte er, und das schwere Haupt sank im Tode an die Brust des Vaters.

Im sonnenrothen Abendscheine, hoch über den Häu-

tern, zog ein einzelnes weißes Wölkchen dahin, den Oetzthaler Firnen zu.

Die Abenddämmerung begann allmählich in Nacht zu verlöschen; Herzog Friedrich hatte seinen Gang durch das Lager eben beendet und schritt der Werkhütte des Büchsenmeisters zu: jetzt war es an diesem, die geheimen Künste zu bewähren, die er verheißen, und die den Greifenstein gewinnen sollten, ohne auf's Neue den Verlust so vieler braven Landeskinder zu wagen. Die Hütte war verschlossen, kein Laut antwortete auf Pochen und Ruf, und schon wollte der Herzog nach seinem Zelte zurückkehren, als er in der Nähe des Greifensteiner Felsens eine dunkle Gestalt unter den Leichen und Trümmern umherschleichen sah, die noch unbestattet und unbeseitigt durch einander lagen. Der Mann beugte sich bald zu einem der Todten, bald zu einem verkohlten Balken nieder, und es war, als ob er mit Wohlgefallen die Spuren der furchtbaren Zerstörungen betrachte, welche das Feuer der Belagerer an Waffen und Körpern zurückgelassen hatte. Der Fürst sandte sein Gefolge zurück, denn er glaubte in dem nächtlichen Besucher des Schlachtfeldes die verkrüppelte Gestalt seines Stückmeisters zu erkennen, und er hatte sich nicht getäuscht. Als er näher kam, traf er den unheimlichen Meister auf einem Felsblocke sitzend, in der Hand ein abgerissenes Stück von dem verbrannten Gewande eines Gefallenen, das er aufmerksam betrachtete, indeß aus seinen blitzenden Augen ein grimmiges Vergnügen leuchtete.

„Seid Ihr's, Meister Abraham," rief ihn Friedrich an, „der unter den Todten herumwandelt wie ein abgeschiedener Geist? Was schafft Ihr hier?"

„Ich bin's, gnädigster Herr," erwiderte der Meister, ohne sich in seiner Betrachtung irre machen zu lassen. Ich betrachte mir die verbrannten Lumpen hier — ich wundere die vernichtende Wirkung dieses Feuers und

sinne nach, welchem Bestandtheile es dieselbe verdanken mag . . . Seht nur, jede Faser ist versengt und verkohlt, wie Zunder, und an den Leibern hat es hinein gebrannt bis auf die Knochen! . . . Es ist etwas, wie ein Brander der Griechen, womit sie feindliche Schiffe in Brand stecken, und doch ist es furchtbarer . . . ich habe das Griechenfeuer kennen gelernt . . . es muß etwas darunter sein, ein Bergöl, das unlöschbar brennt . . . Ich finde das Geheimniß nicht aus . . . wie beneid' ich die droben auf dem Greifenstein, daß sie es besitzen!"

„Das ist ein furchtbares und trauriges Geschäft. Meister, vor dem mir schaudert!" rief der Herzog. „Ich beklage, daß Menschen gegen Menschen solche Mittel gebrauchen."

„Ihr schaudert, weil es Eure Gefallenen sind," erwiderte der Meister achselzuckend. „Die droben in der Burg frohlocken darüber, und wäret Ihr an deren Stelle gewesen, und ich wäre vor Euch getreten und hätte gesagt, ich wolle Feuer auf die Stürmenden hernieder werfen, das sie vernichte . . . hättet Ihr mir wohl gewehrt? Der Waffenschmied hämmert ein Schwert, das Todeswunden schlagen soll, und pfeift sein Lied dazu . . . ist mein Geschäft ein anderes? Ich arbeite im Großen — aber ich pfeife nicht dazu!"

„Traurig, Meister, daß ich Euch nicht Unrecht geben kann! Nun fass' ich's wohl, warum Ihr zu Innsbruck, als ich Euch zu meinem Feste lud, nicht daran Theil nehmen wolltet und Euch finster zurückzogt!"

„Denkt Ihr noch daran, gnädigster Herr? — Ich hab's auch nicht vergessen! Ich weiß noch wohl, was Ihr spracht . . . ‚Freude thut dem Menschen noth, wie Regen der Erde; wie ein Tropfen Oel der Armbrust, der Boden würde sonst vertrocknen, der Stahl erlahmen . . .' Soll

ich nicht auch meinen Regen haben und meinen Tropfen Oel?“

„Eine entsetzliche Freude, Meister — die Freude an der Vernichtung! Seid Ihr ein Christ?“

„Sie haben mich dazu gemacht,“ erwiderte Abraham mit wildem Lachen, „sie haben mich getauft, wie ich noch ein unmündiger Knabe war . . . mein Vater war ein Jude . . . ein wackerer Mann, gnädigster Herr, wenn er auch im Ghetto wohnen und den gelben Fleck tragen mußte auf seiner Brust! Ein reicher, ein glücklicher Mann, und war Keiner von den Kaufherren in Prag, der nicht gern mit Ben Maimon gehandelt und hätte nicht gesagt, Ben Maimon ist ein ehrlicher Mann. Er hatte ein schönes Haus und ein braves Weib und sechs Kinder, sie standen um den Tisch wie die Reben um den Oelbaum, und wenn mein Vater über sie hinsah, da ging ihm das Herz auf, und er dankte Jehovah für die Freude, die er ihm gegeben . . . Doch was red' ich davon . . . was erzähl' ich das Alles Euch, gnädiger Herr! Ich kann wohl errathen, weshalb Ihr mich aufgesucht! . . . Eure Freude ist's, die Ritter zu demüthigen und Eure Herrschaft fester wieder aufzurichten im Lande Tirol, denn zuvor — seid unbesorgt! Dieser Felskegel und die Burg auf ihm soll sie Euch nicht länger verkümmern! Ich weiß es noch wohl, wie Ihr mir den Greifenstein als Beispiel eines Schlosses genannt, daß es zu erstürmen gelten solle . . . ich werde meine Zusage halten — noch diese Nacht sollt Ihr auf dem Greifenstein einziehen!“

„Diese Nacht noch? Unmöglich!“

„Noch diese Nacht, sag' ich . . . laßt Alles sich bereit halten, es wird keines Sturmes mehr bedürfen, und vielleicht kaum einen Mann kosten!“

„Es soll geschehen, wenn ich auch nicht begreife, wie Ihr das Unmögliche wirklich machen wollt . . . doch redet

aus, Ihr habt Euch in Eurer Erzählung unterbrochen: mich verlangt zu wissen, wie es Euch ergangen."

Dem Meister schien die Mahnung nicht unwillkommen zu sein; er zerknitterte das Stück verbrannten Zeuges, das er in der Hand gehalten, und warf es weg . . . „Eines Tages," fuhr er fort, „kam vieles Volks in die Judengasse gestürmt, das schrie und tobte und drang in die Häuser — es war eine böse Krankheit in der Stadt, und die Thoren glaubten, die Juden trügen die Schuld daran, sie hätten die Brunnen vergiftet! Mein Vater hatte Niemand ein Leides gethan, so wenig als wir sechs Kinder, aber sie fragten nicht darnach, die Wüthriche, — sie drangen auch in unser Haus . . . ich war das Jüngste von uns Geschwistern . . . kaum fünf Jahr alt, und wie der lärmende Haufe in's Zimmer drang, schrie ich auf in meiner Herzensangst und kroch unter den Tisch! Von dort hab' ich gesehen, wie sie meine Schwestern und Brüder niederhieben und niederstießen, ich sah meine Mutter fallen, sah meinen Vater mit gespaltenem Haupte niederstürzen, und das Blut der Meinigen rieselte bis zu mir unter den Tisch . . . Dann sah ich Rauch eindringen und Feuerflammen um mich und die Todten emporschlagen, ich wußte nicht mehr, wie mir geschah . . ."

Er hielt inne; die Erinnerung war so gewaltig, daß sie ihm den Athem benahm.

„Wie ich gerettet ward," fuhr er fort, „weiß ich nicht — als ich mich wieder besinnen konnte, war ich nicht mehr in Prag . . . ein Bürger von Memmingen, ein Waffenschmied, der während des Tumultes nach Prag gekommen, hatte mich aus dem Schutt gezogen und sich meiner erbarmt . . . Er nahm mich mit nach Memmingen, ließ mich taufen und hat mich gehalten wie einen Sohn, und der Todesengel soll ihm dafür Ruhe zufächeln in sein Grab . . . Ich lernte das Gewerk, ich hab' es

verbessert — aber wie ich den gekrümmten Rücken mit mir herumtrage, auf den mir ein brennendes Balkenstück gefallen, so trag' ich auch innerlich ein Denkzeichen herum — ich habe den Augenblick im Hause meines Vaters niemals vergessen können! Wo ich gehe und stehe in Wachen und im Traume seh' ich den schrecklichen Anblick vor mir: ich sehe Vater und Mutter unter den Hieben der Wüthenden fallen, ich höre das Schmerzgeheul der Brüder, das Prasseln der Flammen, das Einstürzen der Balken, ich fühle, wie Rauch und Brand mich umgiebt — fühle, wie das Blut der Meinigen mich benetzt, und der höllische Jubel der Mörder und Mordbrenner gellt mir in der Seele nach . . . Darüber ist mein Gemüth starr geworden und versteinert . . . sie hatten ihre Freude daran, Unschuldige zu tödten, ein glückliches Haus zu vernichten; Ihr sagt es ja, der Mensch bedarf der Freude . . . Ich bin auch eine Art, ein Stück wenigstens von einem Menschen — meine Freude ist nicht, zu morden, aber ich diene dem Morde und liefere den Christen die Werkzeuge, womit sie, wie sie mir Vater und Bruder getödtet, sich unter einander selbst hinschlachten und meine Rache für mich vollziehen!"

„Mensch, Du bist furchtbar!" rief der Herzog aufspringend. „Furchtbar, wie das, was Dir geschehen! Ich muß erbeben, von Deiner schrecklichen Kunst Gebrauch zu machen!"

„Die Greifensteiner," erwiderte Abraham kalt, indem er sich ebenfalls erhob und auf das Leichenfeld um sich her deutete, „sind minder bedenklich, wie Ihr seht — und doch ist, was ich Euch rathe, ihnen hinwider anzuthun, nicht so furchtbar wie dieses Feuer, wenn es auch noch gewaltiger ist . . . es wird sie, meine Berechnung täuscht mich nicht, mit einem Schlage vernichten oder in Eure

Hand geben! Ich gehe, meine letzten Vorbereitungen zu machen."

„Welche sind diese? Rede, was hast Du vor?"

„Das muß mein Geheimniß sein . . . der Felsen des Greifenstein soll, Ihr wißt es, bis tief herab ausgehöhlt sein zu Gewölben und geheimnißvollen Gängen — ich öffne Euch den Eingang dazu, laßt das Heer sich bereit halte, ihn zu betreten und sie mitten in ihren eigenen Mauern zu überfallen . . ."

Er wandte sich seitwärts und verschwand im Dunkel der völlig eingebrochenen Nacht, tiefsinnend schritt der Herzog den Reihen der Lagerzelte zu.

— In den Mauern des belagerten Schlosses war indessen jene Ruhe eingezogen, der man sich nach überstandener Gefahr, nach Vollendung einer sorgenvollen Arbeit gern und um so vollständiger ergiebt, als es in der Gewißheit geschieht, daß sie nicht mehr als ein kurzes Athemholen ist, und daß Gefahr, Sorge und Mühe in wenig Stunden wieder beginnen werden, um Kraft und Ausdauer noch ernster und dringender in Anspruch zu nehmen. So viel schien jedenfalls gewiß, daß die Belagerer, durch den abgeschlagenen Sturm erschöpft, von den vielen Verlusten entmuthigt, auf einige Zeit Stillstand halten und mindestens die kommende Nacht über einen neuen Angriff nicht unternehmen würden. Die Zinnen und Schußluken der Mauern und Thürme waren daher wohl besetzt, aber nur von Wenigen, die als Wächter dienen sollten, und auch diese nahmen es nicht so genau mit dem Dienste. Mancher sah mit schläfrigen Augen auf das Durcheinanderdrängen im feindlichen Lager hinab, oder nickte wohl gar, auf seinen Spieß gelehnt ein wenig ein, um gleich wieder aus dem Halbschlummer aufzufahren und spähend um sich zu blicken, wenn etwa ein Geier, seinen Horst aufsuchend, über die Zinnen hinstrich, oder eine Fledermaus

aus dem Mauerwerke aufschwirrte, den trägen Abendflug zu beginnen. Der größte Theil der reisigen Mannschaft lag und kauerte im Schloßhofe herum, in dessen Mitte ein halb erlöschendes Feuer brannte; die Einen waren daran, in den Kohlen sich ein karges Abendmahl zu rösten, Andere thaten sich beim Weinkruge gütlich, während die Meisten in Gängen oder unter den Mauervorsprüngen sich zum Schlafe hingestreckt hatten. Sie waren Sieger geblieben. aber keine Siegesfreude ward laut; es lag über Allen wie die Ahnung eines kommenden Unheils, und der Vogt, wenn er durch die Reihen schritt, machte bedenkliche Mienen und ging nur mit Kopfschütteln daran, den Knechten den geleerten Weinkrug wieder zu füllen.

Der eigentliche Grund dieser Stille und gedrückten Stimmung aber lag wohl in dem Anblicke, den die offene Halle im Erdgeschosse des Pallas bot, aus welchem die Wendeltreppe nach oben führte, und wo ein Jahr vorher die Becher der Ritter vom Falken so lustig und keck an einander geklungen hatten. Jetzt saßen sie im matten Scheine der vom Gurtgewölbe herabhängenden Lampe wohl auch hinter den Pokalen, aber diese standen unberührt oder wurden schweigend geleert; war doch auch laute Freude und ein rasches Auflodern des Lebens nicht an der Stelle geeignet, an welcher ein kräftiges Sein im letzten vergeblichen Kampfe mit dem Tode rang.

Im Grunde der Halle, an den untersten Stufen der Wendeltreppe, auf einem aus Mänteln und Decken zusammengerafften Lager ruhte ein junger Mann in ritterlicher Kampftracht, doch ohne Helm und des zwängenden Panzers entkleidet, mit furchtbar entstelltem, blutüberronnenem Angesicht. Es war Ulrich, der Jüngere der Starkenberg'schen Brüder, das einzige Opfer, das der kurze Kampf dieses Tages gefordert. Er hatte an der Mauer gestanden, als die Schleuder vom Möltnerjoche her den

zweiten Wurf gemacht, und war im höhnischen Uebermuthe nicht vom Platze gewichen, als der Felsblock herangesaust kam: das riesige Geschoß schlug nieder, und indem es die Mauer stürzte, hatte es auch den Ritter erfaßt, zu Boden geschmettert und tödtlich am Kopfe verwundet. Neben dem Bruder, auf das Lager desselben niedergebeugt, stand Wilhelm von Starkenberg, Angst und Schmerz in den Zügen. Es war, als ob die alte Wildheit völlig von ihm gewichen, dieser Schlag hatte die einzige Stelle getroffen, an welcher sein Gemüth nicht gehärtet und gestählt war, wie die Panzer um seine Brust: der Bruder war ja die Hälfte seines Lebens, sein anderes Ich, das mit ihm übereinstimmte in seltener Gleichheit des Leibes, wie der Seele, und um dessent willen alles andere Fühlen, das sonst die Männerbrust bewegt, ihm fremd geblieben und gleichgiltig geworden.

Der Verwundete stöhnte und machte eine unwillkürliche Bewegung. Starkenberg blickte auf und sah den alten Knappen an, der zur anderen Seite des Leidenden kniete und dessen Hand in der Rechten hielt, den ersterbenden Pulsschlag zu fühlen; der Graukopf war in langer Kriegserfahrung mit Wunden und deren Heilart vertraut geworden und mußte die Stelle des Arztes vertreten, deren es damals noch so wenige gab, daß auf dem Greifenstein keiner zu finden war.

„Wie ist es mit ihm?“ fragte Starkenberg.

Der Knappe stand auf, legte dem Ritter die Hände quer auf der Brust zusammen, bekreuzte sich und sprach: „Herr — es ist aus mit ihm . . . er hat's überstanden.“

„Es kann nicht sein!“ rief Wilhelm außer sich. „Du mußt Dich irren, Kurt . . . siehst Du, die Lippen bewegen sich noch — die Wimpern zucken . . .“

„Ich irre mich nicht,“ erwiderte der Knecht, „das sind

nur die Lebensgeister, Herr, die nach und nach entweichen."

„Besinne Dich, Kurt!" rief Starkenberg wieder mit dem Ausdrucke der höchsten Angst. „Weißt Du kein Mittel, keinen Balsam mehr?"

„Da hilft kein Balsam mehr, wenn er auch auf diesem Felsen zu bekommen wäre, und wenn Ihr jeden Tropfen mit Gold aufwägen würdet — der Stein hat ihm den Kopf zerschmettert!"

„Bruder!" rief Starkenberg schmerzvoll ausbrechend, „es darf, es kann nicht sein, — Du darfst mich nicht verlassen! Höre mich, rede . . . gieb mir nur ein Zeichen, daß Du mich hörst, daß Du mich nicht verlassen willst!"

Ulrich lag regungslos, der Sallecker aber trat hinzu und versuchte, Wilhelm empor zu heben, der in die Kniee gesunken war. „Komm' doch zu Dir, Starkenberg," sagte er, „laß den Todten ruhen!"

„Den Todten?" schrie Wilhelm, sich losreißend. „Hörst Du nicht, was ich Dir sage? Er ist nicht todt, er kann es nicht sein . . . O, Du weißt nicht, was mir mit ihm verloren ginge, wenn er todt wäre . . . und todt? Elend erschlagen? Nicht einmal von edler ritterlicher Waffe gefällt und vielleicht ungerächt? — Nein, das soll er wenigstens nicht! Wenn er dahin ist, dann soll er Rache haben, Rache will ich haben, diese Nacht noch will ich sie haben — Rache, wie sie noch Keinem zu Theil geworden seit dem ersten Tode! Auf, Freunde, wir wollen hinaus — d'runten im Feindeslager liegt Alles in tiefster Ruhe; wir wollen einen Ausfall machen, wir wollen sie in der Nähe überfallen und sie im Schlafe niedermetzeln, all' diese Mordbuben! Sie haben Alle Theil an diesem Tode, Jeder von ihnen soll mir dieses Blut bezahlen —

ich selbst aber, ich bahne mir den Weg in das Zelt dieses Herzogs, der die Mörder führt!"

„Es geht nicht an," sagte Eckart von Liebenberg, „Du mußt Dich gedulden, Wilhelm. Die Mannschaft ist zu erschöpft."

„Erschöpft?" rief Starkenberg entgegen. „Wovon? War dieser Sturm nicht ein Kinderspiel? Wer darf von Erschöpfung reden, wenn ich, der Führer, mich noch aufrecht erhalten kann? Wenn es die Sühne eines solchen Todten gilt? Und sollte ich sie mit dem Schwerte in den Feind jagen, sie müssen!"

„Sie können nicht!" erwiderte Eckart kurz. „Die Ruhe muß ihnen für die Nahrung gehen, die ihnen täglich knapper zugemessen wird. Laß uns lieber darauf denken, einen Ausfall und einen Streifzug zu machen, um Lebensmittel in die Burg zu bringen. Der Voigt sagt, mit dem bischen Mehl, das heute hereinkam, haben wir höchstens noch acht Tage zu leben!"

„Sorgt nicht!" erwiderte Starkenberg. „Hilfe wird kommen, sie muß kommen, der Tod meines Bruders muß den Himmel auf unsere Seite bringen und die Hölle! Es ist eine alte Sage im Hause der Greifensteiner, daß diese Burg auf einem gefeiten Grundsteine liegt und unbezwinglich ist. Haben wir nicht die geheimen Gänge, um uns mehr zu verschaffen, als wir bedürfen? Seid gewiß, der Hunger zwingt uns nicht, und der heutige Sturm hat ihnen gezeigt, was sie von der Gewalt zu hoffen haben — seid gewiß, sie geben die Belagerung auf! Und ich sollte dann zusehen, wie sie eines Morgens das Lager abbrechen und verschwinden und, ohne meine Rache gefühlt zu haben, von dannen ziehen? — — Ich will nichts hören — kein anderes Wort, keinen andern Gedanken, als Rache!"

Er sank wieder neben dem Todten auf ein Knie nieder

und faßte dessen kalte Hand, wie zum Gelöbniß dessen, was er gesagt.

„Ich theile diese Zuversicht nicht," sagte Gebratstein halblaut. „Statt dieser Rache, die den Todten doch nicht wieder lebendig macht, will mir der Gedanke nicht aus dem Kopfe, wie bald vielleicht auch wir so daliegen wie er!"

„Komm' zu Dir, Starkenberg!" rief Sallecker, indem er Wilhelm an der Schulter rüttelte. „Bist Du ein Mann, daß Deine Gedanken Dich so überwältigen? Was starrst Du so vor Dich hin in leere Luft? Laß uns den Todten wegbringen und in die Capelle tragen; dort mag er ruhen, bis wir morgen Zeit finden, ihn in der Gruft zu bestatten, wie wir es vermögen und wie es Ulrich von Starkenberg gebührt!"

Wilhelm wehrte ihnen nicht, als sie den Todten empor hoben und aus der Halle über den Burghof nach der Capelle trugen. Er schien den Gedanken eines Ausfalls vergessen zu haben und schritt hinter dem Leichenzuge her mit dem unsichern, schwankenden Gange eines Kranken, mit dem Blicke eines Mannes, dessen Sinne sich zu verwirren beginnen.

In dem großen Rittersaale, in welchem einst die Falken sich zusammengefunden zu dem verhängnißvollen Bunde, und in dem kleinen anstoßenden Erkergemache hatte sich indessen ein Bild ganz anderer Art entfaltet. Während unten der Tod seinen Einzug hielt, freute man sich oben eines neuen Lebens, das erst vor wenig Tagen die Welt begrüßt und das Auge dem Lichte geöffnet hatte [26]). Auf niedrigem Ruhebette in dem Nebengemache lag Margarethe, das Haupt auf's Kissen zurückgesunken, in sanftem Schlummer. Auf ihren sonst bleichen Wangen waren bleiche Rosen aufgeblüht, und um die feinen Lippen floß ein so seliges Lächeln, als umgebe sie der tiefste Friede,

und wäre nicht eben das Kriegsgewühl und das Tosen des Sturmes verhallt; sie schlief schuldlos und sorglos, wie das Knäblein an ihrem Herzen. Oswald saß daneben; die Rechte auf Margarethens Scheitel gelegt, betrachtete er das Paar mit einem Ausdrucke des Glücks, wie er es lange nicht empfunden: es umwehte seine Seele wie das ferne Getön kommender Lieder. In einem Lehnstuhl in der Ecke des Gemaches saß die ehrwürdige Gestalt des greisen, erblindeten Heinz von Greifenstein; es war nicht zu erkennen, ob er schlief oder hinabschaute in die Tiefen seiner innern Welt, wo die Vergangenheit versunken lag bei der Erinnerung an das verlorene Licht. Seine Unbeweglichkeit ließ das Erstere vermuthen, für das Gegentheil aber sprach, wenn er manchmal halbe Worte vor sich hinmurmelte oder Hand und Krücke in die Luft erhob, als stände er, wie vor einem halben Jahrhundert mitten im Kampfe und Gefechte. Eine milde Stille wehte durch das Gemach, und in dem anstoßenden hohen Rittersaale strömte durch die gewaltige, auf den Balkon führende und weit geöffnete Pforte die weiche, warme Sommerluft herein; hinter den Bergen von Eppan und der rothen Mendl, hinter welcher die Sonne hinabgestiegen war, verglühte ein purpurner Abend. Ein letzter Strahl traf auf das Ruhebett und die geschlossenen Augen der Schläferin. Die junge Mutter erwachte davon; sie schlug die Augen auf, ihr erster Blick fiel auf Oswald, der zweite senkte sich auf das Kind in ihren Armen nieder, das friedlich athmend mit fein gerötheten Wangen da lag; sie schwieg, aber das Lächeln um ihren Mund wurde noch schöner und seliger.

„Der holde Knabe!" flüsterte sie. „Wie er Dir ähnlich ist, Osly. — So sanft er schläft, hat er doch schon das Trutzfältchen hier zwischen den Brauen!"

„Findest Du das?" erwiderte Oswald. „Mich dünkt,

er habe Deine Stirn, und wenn er wacht, ist es mir, als sähe ich in Deine holden minniglichen Augen . . ."

Die Abendröthe legte sich stärker auf das Lager und auf das Antlitz des Knaben.

„Er blüht wie eine Rose," begann Margarethe wieder. „Siehst Du, Osly, ich habe doch Recht behalten — der Rosengarten ist überall, wo wir uns selbst nicht fehlen!"

„O, Dein Herz und Deine Liebe haben immer Recht!" erwiderte Oswald. „Und doch, welch' schwere Tage liegen hinter uns, welche Stürme gingen diesem Blühen voran! Was mußt Du gelitten haben, als wir getrennt waren — allein, auf diesem unwirthlichen Felsen, unter diesen rauhen Männern, die nur die Gefangene in Dir sahen!"

„Es ist vergangen," lächelte Margarethe, „und soll vergessen sein!"

„Du Glückliche!" rief Oswald. „Wie neid' ich Dir diesen ruhig heitern, vertrauensvollen Sinn; er ist die zarte Blüthe, die nur aus so reinem Grunde keimen kann, wie Dein Herz es ist! Ich bin glücklich, wie Du; aber mitten im Glücke faßt mich der Gedanke der Zukunft an . . . er lauert, wie dort unten am Himmel die dunkle Wolke, die mit einem Gewitter droht! — Mitten unter den Bildern der mich umgebenden Seligkeit tauchen andere empor . . . ich sehe rauchende Trümmer, schwarze, ausgebrannte Mauern vor mir — es ist mein schöner, einsamer Hauenstein, den Friedrich niederbrannte und ihn die Rache fühlen ließ, die mich treffen sollte! Siehst Du, er ist doch mit seinen Kriegsknechten herangezogen, der grimmige König aus Lampartenland, und hat die Stätte uns'res Rosengartens verwüstet!"

„Beruhige Dich," entgegnete Margarethe, „gräme Dich nicht um Verlorenes! Ich ahn' es, andere Tage werden kommen; wir werden den schönen Hauenstein wieder aufbauen, und der Fürst wird es nicht mehr wagen,

Dein zurückgezogenes Glück zu stören! — Und wär' es nicht . . . dann ziehen wir mit einander fort — hinaus aus diesen Bergen in's schöne Vorland, an den grünen Alpsee, in mein liebes Schwangau . . . Wie wird der Vater sich freuen, wenn wir zu ihm kommen . . . wenn wir ihm seinen Enkel in die Arme legen!"

„Ach, Gretly," sagte Oswald, „wie ungern störe ich Deine Zuversicht! Deine Gedanken heben sich wie auf Vogelschwingen von diesem Felsen, über diese engen Mauern hinweg! Wie aber, wenn wir sie nicht mehr verlassen sollten? Uns fehlen die Schwingen des Vogels und der Gedanken!"

„So steht es schlimm um die Veste? Es ist keine Hoffnung, sie zu halten?"

„Ich glaube nicht daran; Herzog Friedrich wird Sieger bleiben in diesem Kampfe, wenn auch der Greifenstein seinen Waffen noch Monden lang widerstände."

„Und Du kennst keinen Ausweg, um zu entrinnen?"

„Keinen — und wenn ich ihn kennte, wäre es mir verwehrt, ihn zu gehen! — Ich habe mich von Herzog Friedel losgesagt, weil er treulos geworden; d'rum muß ich selber Treue halten — ich darf und will die Genossen nicht verlassen, was auch ihr Schicksal sein mag! Aber sei getrost, meine Liebe; Dich will und werd' ich bewahren vor dem Geschick, das sie ereilt — ich werde Mittel finden, Dich und den Knaben in Sicherheit zu bringen!"

„Nein, Du sollst mich nicht von Dir senden!" rief Margarethe, ihn ängstlich umschlingend. „Was Dir bestimmt ist, treffe auch mich — auch ich will Treue halten!"

„Ich weiß es," rief Oswald feurig, „einem Herzen wie Dir ist kein Opfer zu schwer, aber gehorche mir, wenn die Stunde kommt! Was auch mein Schicksal sein möge — ich werde es fester ertragen, wenn ich Dich gerettet weiß... Bist Du es denn allein, die Du Dich zum Opfer

bringen willst? Wir Beide können sterben Herz an Herzen und Arm in Arm, — aber was soll aus dem Kinde werden?"

Sie erwiderte nichts, aber sie schmiegte sich fester an ihn und verbarg an seinem Herzen die Thräne, die ihr den Blick umflorte.

Von der Wendeltreppe her ertönten Stimmen, bald flog die Thüre des Rittersaales auf, und der Burgherr mit den Abgesandten des Herzogs trat ein; Sallecker, Liebenberg, Gebratstein und andere Ritter folgten. „Hier ist der Ort, Ihr Herren," rief Wilhelm von Starkenberg, indem er Helm und Eisenhandschuhe auf den Tisch warf, daß sie klirrten, „hier geziemt es sich, Abgesandte zu empfangen ... Ihr mögt auf dem Wege hierher gesehen haben und es dem Herzog melden, daß wir auf dem Greifenstein noch sicher hausen, und daß Eure Belagerung uns noch keinen ärgern Schaden gethan, als der Wind, der um uns're Thürme saust! ... Sagt an, Ihr Herren, was ist Euer Begehr?"

„Wir begehren nichts," erwiderte Bürgermeister Hochgeschworen, ein ältlicher, schwacher Mann, weniger mit Führung des Schwertes als der Feder vertraut, aber sonst wohlgethan und tüchtig, so daß die Bozener nicht ohne ihn zu Felde gezogen. „Wir bringen etwas, gestrenger Herr Ritter! Wir kommen im Auftrage Herzog Friedrich's und bringen Gnade und Verzeihung für Euch Alle. Vertrauet nicht zu sehr auf die Festigkeit Eurer Felsen und Mauern, Ihr müßt einseh'n, daß sie endlich fallen werden vor der vereinten Macht des Landes — den Sturm, der heute noch mißlungen, werdet Ihr ein andermal abzuschlagen nicht vermögen! Aber Herzog Friedrich ist des Blutvergießens müde — darum sind wir gesandt und bringen Gnade ... so Ihr noch heute den Greifenstein übergebt, sollt Ihr Alle von hinnen gehen, frei und ungeschädigt an Leben und [illegible]enthum! Stoßet die Hand des Siegers nicht zurück,

Ihr Herren, der noch im Siege sich mäßigt, — unterwerfet Euch!"

Schweigen waltete über dem Saale, als der Bürgermeister geendet: kein Ritter wollte der Erste zur Erwiderung sein, aber die Blicke Vieler sanken zu Boden, und auf mancher Stirne war es geschrieben, daß sie vor dem Gedanken nicht erblasse, unter so unerwartet günstigen Bedingungen dem fruchtlosen Verzweiflungskampfe ein Ende zu machen. Andere blickten auf Starkenberg und schienen erst seine Rede erwarten zu wollen. Seine Stirne glühte, obwohl vom Helmdrucke befreit; wild flogen seine Augen im Kreise umher, er erkannte die Stimmung der Genossen, und das Blut drängte ihm immer heißer, immer sinnverwirrender zum Kopfe. „Nun," rief er mit wildem Lachen, „hört Ihr es nicht? Leben, Freiheit und Eigenthum werden uns geboten... was besinnen wir uns noch? Leben, Freiheit und Eigenthum! Man wird uns kein Härchen krümmen, wird uns ruhig auf uns're Burgen ziehen und dort sitzen und vermodern lassen! Wir werden Braten und Wein auf dem Tische haben, wie bisher — aber wenn wir den Becher leeren, werden auch wir die Alten sein? Jetzt hebt ihn ein freier Mann, ein Edelmann, der keinen Höheren über sich hat, als den Kaiser und Gott... dann wird ihn ein demüthiger Ritter ausschlürfen, den nur seine Wohnung vom Bauern unterscheidet, der Besiegte... des Herzogs Unterthan! War es darum, daß wir diesen Kampf begonnen? Wenn wir damit uns begnügen wollten, was man jetzt uns bietet, dann konnten wir die Mühe sparen! — Freiheit, Leben und Eigenthum hätte man uns gern gelassen . . . es hätte nicht mehr gekostet, als es heute kostet — unsere alten Rechte, unsere Freiheit, unsere Unabhängigkeit!"

„Der Herzog sieht vor Allem Eurer Unterwerfung entgegen," begann Hochgeschworen wieder, „er sichert Euch

zu, nichts von Euren Privilegien und Freiheiten anzutasten, als was unverträglich ist mit den Rechten des Volks und seinen eigenen. Es soll Alles zur Genüge eines Jeden geordnet werden durch einen neuen Vertrag . . ."

„Vertrag?" rief Starkenberg mit funkelnden Augen. „Ich will nichts wissen von Vertrag — diese Verträge sind unser Unheil gewesen und unser Unstern! Wäre dies feige Wort niemals in diesem Saale gesprochen worden — wir ständen jetzt nicht so hier und erlebten es, uns für das Kleinod unserer Ehre das bieten zu lassen, was ohnehin unser ist, was Niemand uns geben und nur räuberisch entreißen kann! Wer ein echter Falke ist, der läßt sich nicht zähmen und in den Käfig sperren — der ruft mit mir: Nichts von Unterwerfung und Uebergabe! Das Falkenbanner hoch — wir wollen uns mit ihm, mit unseren Freiheiten und im Schutte des Greifenstein begraben!"

Die Ritter schwiegen, nur der Sallecker stimmte in den Ruf des Genossen ein.

„Ich bin ein echter Falke, wie Du," sagte Liebenberg, „aber das ist kein Verstoß gegen die Bundestreu', will mich bedünken, wenn ich meine, man soll doch erst die ganze Botschaft anhören, die Bedingungen . . ."

„Die Bedingungen . . ." stammelte Starkenberg, der alle Fassung zu verlieren begann.

„Es ist nur eine Bedingung gegeben," rief der Bürgermeister, „der Herzog sichert Jedem Freiheit, Leben und Eigenthum: er verzeiht Allen, nur Einem nicht — dieser Eine muß mit der Burg ihm überliefert werden . . ."

„. . . Und dieser Eine?"

„Ist Oswald von Wolkenstein!"

„Oswald?" rief Starkenberg knirschend und mit rollenden Augen. „Oswald von Wolkenstein? Immer Oswald und wieder Oswald, der mir entgegen tritt? Gilt

er dem Herzog mehr als wir Alle — mehr als Wilhelm von Starkenberg? . . ."

Oswald war schon längst in die Thüre des Nebengemachs getreten; jetzt war ihm Margarethe gefolgt und lehnte sich an ihn, den Säugling in den Armen . . . sie schien gefaßt und ruhig, nur die rothen Rosen ihrer Wangen waren zu weißen verblichen.

„Wilhelm besinne Dich, was Du sprichst!" rief Oswald. „Der Wahnsinn redet aus Dir! Was grollst Du mir? — Ich weiß, warum Herzog Friedrich mich am meisten haßt — weil er sich von mir am meisten beleidigt fühlt; hier, in diesem Saale, wo ich jetzt als sein erbittertster Feind genannt werde, habe ich mich selber zu seinem wärmsten Freunde bekannt . . . das ist es, was er an mir zu rächen gedenkt! . . . Wohl ist es hart, in eines erbitterten Feindes Hand zu fallen — es ist doppelt hart an diesem Orte, und vollends unerträglich ist es, sich aus Armen loszureißen, die so sanft und doch so fest umschlingen wie diese ... aber ich bin bereit, meine Genossen und Freunde! Wollt Ihr Euch unterwerfen, so zaudert nicht um meinetwillen! Laßt die Wallung der Gnade, die vielleicht so nicht wiederkehrt, nicht unbenutzt vorübergehen . . . der Herzog mag geloben, Weib und Kind zu schonen, und ich bin bereit, mich ihm selbst zu überliefern . . ."

„Halt' ein!" rief Starkenberg, gleich einem Wüthenden losbrechend. „Nein, Du Verhaßter, das sollst Du nicht! Lockst Du wieder mit Deinen schönen Worten, Deinen verführerischen Schmeichelreden? Willst Du den Großmüthigen spielen und mich wieder verdrängen, wie Du es immer gethan? Du sollst nicht, sag' ich Dir! Wenn Du dem Herzog so viel werth bist, bist Du es auch uns . . . es soll nicht heißen, daß die Falken ihren Genossen ausgeliefert, daß sie die Freiheit sich erhandelt haben, durch den Fall eines Bruders . . ."

In die Ritter kam zustimmende Bewegung — Starkenberg achtete nicht auf sie; er fuhr mit beiden Händen nach den fiebernden Schläfen und murmelte mit starren Blicken vor sich hin.

„Der Fall eines Bruders . . . woran mahnt mich dieses Wort? Wer erkühnt sich, hier von Unterwerfung zu sprechen, nachdem jenes Blut geflossen . . . wer wagt, Anderes zu denken und zu sinnen, als . . . Rache? Sie haben Alle Theil an diesem Todten, und Einer der Mörder wagt es, die Stelle zu betreten, die das Blut gefärbt hat? Ihr wagt es, hierher zu kommen, der Rache zu trotzen und zu diesem Frevel noch die Schmach eines solchen Antrags zu häufen?"

„Ich vollziehe den Befehl meines Gebieters," erwiderte der Bürgermeister ruhig; aber eben diese Gelassenheit entflammte den Wüthenden noch mehr.

„Und giebst Dich her und verkaufest Dich zum Werkzeug der Schmach?" tobte Starkenberg, indem er den Bürgermeister an den Schultern faßte und den schwachen Mann zu der offenen Balkonthüre hinzerrte.

Unruhig traten die anderen Gesandten vor. „Die Hand an den Herold gelegt!" murrten die Ritter. „Bei Gott, er kommt von Sinnen . . ." Oswald wollte hinzueilen, der greise Heinz stand hoch aufgerichtet horchend vor seinem Stuhle.

„Sieh' hinunter, schurkischer Zwischenträger," brüllte Starkenberg, „siehst Du die Fackeln durch das Dunkel huschen und die Feuer brennen? Dort lagern sie, die Dich abgesandt, und warten und zählen die Augenblicke, bis Du ihnen die Antwort bringst, die Falken seien schmachbedeckte, feige Gesellen, die ihre todten Genossen nicht rächen und ihre Lebenden verrathen . . . Ich will ihnen das Warten und Dir den Weg abkürzen, grauer Schuft . . . Das ist die Antwort vom Greifenstein . . ."

Damit hatte er den schwachen Mann gefaßt, mit beiden Armen mächtig empor gehoben, und schleuderte ihn über das Steingeländer der Altane in die Tiefe. [27])

Ein Schrei des Entsetzens antwortete der furchtbaren That. „Haltet ihn . . . er ist von Sinnen . . .“ riefen die Ritter durch einander.

„Zurück!“ donnerte Starkenberg den Andringenden mit gezücktem Schwert entgegen, „ich bin nicht wahnsinnig, und wenn ich es bin, so hütet Euch, mir zu nahen! Ich weiß, was ich that — ich habe Ulrich's Schatten eine Rache geschworen, wie sie noch keinem Todten ward, und das soll ihr Anfang sein! Fort mit Euch, Ihr anderen Unterhändler, wenn es Euch nicht auch gefällt, den Rückweg durch die Luft zu nehmen . . . Ihr Falken aber werdet nun nicht mehr zaudern und von Bedingungen reden! Den haue ich mit eig'ner Hand in Stücke, der noch ein Wort von Vertrag und Unterhandlung spricht . . . Jetzt müßt Ihr zu mir steh'n — jetzt ist kein Heil mehr, als in unseren Schwertern!“

Er stürmte hinaus; die Abgesandten, waren schon eilends entwichen, die Ritter folgten langsam. „Er hat den Verstand verloren,“ sagte Liebenberg, „es ist Zeit, daß wir an uns selber denken.“

Margarethe war vernichtet in Oswald's Arme gesunken — der alte Heinz hatte sich an seiner Krücke vorwärts getastet und stand mitten im Saale.

„Wehe . . . wehe!“ rief der blinde Greis. „Wehe, daß ich aufgespart bin, diese Stunde zu erleben! Wehe über dieses Haus, denn sein Wappen ist entehrt . . . Wehe über dieses Geschlecht, denn es geht unter in Schande und Schmach, und seine Spur wird nicht mehr zu finden sein im Lande! Wehe — der Grundstein dieser Mauern wankt . . . die herauf beschworene Rache rüttelt an ihm . . . es ist ihr furchtbarer Schritt, den ich vernehme.“

Schauervoll hallte die Stimme des Greises hinaus in die Nacht.

„Wehe," begann er nach einer Weile wieder, „wehe auch Dir, Oswald, Deinem edlen Weibe und Deinem schuldlosen Knaben, daß Ihr mit hineinstürzen müßt in das unentrinnbare Verhängniß! Ich fühl' es . . . ich seh' es mit den inneren Augen, die Stunde der Entscheidung ist da . . . das Gericht bricht herein!"

Im Augenblicke schlug vom Fuße des Burgfelsens eine furchtbare Lohe, wie aus tausend und aber tausend Blitzen gebildet, empor: noch eh' sie erloschen, begleitete sie ein betäubender Knall . . . die Felsen schütterten in ihren Wurzeln . . . die Mauern wankten, und leichtes Gestein prasselte hernieder.

„Es ist geschehen!" rief Heinz von Greifenstein. „Das war das Ende . . . Du aber, Oswald, sollst mit den Deinen dieses Schicksal nicht theilen. Dein Sinn ist rein, Du hast es nicht verdient, mit den Schuldigen unterzugehen . . . Fliehe! Wie eine Erleuchtung fährt es mir durch den Sinn . . . die Burg fällt: der Aelteste, der Letzte des Stammes darf um Deinetwillen das Geheimniß des Hauses verkünden . . . Eile hinab in die Capelle! Hebe den Stein vor dem Altare empor! Eine Treppe, ein Gang wird sich Dir zeigen . . . folge ihm, er führt Dich weit unter der Erde fort, hinüber an den sichern Wald . . . Alles ist mit der Burg beschäftigt, und Niemand wird Dein Entrinnen gewahren! Eile . . . schon dringen sie ein, ich höre den Sturmlärmen . . ."

Dumpfes Rufen und Waffenklirren scholl aus der Tiefe des Felsens und vom Burghofe herauf.

„Wohlan," rief Oswald, wenn Rettung möglich ist aus dem geschändeten Hause, so laß uns sie ergreifen . . . Komm, Margarethe, verhülle den Knaben und binde Dir ein Tuch um's Haupt . . . jetzt ist es keine Treulosigkeit

mehr, wenn ich fliehe! . . . Auch Ihr, alter Freund, rüstet Euch, uns zu folgen . . ."

„Nein!" rief Heinz abwehrend und tastete nach der Balkonthüre, bis er auf der Schwelle stand. „Meine Zeit ist um — der Greifenstein fällt, und mit ihm fällt der Letzte, der den Schild mit dem Greifen getragen! Fort . . . schnell hinweg mit Jugend und Liebe — fort mit Allem, was noch ein Recht an's Leben hat . . . hier hält der Tod seinen Einzug!"

„Nun denn, so sei der Himmel mit Euch," rief Oswald, den Greis umarmend, ich gehe, Weib und Kind zu geleiten . . . Ihr seid es, der sie mir wiedergiebt, ich werde sie Euch ewig danken!"

„Geht . . . und das Glück gehe mit Euch!" rief Heinz wieder. „Aber reicht mir den Knaben noch einmal her, daß ich meine Hand auf sein Haupt lege . . . Sohn der neuen Zeit," fuhr er feierlich fort, als Margarethe, in die Kniee sinkend, ihm das Kind darreichte, „meinen Segen über Dich! Begreife die neue Zeit und lebe in ihr, daß Du der alten würdig seiest . . . Und nun fort — eilends hinweg . . . hier bleibt keine Zeit für ein anderes Abschiedswort . . ."

Er wandte sich; sie eilten die Treppe hinab.

Der Greifenstein war erstiegen; der zu Gängen und Gemächern ausgehöhlte Felsen hatte den Feinden einen Eingang geöffnet — mitten im Burghofe drangen ihre Schaaren aus dem Grunde hervor und hatten die Ueberraschten nach kurzem verzweifelten Kampfe überwältigt. Die meisten der Falkenritter waren gefallen, die anderen gefangen.

Von Starkenberg war keine Spur zu entdecken. [28])

Am Füße des Berges drängten immer neue Haufen nach; eine weite Kluft gähnte im Gestein, sie hatte den geheimen Eingang bloßgelegt. Trümmer lagen umher, unter diesen ein mächtiger Steinwürfel, mitten aus einander-

gesprengt, daß eine kleine Höhlung sichtbar wurde, die darin eingemeiselt war.

Der Stückmeister, eine Fackel in der Hand, wühlte emsig unter den Trümmern. „Unbegreiflicher!“ rief ihn der herbeispringende Herzog an, „mir graut vor Dir! Wie hast Du Solches zu Stande gebracht?“

„Fragt nicht, gnädigster Herr,“ erwiderte Abraham, „ich habe das Pulver zu einem neuen Dienste gezwungen . . . ich habe ein neues Mittel geschaffen zu Zerstörung und Mord . . . Zieht ein auf Greifenstein, Herr Herzog — Abraham von Memmingen hat sein Wort gelöst . . .“

Er verschwand im Getrümmer.

„Das begreife wer kann!“ rief einer der nachrückenden Bauern. „In dieser Geschwindigkeit, mit einem Schlag einen solchen Felsen zu stürzen . . .“

„Ist nichts dabei zu verwundern, Landsmann,“ erwiderte ein Anderer, „es hat den Grundstein getroffen, und das hat den Bann gebrochen . . . Gott sei bei uns! Da liegt er, mitten entzweigerissen . . . Mach', daß wir daran vorüber kommen . . .“

Bald war die Burg ihrer Schätze beraubt, und über dem Gemäuer loderten Feuerzungen empor, aller Welt zu künden, daß Herzog Friedrich wieder einzig Herr sei im Tirolerland. Furchtbar leuchtete der Brand über das herrliche Thal und überzog die Berggipfel wie mit dem Scheine eines Freudenfeuers.

— Dem dunklen Gange entronnen, erschöpft und athemlos hielten Oswald und Margarethe auf einer Höhe an. „Niemand denkt, uns zu verfolgen,“ sagte Oswald, „halt inne, meine Liebe, und erhole Dich. Wir haben nur noch einen kurzen Weg — Freund Vintler nimmt die Flüchtigen gern auf in seinem Runkelstein; dort, in solcher Nähe, vermuthet und sucht mich Niemand — dort sind wir geborgen!“

„Siehe! . . .“ rief Margarethe schaudernd und deutete nach dem Greifenstein zurück, dessen Umrisse, grell vom Feuerscheine beleuchtet, deutlich und scharf auf dem schwarzen Nachthimmel hervortraten. Man sah vollkommen klar das Steingeländer der Altane . . . man erkannte die hohe Pforte des Rittersaales und in derselben eine dunkle Männergestalt, von dem Thore wie von einem Rahmen umgeben und von dem Flammenmeere wie von einem Goldgrunde getragen . . .

Da erkrachte es furchtbar durch die Nacht . . . Dach und Gibel stürzten ein und begruben Alles in himmelanschlagender Lohe.

Viertes Kapitel.

Brunhildis.

„Ach Gott, ich möcht' ein Pilger sein,
Als ich vor Zeiten einer was,
So wallt' ich zu den Schwestern mein
Gar brüderlich und ohne Haß!
Viel Abenteuer, neue Mär'
Sollten sie losen (lauschen)
Scharf in's Oehrlein, ohn' Gefähr
Wollten wir kosen!
Zwei Stäbchen hätt' ich bald genäht
Auf einen Mantel, wie ich's thät',
Darunter klösterlich verdreht,
Recht wie ein Bruder,
Der seine Schwestern lieber suchet, dann die Mutter!“ [29])

Der Spielmann, der so gesungen, hielt auf dem letzten Worte mit langem, lächerlich zitterndem Tone aus und spielte auf der Fiedel einen lustigen Schnörkel dazu, daß

die Zuhörer in lautes Gelächter ausbrachen und des beifälligen Händeklatschens kein Ende wußten. Es war eine muntere, halb ländliche, halb städtische Schaar, welche auf den sonnigen Höhen von Tramin versammelt war: wohl an einem einsamen Orte, aber reichlich dafür entschädigt durch dessen besondere reizende Anmuth. Auf einer leicht geneigten Rasenblöße, von dichten Kastanien umrahmt, sah man über die von unten aufsteigenden Wipfel hinweg in das leuchtende Etschthal, über die Burgen Boimund und Eppan hinab auf Kaltern und seinen schimmernden See, auf das kühne Felsenschloß Formigar, auf die kahlen Bergwände Wälschlands und über dem stattlichen Bozen hin auf den riesigen Schlern und die majestätisch emporragenden Nadeln des Dolomitgesteins aus dem Gerdeinathale oder Gröden. Nirgends war eine menschliche Wohnung zu erblicken, nur ein einzelner mächtiger Thurm, auf einem massiven viereckigen Unterbau aus Quadern in die Runde aufgeführt, stieg, an den Kastanienwald anlehnend, empor. Erst in beträchtlicher Höhe wurden Fenster mit zierlichen Erkervorsprüngen sichtbar und ließen vermuthen, daß der Thurm zur Wohnung dienen solle: seine Unnahbarkeit und Abgelegenheit, zu welcher nur ein mühsamer Bergpfad emporleitete, hätten eher vermuthen lassen, daß er darauf angelegt sei, als Wartthurm und Lug-in's-Land zu dienen. Der auf dem neuen Dache aufgesteckte Baumwipfel und die Kranzgewinde an den Zinnen verkündigten, daß der Bau, die Herstellung des verfallen gewesenen Castells, beendigt sei, und das bei solchem Anlaß übliche Fest war es, was die Bauwerkleute zu so fröhlicher Schaar versammelte. Auch von den umliegenden Berghöhen und Dörfern waren Burschen und Mädchen herbeigekommen: ein Spielmann hatte das Fest erkundet und war heraufgewandert mit seiner Fiedel, und manch' Einer, der in anderen Geschäften des Weges kam, verweilte und ließ sich halten von der lustigen

Gesellschaft. So saß neben dem Steinmetzen oder Zimmerer im Schurzfell der Spielmann in schäbigem Kittel und doppelfarbigem Wams; ein dienender Bruder aus einem Klösterlein hatte sich's nach mühseliger Wanderung im Schatten bequem gemacht, und ein riesiger Wappner in den Farben von Lützelburg hatte Helm und Tartsche in dem Gezweige über ihm aufgehangen. Aus Balken, Schragen und Brettern waren Sitze und Tische gefügt, und die allgemeine Fröhlichkeit Derer, die den Weinkrug in der Runde gehen ließen, verrieth, daß der frisch gekelterte Saft der feurigen Traminer Traube, der Heurige geheißen, seinen Vorgängern alle Ehre zu machen beflissen war.

„Sollst leben, Fiedelmann!“ rief ein Steinmetz, ihm den Krug reichend. „Dieweil Du so lustige Lieder weißt, darfst Du nicht fehlen, wenn wir einmal mit dem Bozener Kirchthurm fertig sind! Schau nur hinunter, es ist schon das steinerne Kranzgesims aufgesetzt — nun geht's an den durchbrochenen Helm, und bis zum Frühjahr soll der Thurm wie die Kirche wohl vollends fertig sein. Dann mußt Du zum Richtfest in die Bauhütte kommen, da werden Deine lustigen Weisen Dir weidlich den Seckel füllen! Von wem ist der Spruch, den Du eben gesungen?“

„Wißt Ihr's nicht?“ erwiderte der Spielmann. „Ich komme weit her aus dem Reich und kenne die Gesänge, die bei Euch wachsen, besser als Ihr selbst! Es ist von Eurem Landsmann, dem Wolkensteiner!“

„Ach Gott,“ sagte ein Bauer, der eine Binde, um den Kopf trug, „wir hatten gar lang' Krieg im Land; sind wir doch erst vor einer Weil' aus einander gegangen: da vergißt sich das Singen — und dem Wolkensteiner wird's jetzt auch wohl verleidet sein, solch' muthwillig Zeug zu dichten!“

„Warum doch?“ fragte der Fiedler. „Ist er krank?“

„Da schaut hinüber,“ entgegnete der Bauer, „seht

Ihr die ausgebrannten Burgmauern da drüben auf dem Felsen? Das war vor ein paar Wochen der Greifenstein, den wir mit Herzog Friedel gebrochen . . . unter Denen, die in der Burg steckten, war auch Der von Wolkenstein!"

„So ist er wohl verwundet oder gar gefangen?"

„Nein — er ist der Einzige von Allen, die entkommen sind, kein Mensch kann begreifen, wie's zuging, denn alle Eingänge waren umstellt, wie die Löcher am Fuchsbau: dennoch ist er fort, und Niemand weiß wohin!"

„Das meint' ich wohl zu rathen!" rief der Reisige. „Ist's doch allbekannt, daß Sigmund, der römische König, ihn in großen Ehren und Freundschaft hält. Der König wird bald nach Wälschland kommen; es gibt wieder Krieg mit den Venedigern . . . Der Wolkensteiner kann ja von hier in ein paar Sprüngen nach Wälschland hinüber und dort warten, bis der König kommt!"

„Er kann nicht durch," sagte der Bauer wieder. „Der Herzog ist gar sehr erzürnt und verbittert wider ihn und hat Weg und Steg besetzen lassen, daß er ihm nicht entkommen sollt'! Ich glaub' auch, der Wolkensteiner ist noch im Land und bei einem guten Freund verborgen, bis die ärgste Gefahr vorüber ist! Wird auch das Beste sein! Wenn der Herzog ihn jetzt in seine Gewalt bekäm', leicht, daß er im ersten Zorn etwas thäte, was ihn hinterher gereute . . . Stoßt an, Ihr Leut' und Gesellen, wir wollen wünschen, daß er eine Pilgerkutte gefunden haben mag, glücklich zu entkommen . . . er soll ein wackerer Herr sein, und Denen, die singen, dichten und fiedeln, muß man in aller Welt ein wenig durch die Finger seh'n!"

„Ich gönn' es ihm von Herzen," rief der Reisige, „es ist ein stattlicher Reitersmann; ich hab' ihn geseh'n, wie er vor König und Fürsten zu Costentz als ein Mohrenkönig gesungen hat."

„So seid Ihr in Costentz gewesen?" fragte der Kloster-

bruder eifrig. „Ist es wahr, daß endlich das traurige Schisma uns'rer heiligen Kirche ein Ende genommen, daß sie einhellig wieder einen einzigen Papst gewählt haben?"

„Wohl ist es wahr, hab' ich doch selber zugeschaut," erwiderte der Reisige. „Am See[30]), beim Konradssteg, in einem Gässel, die Katz' geheißen, da steht ein stattlich Gebäu', das ist halb in das Wasser hineingestellt, auf mächtigen eichenen Säulen . . . es dürften in keinem Wald im Reich schönere Bäume zu finden sein! Das haben die Handelsherren und die Geschlechter gebaut und heißen es das Kaufhaus, weil sie d'rinn' die Waaren lagern, mit denen sie handeln. Vor dem Hause wurden Schranken aufgerichtet, und dann gingen die Cardinäle und sechs Auserlesene von jeder Nation hinein, die den Papst wählen sollten, und wurden d'rinn' eingeschlossen."

„Was sagt Ihr?" rief der Steinmetz. „Eingeschlossen, daß sie gar nicht wieder heraus konnten?"

„Und Niemand zu ihnen hinein. Der Trunk ward ihnen in gläsernen Krügen gebracht, die man durch und durch sehen konnte, und die Speisen, so die Diener brachten, mußten zwei Bischöfe untersuchen und der Ordensmeister von Rhodus. Auch die Fenster waren verrammelt, daß sie in ihren Zellen Licht brennen mußten, am hellen Tage."

„Das ist all' wahr," sagte der Bruder, „das heißt man Conclave."

„Und mußten sie lang' in dem Gefängniß bleiben?" fragte der Bauer.

„An die drei Tage. Erst waren sie gar sehr uneins, und kamen gar viel Päpst' zum Vorschein, mit zwölf und neun und noch weniger Stimmen, und wollte eben jede Nation Einen aus ihr auf den päpstlichen Stuhl bringen. Da waren es wieder einmal die Deutschen, die dachten, der nachgiebt, ist auch ein Mann, und meinten, weil das

Concil in deutschen Landen gehalten worden, es sei ihnen Ehre genug gescheh'n. Gingen also zu den Italienern und sagten, sie wollten mit ihnen stimmen, und wie die Englischen das merkten, machten sie es auch so und handelten nun mit den Franzosen und Hispaniten. Die waren aber erboßt und meinten, es wäre große Unehre für sie, so der Papst nicht aus ihnen erwählet würde — wie sie nun so recht mit einander haderten, da kamen der König und die Fürsten und die ganze Pfaffheit mit Kreuz und Fahnen aus dem Münster, wo eine gesungene Meff' gewesen, und zogen vor das Kaufhaus und stimmten das „Komm heiliger Geist" an — und da die in dem Conlave es vernahmen, ward ihnen gar sonderbar um's Gemüth, und wurden mit einemmale einig und gaben das Zeichen, daß sie einen Papst erwählt hätten — da fingen alle Glocken zu läuten an, und auf dem Dache des Kaufhauses ließ sich eine unabsehbare Schaar kleiner singender Vögel nieder und sangen, und war kein einziger Rab', Krähe oder Dohle darunter, und die Zwanzigtausend, die auf dem Platze standen, sahen's mit an . . ."

„Wer ist der neue Papst, so Ihr es wißt?"

„Ein Römer — Herr Otto von der Säul' oder Colonna geheißen, und hat sich als Papst den Namen Martin erwählet!"

„Gott sei gepriesen!" rief der Bruder mit frommem Aufblicke. „So wird denn endlich Frieden und Eintracht wiederkehren in der bedrängten Christenheit!"

„Und Ruhe und Sicherheit im Land!" fügte der Bauer hinzu. „Dafür wird Herzog Friedel sorgen, das ist der Mann dazu! Es lebe der Bauernherzog mit der leeren Tasche! Wer hätt' es vor ein paar Wochen gedacht, daß wir schon heut' so friedlich hier sitzen und solch' ein Fest feiern könnten!"

„Das Richtfest dieses Bau's, nicht wahr?" fragte der

Reisige. „Ich hab' mir den Thurm schon von allen Seiten betrachtet — ist ein sonderbar und verwunderlich Gebäude!"

„Der Thurm heißt Entiklar[31]), Herr," sagte der Bauer, „und soll schon seit der Heidenzeit stehen: ist lang' verfallen gewesen, bis ihn die Besitzerin wieder aufgebaut hat!"

„Die Besitzerin? Also eine Frau? Was hat sie mit dem Thurme vor? Wer ist sie?"

„Die Frau Hausmannin, Herr — eines reichen Wechselherrn junge Wittib, die drüben auf Tisens haust: wohl im ganzen Lande und darüben hinaus berühmt als das schönste Weib in Tirol und den Etschlanden . . ."

„Was Ihr nicht sagt! Und die hat so besonderes Gefallen an dem einsamen Gemäuer, das wie ein Gefängniß aussieht?"

„Oder wie ein Kloster, Herr, und das soll's auch werden. Die schöne Hausmannin ist der Welt und des Lebens satt geworden und will in dem Thurm da hausen, wie eine Einsiedlerin . . ."

„Dafür," sagte der Klosterbruder kopfschüttelnd, „wär' wohl ein gottseliger Plätzlein zu finden gewesen, als der alte Heidenthurm, in dem es nicht einmal geheuer ist!"

„Nicht geheuer, sagt Ihr?"

„Oder doch unheimlich," fuhr der Bruder fort, „ich hab' es in einer alten Schrift gelesen, welche Bewandtniß es hat mit diesem Thurme, und wovon er den Namen trägt, und will's Euch erzählen! Es war in der Heidenzeit, wie noch die Römer im Lande hausten und auf Eppan saßen auf dem Greifenstein und Formigar — da kam auch ihr Kaiser in's Land, ein grausamer Mann, und hatte seinen Sohn bei sich, das war ein schöner römischer Jüngling, den hatte der grausame Kaiser mitgenommen, damit er die ersten Kriegsthaten sehen und verrichten und sich vorbereiten

sollt', damit er einmal sein Nachfolger werde auf dem römischen Kaiserthron. Der Jüngling aber hatte nicht blos für die Berge und Schlösser Augen, sondern auch für die Leute, die da hausten, und darunter war eine edle Jungfrau, wie er so holdselig noch keine geschaut. Ueber ihrem Anblick vergaß er bald auf des Vaters Reich und Kaiserkrone und meinte, wenn er nur sie für immer sein eigen nennen könnte, dann wär' er auch reich und glücklich für immer und möchte wohl alles Andere dahin geben um ihre Liebe. Und die Jungfrau, um ihrer Holdseligkeit willen die Klare geheißen, liebte den Jüngling wieder und ward heimlich sein Weib — denn auch in heidnischer Zeit ist es so gewesen, daß die Jugend einander anhanget in weltlicher Verblendung . . ."

„Und so wird's wohl bleiben, ehrwürdiger Bruder, in alle Zeit," rief der Fiedler, „bis die Jugend einmal mit grauen Haaren zur Welt kommen wird! Scheltet die Minne und die Jugend nicht, Herr, und erzählet lieber weiter."

„Da erfuhr es denn der grausame Kaiser, und wie er's inne ward, that er bei dem höchsten seiner Götzen einen entsetzlichen Schwur, daß Denen, die ihn hörten, die Haare zu Berge stiegen, er wolle die Frevler bestrafen, wie noch Niemand bestraft worden. Das Paar aber fragte nicht nach des Kaisers Grimm, es war entflohen und hatte sich in diesen Thurm verborgen; in solcher Nähe gedachten sie, würde er sie nicht suchen, und so lebten sie glücklich und wollten die Zeit abwarten, bis der Kaiser wieder abgezogen sein würde in seine anderen Reiche und nach Rom. Es sollte ihnen aber nicht so gut werden, denn eine Freundin der Jungfrau, die einzige, die sie gehabt, war auch die Einzige, die das Geheimniß wußte: bei ihr glaubte sie es so gut verwahrt, wie bei sich selbst, und sie mußten auch Jemand haben, der ihnen Nahrung brachte in den einsamen

Thurm. Die Freundin aber, so treu sie sich anstellte war doch falsch; sie hatte heimlich auch Wohlgefallen an dem schönen römischen Kaiserjüngling und hoffte, ihn für sich zu gewinnen, und als ihr das nicht gelang, verrieth sie den Aufenthalt der Liebenden an den grausamen Kaiser ...

„Die Treulose!“ rief der Steinmetz. Im Erdgeschoß des Thurmes aber war ein Fensterlein aufgegangen, an dem stand Waltraud, die Gürtelmagd der Thurmherrin und hörte der Märe zu.

„D'rauf kam der Kaiser Nachts mit großer Kriegsmannschaft vor den Thurm, ließ die Thüren und Fenster vermauern und blieb davor liegen, bis er meinte, sie müßten verschmachtet sein — er hatte wohl gedacht, daß ein groß' Wehklagen entstehen, und daß sie bitten und jammern würden, und hatte sich in seiner Grausamkeit darauf gefreut, sie zu ihrer Strafe recht furchtbar leiden zu sehen ... als aber einige Tage vergingen, und doch Alles still blieb, ließ er die Steine wieder wegräumen und eindringen. Da war aber gar nichts Schauerliches zu sehen, und das Liebespaar lag nicht da, wie Solche, die vor Hunger und in Verzweiflung gestorben, sondern Arm in Arm, mit lächelndem Munde und rothen Wangen, als ob sie nur schliefen ... Da kam dem Kaiser ein Grauen an über dem Anblick, er schlug den Mantel über sein Haupt und floh nach Rom — die Liebenden aber blieben in dem Thurme liegen, bis er verfiel, und Alles scheute sich, ihm zu nahen, und weil die Jungfrau die Klare geheißen, der Jüngling aber mit seinem römischen Namen Entius genannt worden, war der Thurm nach ihnen benamset und heißt Entiklar ...“

Die Zuhörer schwiegen einen Augenblick und besahen sich das Gemäuer. „Ein trauriger Aufenthalt!“ rief dann der Fiedler. „Ich möchte die Ruhe der Liebenden nicht stören und hätte den Thurm in seinen Trümmern

liegen lassen! Die Frau, die ihn wieder aufgebaut, muß viel Herzeleid erlebt haben, daß sie daran Gefallen hat! Sie ist Wittib, sagt Ihr, und trauert wohl um den Mann?"

„Sie ist Wittib," sagte der Steinmetz, „man erzählt allerhand, was nachzusagen ich mich hüten werde! Seht, da kommt sie den Berg herauf!"

Auf dem Saumpfade erschien ein Zug von Maulthieren, auf deren vordersten zwei Frauen ritten, beide schwarz gekleidet, mit Schleier und Sendelbinde verhüllt, doch nicht tief genug, daß nicht die Züge in etwas zu erkennen gewesen wären. Aus dem einen Schleier sah ein bleiches, vergrämtes Antlitz hervor, von weißen Haaren umgeben und mit einem Paar dunkler Augen, welche ernst und gelassen auf den Beschauer trafen; die zweite Binde barg reiche goldröthliche Locken und ein zwar ebenfalls blasses, aber gerundetes Angesicht, aus welchem unruhige blaue Augen hervorflammten, wenn auch die Lider meist wie ermüdet sich darüber niedersenkten.

„Die Jüngere ist es," flüsterte der Steinmetz dem Fiedler zu, „die mit den blauen Augen, die wie Irrwische flackern!"

„Ein schönes Weib, bei Gott . . . aber es ist 'was an ihr, das Einen fürchten machen könnte! . . ."

„Sie kommt mir vor," sagte der Bauer, „wie ein schöner Apfel, der nicht recht reif geworden . . . er lockt, hineinzubeißen, und man scheut sich doch und sorgt, es möchten Einem die Zähne stumpf werden auf Lebenszeit . . . Wer ist die andere Frau?"

„Die Wittib des Grafen Rottenburg," erwiderte der Klosterbruder, „die kenn' ich wohl! Eine gar fromme und gottselige Frau, die unser Klösterlein mit mancher Spende bedacht!"

„Der Rottenburger," sagte der Steinmetz zum Fied-

ler, „war einer der Wildesten und Mächtigsten von den Edelherren, die sich unabhängig machten; er ist auch der Erste gewesen, den der Herzog gebändigt hat, schon vor ein paar Jahren, eh' er nach Costentz gezogen war. Die Anderen hatten ihn im Stich gelassen, da unterwarf er sich, und nachdem er's gethan, nahm er Gift und liegt da unten auf der Leuchtenburg am Kaltner See begraben . . . die Gräfin aber lebt seitdem auf der Burg wie eine Klosterfrau und betet für ihn den ganzen Tag, und es muß etwas Verwundersames sein, was sie aus ihrer Zelle führt!"

Die Frauen waren indessen auf dem Platze angekommen; Sabine schwang sich mit Hilfe der ihr entgegen geeilten Gürtelmagd vom Maulthiere, die Gräfin verharrte kalt und unbeweglich im Sattel.

„Ihr wollt also wirklich meine Einladung ausschlagen," sagte Sabine, „und wollt nicht einsprechen auf Entiklar?"

„So Du auf dem Wege bist zu Deinem Heile," erwiderte die Gräfin ernst, „so lasse Dich nicht verweilen durch die Freude der Welt!"

„Die Freude der Welt ist hier nur äußerlich — d'rinnen im Thurme werdet Ihr es still und einsam finden, wie Ihr es sucht, und wie es auch mir gefällt. Kommt, die Zelle zu schauen, die ich mir gebaut!"

„Mich lockt hinieden nur noch die eigene Zelle, der ich entgegen eile!"

„Und habt Ihr immer so gedacht und seid doch in der Welt geblieben?"

„Nicht immer — wohl aber seit ich meinen Gatten begraben. Seitdem habe ich an seiner Gruft gebetet und mich dem Himmel zugewendet, wo er meiner harrt . . . nur Eines hielt mich noch zurück . . . Ich wußte, daß eine Stunde kommen müsse, welche diesen Rittern, deren

Zwietracht und Saumsal den Edelsten der Männer in's Verderben gestürzt, das gleiche Geschick bereiten werde . . . Sie ist gekommen! Die Feuersäule des brennenden Greifensteins hat ihrem Einzuge geleuchtet; jetzt hat Heinrich von Rottenburg Ruhe im Grabe — jetzt ist mein Ort hienieden die Zelle, die ich mir schon lang' erwählt, jetzt kann ich mit freier Seele beten . . . haltet mich darum nicht auf und folgt mir lieber!"

„Euch in's Kloster folgen? Nein, Gräfin," erwiderte Sabine, „wohl hab' ich keine Gruft, um an ihr zu weinen und zu beten . . . aber auch mir ist, als müßte noch eine Stunde kommen, die wie ein feuriger Wegweiser in mein Leben leuchtet; ich will sie hier erwarten und dann vielleicht Eures Rathes denken und danken . . ."

Das Gefolge der Rottenburgerin zog vorwärts und verschwand bald in dem ansteigenden Kastanienwalde; Sabine mit den Ihrigen schritt dem Thurme zu. Auf dem Wege traten ihr die Werkleute entgegen, die Bauherrin mit Spruch und zierlicher Reverenz zu begrüßen. Mit finsteren Brauen hörte sie zu, kein Lächeln löste die strenggeschlossenen Lippen, als sie ihr kündeten, wie sie nicht verfehlt, nach altem Brauche beim Aufsetzen des Gebälkes Luft, Licht und Sonne in das Haus zu bannen, zum Gedeihen und zur Freude. Sie dankte nur mit Kopfnicken und rief im Voranschreiten die Magd zu sich, der sie einige Worte in's Ohr flüsterte. Diese geleitete die Herrin bis an die Thüre, dann kam sie zurück und meldete, die Thurmherrin von Entiklar lasse danken für die freundliche Begrüßung und wolle sie erwidern durch Tanz und Gasterei; die sollten sie haben, wenn sie in einigen Stunden wieder fortgezogen — bis dahin sollten sie in den Wald sich bei Seite ziehen, sie liebe die Stille und Einsamkeit.

Während die Versammlung schweigend gehorchte, hatte Sabine das Thurmgemach erstiegen und betrachtete den

hohen, gewölbten Raum, der sie in Zukunft beherbergen sollte. Sie schien vollkommen zufrieden und ordnete an, wo die Gegenstände der Einrichtung aufgestellt werden sollten. Desto minder schien die Magd mit dem künftigen Aufenthaltsorte einverstanden und war eifrig bemüht, ihr Mißfallen auch auf die Herrin über zu tragen. „In dem Thurme werd' ich kein Auge zumachen können!“ jammerte sie. „Wenn ich denke, daß dort, wo die Bettstelle hinkommen soll, vielleicht das unglückliche Liebespaar gelegen und gestorben ist, wird es mir schwarz vor den Augen, und wenn ich vollends an die Keller und Kerkergewölbe denke, die unter uns sind . . .“

„Du wirst sie mir zeigen . . .“ entgegnete Sabine, indem sie an's Erkerfenster trat.

„Verlangt das nicht, edle Frau,“ rief Waltraud, „sonst ist es auch um Euren Schlaf gethan! Das sind Mauern, sag' ich Euch, als wenn sie von Ewigkeit her so da ständen, und eiserne Ringe sind eingelassen, so groß, daß man einen Mann darin anschmieden und aufhängen könnte, und Kettentrümmer hängen noch daran . . . es ist schauerlich!“

Sabine hörte sie nicht; sie stand im Erker und sah in die unabsehbare Berglandschaft hinaus, aber ihre Gedanken waren nicht bei ihren Augen — sie starrte leer in's Blaue und gedachte der Mittel, wie sie es anfangen wolle, das Vergessen zu lernen. Als sie von Costentz hinweggestürmt, war sie nach Tisens, wo ihr Bruder Haus hielt, geeilt und hatte sich vor Allen verborgen, um nichts mehr von dem Herzog zu hören. Dennoch konnte sie es nicht verhindern, daß ihr die Nachricht seiner Flucht auf dem Fuße folgte, daß die Kunde seiner Siege zu ihr drang, und als er vollends vor den Greifenstein gezogen kam, da trieb es sie, noch tiefere Einsamkeit zu suchen, und so hatte sie das alte halbverfallene Castell von Entiklar ausgefunden. Wohl

gedachte sie manchmal, das Land zu verlassen und hinzugehen, wo Niemand sie kenne, oder sich mit ihrer Liebe und vergeblichen Sehnsucht nach Rache in ein Kloster zu vergraben — die Fäden, an welchen ihr Herz noch immer mit Leben und Heimath zusammenhing, hafteten fest und waren, so sehr sie schmerzten, noch immer unzerreißbar. Sie grollte den Menschen, denn sie kümmerten sich nicht um ihr Leid; sie haderte mit der Welt, daß sie achtlos über ihrem zertretenen Glücke dahin ging; sie zürnte dem Himmel und wandte sich von ihm ab, weil er seine Blitze nicht sendete, ihrer Rache zu dienen. Ihr Gemüth glich einem eingeschlossenen Gewässer, das, vom Sturme gefaßt, zwischen zwei steilen Felswänden hin und wieder tobt und sich um so ergrimmter auf die eine wirft, je ohnmächtiger ihr Anprall von der andern zurückgeschleudert worden. Hatte sie erst Oswald am wildesten zu hassen geglaubt, so war es jetzt manchmal, als ob ihr Grimm gegen Friedrich diesen Haß noch überbiete — Oswald konnte ihr doch ein Unrecht vorwerfen, er konnte sich damit entschuldigen, wie sie gegen ihn gehandelt: dem Herzog gegenüber aber war sie rein und in ihrem vollsten Rechte; ihm hatte sie sich ganz hingegeben, ihm hatte sie gehört mit aller Gluth und Kraft, deren ihr heißes Herz fähig war, und war dafür betrogen, verschmäht und weggeworfen, wie ein Spielzeug, dessen die Laune satt geworden . . . Und dennoch hatte sie wieder Stunden, in denen, hätte sie noch zu weinen vermocht, die Thränen wie einst in Strömen geflossen wären — sie träumte sich dann in die ersten Tage von Friedrich's Werbung zurück, sie hörte seine Betheuerungen, das Geflüster seiner Zärtlichkeit, die Schwüre seiner Liebe, und dann konnte sie es nicht glauben, daß er wirklich treulos sein sollte, daß sie wirklich verlassen sei: dann kam es ihr vor, als habe sie seine letzten Reden doch nur unrichtig gedeutet, als seien sie wirklich nur der Besorgniß um sie entsprungen

gewesen. Es war immer möglich, daß er den Plan der Flucht bereits in sich trug, daß er sie nur darum von sich entfernen wollte, damit sie ihm dabei nicht hinderlich sei — vielleicht bereute er schon lange, daß er es gethan, vielleicht wartete er nur auf den Augenblick, um sich mit seiner vollen Macht und all' seinem neu errungenen Glanze wieder zu ihren Füßen zu legen und für so viel Leid und so viel Liebe zu lohnen. Wenn sie in solchen Gedanken und Bildern sich erging, befand sie sich in einem Zustande, der dem wachen Schlafe glich — das Glück war erträumt und schwand im Erwachen wie Träume: dann sah sie sich wieder in den bodenlosen Untiefen des Abgrunds, in den sie gestürzt war, und fühlte sich hin und her geworfen wie ein steuerlos treibendes Fahrzeug, und war blutig getheilt und schmerzlich entzweit zwischen Rache und versöhnender Entsagung, zwischen Liebessehnsucht und ruhelos nagendem Hasse.

Der Hufschlag eines Rosses erklang auf dem steinigen Bergpfade; es war ein ungewohnter Laut auf dieser Höhe, und als sie aufgeschreckt emporsah, staunte sie noch mehr, da sie den Reiter erblickte; sie irrte nicht, hatte sie ihn auch lange nicht gesehen, so erkannte sie ihn doch auf den ersten Blick. Es war Alphart von Goldegg, wie immer in reichem, zierlichem Gewande, aber behäbiger, als da er um ihre Liebe geworben, und auch sein Rößlein schien besserer Tage und bessern Futters zu genießen. Was mochte ihn in diese Gegend führen? Sonder Zweifel galt der Ritt einem Besuche auf einer der zahlreich umher zerstreuten Burgen; sie trat etwas vom Erker zurück, um nicht gesehen zu werden, und gewahrte mit steigender Verwunderung, daß er nicht des Weges fürbaß zog, sondern gegen Entiklar einlenkte.

„Er kommt wirklich zu mir . . . was kann er wollen . . .“ murmelte sie halblaut und winkte der Dienerin,

welche die Aussicht, durch solchen Besuch die Einsamkeit unterbrochen zu sehen, mit unverhehltem Vergnügen begrüßte. Sie flog hinweg und kam eilig zurück. „Bei meiner Ehrlichkeit, edle Frau," rief sie, „ein so stattlicher Herr und mannlicher Ritter, als diese meine Augen jemals einen geseh'n! Er kommt hierher und bittet um die Vergunst, der schönen Herrin auf Entiklar seine Verehrung zu bezeugen! Und wie höfisch und fein er das sagte, wie zierlich er die Worte zu setzen weiß, und wie sein Wams über und über von Gold flunkert! Ihr werdet ihn doch nicht abweisen, edle Frau? Solch edler Ritter soll doch nicht umsonst so weit heraufgeritten sein?"

Sabine schwankte einen Augenblick; sie ging die Möglichkeiten durch, die den Goldegger zu ihr führen mochten. War er nicht einer der eifrigsten Anhänger des Herzogs geworden, und hatte sie nicht erst unlängst vernommen, daß er bei ihm am Hoflager zu Innsbruck lebe? Konnte er nicht von dort kommen? . . . „Er mag eintreten," sagte sie dann und schritt dem Ritter entgegen, der sich mit feiner Geberde verneigte und die Rechte, die sie ihm darreichte, zierlich an die Lippen drückte. Er hatte äußerlich unverkennbar gewonnen; sein Gewand war überladen, prachtvoll und reich; goldene Ketten kreuzten einander, und selbst der Schwertgriff, den er kunstvoll zu handhaben wußte, schimmerte von edlem Gestein.

„Gebt Gnade, schöne Herrin," sagte er und ließ sich auf dem Erkersitze ihr gegenüber nieder, „erst gestern kam ich aus Innsbruck an vom Hoflager Seiner Durchlaucht und erfuhr erst heute, daß dem Etschlande die schönste Blume, die jemals in ihm erblühte, wieder gegeben ist . . ."

„Nicht weiter!" unterbrach sie ihn. „Ich hasse diese Reden — ihnen zu entfliehen, will ich in diesem Thurme

hausen, und hätte ich gewußt, daß Ihr also beginnen würdet, seine Pforte wär' Euch verschlossen geblieben."

„Weil sie aber doch einmal sich mir geöffnet," entgegnete Alphart, „lasset mich in der Weise fortfahren, die Euch gebührt und die Euch gegenüber auch mir ein Bedürfniß ist, wenn ich auch kein Minnesänger bin, der es verstehen mag, die rechte Weise besser zu treffen. Ich habe von Eurem Vorhaben gehört, Euch lebend in diesem Thurme zu vergraben, und will Euch an's Herz legen, daß das eine Sünde ist an Euch selbst und Eurer Schönheit — ein Frevel gegen die Welt, die Ihr der Sonne berauben wollt! Ihr könnt das nicht, edle Frau —— Ihr dürft dies Vorhaben nicht ausführen!"

„Gedenket Ihr, mich daran zu hindern, Herr Ritter von Goldegg?" fragte sie mit offenem Spotte.

„Deshalb bin ich gekommen . . . Ihr habt Kummer, schöne Frau! Ihn zu überwinden, wollt Ihr in die Einsamkeit fliehen . . . ich bin hier, Euch zu sagen, daß Ihr dazu den falschen Weg gewählt habt. In der Einsamkeit wächst der Kummer Euch über's Haupt, Ihr füttert den Drachen, statt ihn zu erwürgen . . ."

„Und Ihr wollt zum Drachenwürger, zum Siegfried werden um meinetwillen?"

„Statt den Kummer zu hegen, werft ihn von Euch, schöne Frau . . . Ladet ihn anderen Schultern auf, die bereit sind, ihn für Euch zu tragen!"

Sie wandte sich ab, die Achseln zuckend und mit noch offenerem Spottlächeln.

„Wendet Euch nur höhnend ab! Spottet und zuckt die Achseln — nur zweifelt nicht an der Heilsamkeit des Raths, den ich Euch gebe. Folgt ihm . . verlaßt diesen unheimlichen Aufenthalt, kehrt in die Welt zurück, die Eurer mit Sehnsucht wartet . . . hier ist eine Hand, die bereit ist, Euch Euren Kummer abzunehmen, hier ist

ein Herz, das ihn für Euch tragen will! — Noch einmal biet' ich Euch Herz und Hand: werdet Ihr sie wieder zurückweisen?"

„Diese Hand . . ." erwiderte sie, sich stolz erhebend, „werde ich keinem Manne mehr reichen, denn dies Herz wird keinem Manne mehr gehören!"

„Warum diese finstere Grausamkeit? Konnte der Tod eines Gatten, den Ihr nur so kurze Zeit besessen, Euch so tief und unheilbar verwunden?"

Sie stand in ihrer ganzen Höhe vor ihm, und die blauen Augen loderten auf ihn wie Blitze. „Spart die Mühe der Verstellung, Ritter," rief sie, „sie gelingt Euch schlecht und ist unnütz! Ihr habt nicht noth, vor mir zu verbergen, was zu bekennen ich mich nicht scheuen werde! — Verrath und Treulosigkeit ist Alles, was wir Frauen von Männern zu erwarten haben . . . ich will nicht mehr Euer Spielball sein . . . der Antheil am Loose meines Geschlechts, der mir geworden, ist mir vollauf genug!"

„Mir wenigstens thut Ihr Unrecht mit solchem Vorwurfe!" erwiderte Alphart geschmeidig. „Daß ich hier vor Euch stehe, ist wohl eine Probe dafür, daß ich mein Gefühl nicht verrathen habe, und was mich zu Euren Füßen als Freiwerber führt, verdient das den Namen der Treulosigkeit?"

„Dann ist es — Eigennutz!"

„Ihr seid hart wie immer," rief Alphart mit flüchtigem Erröthen. „Ihr ermüdet nicht, mich zu necken und zu kränken! Als ich Euch zuerst genaht, wart Ihr von glänzenden Freiern umgeben, meine Güter waren verschuldet — damals konntet Ihr glauben, es sei der Glanz Eurer selbst und Eurer Schätze, was mich zu Euch geführt . . . jetzt sind meine Ansitze frei, jede Last ist von Goldegg genommen, die Gnade Seiner Durchlaucht des Herzogs hat mich zum reichen Manne gemacht, Ihr aber lebt jetzt

hier einsam und verlassen, schier wie eine Gefangene . . . urtheilt selbst, ob es der Eigennutz ist, was mich jetzt zu Euch bringt.“

„Dann ist es Zufall —“ erwiderte sie rasch, „leere Neugierde, mich hier zu sehen: von den Beweggründen der Männer wähle ich stets den schlechtesten, und weiß, daß ich dann nicht fehl greife.“

„Grausam und ungerecht wie immer!“ rief Alphart. „Und doch seid Ihr es selbst, der damit am meisten Schaden geschieht! Ich hatte es mir so schön geträumt, Euch dahin zu führen, wo Eure eigentliche Stelle ist — nach Innsbruck . . . das Hoflager Herzog Friedrich's entbehrt mit Euch seiner schönsten Zier!“

„. . . Nach Innsbruck?“ erwiderte Sabine, deren Augen zu glühen begannen. „Dahin wolltet Ihr mich führen? An den Hof des Herzogs als Euer Weib mich führen?“

„Wie sonst?“ entgegnete Alphart unbefangen. „Wie wenig kennt Ihr mich doch, schöne Frau!“

„Nein,“ rief sie, „ich kenne Euch, und Ihr sollt nicht mehr die Stirn haben, zu sagen, es sei etwas Anderes, was Euch nach Entiklar geführt, als der schändlichste Eigennutz! Aus meinen Augen — ich gehe so wenig nach Innsbruck, als mein Weg im Leben jemals mit dem Eurigen zusammentreffen wird!“

„Ich kann nur wiederholen,“ sagte Alphart mit tückischem Blicke, „wie sehr Ihr irrt und Euch selber Schaden thut! Nicht alle Männer sind treulos; nicht alle, die zu vergessen scheinen, haben wirklich vergessen, und wer es vermöchte, in dem wird die alte Liebe neu und stärker auflodern als zuvor, wenn er Euch wiedersieht!“

„Wißt Ihr das gewiß?“ fragte Sabine in rascher Verwirrung sich vergessend. „Hättet Ihr eine Probe dafür?“

„Bedarf's noch einer solchen?" sagte Alphart, sie mit boshaftem Lächeln betrachtend. „Stehe ich nicht als lebendige Probe vor Euch? . . . Wie gern hätte ich auch das Glück der Minne gekostet — wie gern eine edle Gesponsin eingeführt in mein edles Haus . . . zumal jetzt, wo auch der Herzog daran denkt, auf's Neue ein solches Band zu knüpfen . . ."

Sabine starrte ihn mit rollenden Augen an, ihr Busen flog, sie mußte nach Athem ringen. „Wie," stammelte sie, „Friedrich dächte daran, sich zu vermählen?"

„Nicht doch, ich habe mich falsch ausgedrückt! Es wird für ihn daran gedacht! Die schöne Anna von Braunschweig ist ihm bestimmt — das Wohl des Landes, die Pflichten gegen seinen Stamm fordern es unerbittlich, und der Herzog wird sich in das Unvermeidliche finden müssen!"

„Ha, Schändlicher, nun durchschaue ich Dich ganz!" rief Sabine in losbrechendem Zorne, „Du weißt, daß ich den Herzog geliebt, und dachtest, daß ich schwach genug sein würde, noch einmal um seine Neigung zu werben? Thörichter Mensch, Du weißt nicht, was mich von ihm getrennt! Nur gegen seine volle, ganze, echte Liebe habe ich ihm mein Herz geschenkt — er hat mich betrogen und mir schlechten Kiesel gegeben statt des versprochenen Juwels! Und Du wagst von mir zu glauben, daß ich mich wegschleudere an ihn? Du trägst Dich selber an zum Deckmantel seiner und meiner Schande? Hinweg, Nichtswürdiger . . . Du wolltest mir einmal einen rothen Psittich schicken, damit er mir stündlich Deine Liebe wiederhole, — ich will es wett machen und Dir den Vogel senden, Dir ohne Unterlaß das Lied Deiner Schmach vorzukrächzen!"

„Nach Eurem Gefallen denn," sagte Alphart mit schroffer Kälte und griff nach seinem Hute. „Ich habe geglaubt, Euch von Euren Schwärmereien geheilt zu fin-

den, und sehe wohl, ich habe mich getäuscht. Ich gehe, um nie wieder zu kommen, und behalte auch den andern Plan für mich, um dessen willen ich gekommen ... Ihr würdet ihn doch nur mit gleichem Abscheu von Euch weisen!"

„Noch einen andern Plan?" rief Sabine. „Welchen? O, er wird des ersten würdig sein — aber redet! Ich will sehen, wie weit Eure Bosheit reicht!"

„Gut — ich lasse die Mummerei fallen, die zwischen uns Beiden doch nicht frommt! Ja — ich wollte Euch nach Innsbruck führen: ich erschrak nicht vor dem Gedanken, daß der Herzog seine Gunst Euch wieder zuwenden würde, ich wagte sogar, es zu hoffen — dann war er durch Euch in meiner Macht! Herr des Herrn zu sein: Dem gebieten zu können, der sich für den Gebieter hält, ist wohl eines Opfers werth! In den Besitz der Macht führt kein gerader Weg! Sie ist wie der Gipfel eines Berges ... ein Narr, wer sich abmüht, ihn gerade in seiner Steile erklettern zu wollen, während ein bequemer Umweg vom Rücken her spielend auf die Höhe führt! D'rum wollt' ich dem Herzog Euch wieder bringen und mit Eurer Hilfe das, wornach er am meisten begehrt!"

„Das ist?"

„Der Herzog ist Sieger, das Land unterworfen; der Falkenhorst ist zerstört für immer, seine Mitglieder sind todt, oder haben sich der neuen Ordnung gefügt — nur Einer ist entkommen; Einer, dessen Abfall ihn am bittersten gekränkt, weil es der Freund war, der zum Feinde geworden! D'rum hat er einen Preis darauf gesetzt und hat geschworen, wer ihm Oswald von Wolkenstein überliefert, dem soll jede Gnade gewährt sein, die er sich erbitten wolle!"

„Und Ihr seid ausgezogen, diesen Preis zu verdienen?"

„Ja, und mit Lust! Und habe dabei auf Eure Hilfe

gerechnet, denn man weiß, daß Ihr den Wolkensteiner haßt! Auf dem Runkelstein, bei dem alten Vintler, seinem Freunde hält er sich verborgen: es wäre ein Leichtes, die Burg zu überfallen und ihn wegzuführen, aber der Herzog hat alle Gewalt verpönt; bei seinem höchsten Zorne soll kein Schwert mehr gezückt werden in den Landen. D'rum gilt es, ihn aus seiner Freistatt hervor zu locken, und Eure Zauberkünste, so dacht' ich, sollten es sein, die das Meisterstück zuwege brächten — ich wollte Eurem Hasse dienen und ihm selber heimgeben, was er mir angethan!"

„Was er Euch angethan? Wollt Ihr mir künden, was das war?" fragte Sabine lauernd.

„Er hat Schandreime auf mich gedichtet."

„Sieh' doch!" lachte Sabine auf. „Wie lauten die Reime? Mich verlangt, sie zu hören!"

Alphart erblaßte. „Nun denn," rief er mit vor Grimm bebender Stimme, „vielleicht habt Ihr bald Gelegenheit, an Euch selber zu erfahren, wie seine Reimpfeile treffen! Ihr habt meine Hilfe verschmäht — wohlan denn, ich will Euch zeigen, daß auch ich die Eure entbehren kann!"

Mit kurzer, trotziger Verbeugung verließ er das Gemach und schritt eilend die Treppe hinab. Unter der Pforte hielt er an und drückte der ihn begleitenden Magd ein Goldstück in die Hand. „Du sollst deren zehn haben," flüsterte er der überschwänglich Dankenden zu, „wenn Du, sobald es Nacht geworden, meiner warten und mir beantworten willst, was ich Dich frage!"

Sabine bemerkte Waltraud's Abwesenheit nicht; eine Fluth neuer Gedanken und Empfindungen war auf sie hereingestürmt und hielt sie vollständig gefangen. Der Antrag Alphart's hatte mit einemmale Alles verändert: es war klar, daß er denselben nicht gemacht haben würde,

wenn er nicht dazu veranlaßt gewesen. Der Herzog dachte also noch an sie; er mußte Alphart verrathen haben, daß sein Herz ihn doch noch zu ihr ziehe: sie hatte ihm also doch Unrecht gethan, er konnte wieder der Ihrige werden, vielleicht gelang es ihr, ihn ganz zu fesseln und auch die neue Vermählung zu hintertreiben ... Unklare Pläne und Entschließungen durchwogten ihr Gemüth; nur das Eine stand fest, daß sie eines solchen Genossen nicht bedurfte: er hatte den Funken in sie geworfen, aber was sie thun würde, sollte ihre eigene That sein, sollte Niemand gehören, als ihr selbst.

In Sinnen und Brüten versunken, beachtete sie nicht, daß es Abend geworden, und daß die Werkleute unvermerkt wieder näher gekommen waren. Burschen und Mädchen von den einzelnen Berghöfen hatten sich zahlreicher eingefunden, die Fiedel des Spielmanns, der dem Traminer weidlich zugesprochen, klang immer lustiger und lauter, und die fröhliche Gesellschaft schickte sich zum Tanz. Sie wollten „Firlefanz“ [32]) tanzen, einen zierlichen Reigen, bei welchem die Paare in zwei Schaaren sich einander gegenüber stellten. Die erste Schaar schritt zierlich abgemessen vorwärts hin und wieder und sang dazu:

„Ihr Vöglein schmiert Eu'r rauhe Kehl',
Hüpfet höher, singet hell!
Ihr wilden Thier', erneut Eu'r Fell
Und wälzt Euch in den Blümlein gel':
Du Bauer, pflüg' ein ander mäl,
　　Daß Du ein' Aerndt' sollst machen!“

Dann trat die zweite Schaar vor zum Reigen und sang hinwider:

„Durch Berg und Thal forscht das Gewild,
All' Kreatur, die zahm und wild',
Sucht seines Gleichen Nachgebild't;
Mein Roß schreit gen das Maien-Schild,
　　Deß' thut der Esel lachen [33])!“

Jetzt vereinigten sich die beiden Schaaren, faßten sich an den Händen zum zweiten Kreise, und begannen nach einer toll lustigen Weise bald hoch zu springen, bald sich tief zum Boden nieder zu neigen, und die Burschen strebten, zum Schlusse die Mädchen um die Hüfte zu fassen und zu küssen. Dazu ertönte es im allgemeinem Chor:

„Ohn' Verlangen
Wohl wir prangen,
Laub verhangen
Stirn und Wangen,
Arm umfangen
  Gen das Fräulein zart
Tanzen, Springen!
Geigen, Singen
Laßt her bringen,
Klimpern klingen,
Mündlein zwingen,
  Dess' freut sich mein Part!"

Sabine sah nicht hinab zu den Fröhlichen; sie horchte nicht hin, und dennoch schmeichelte sich ihr die Weise des Gesangs in's Ohr; sie kannte ihn wohl, es war eins von Oswald's Frühlingsliedern, in Liebe begeisterter, fröhlicher Stunde entsprungen. Sie ward ebenso wenig gewahr, als Sang und Reigen endeten, und der Fiedler, der einmal in den Zug gekommen, unmittelbar darauf ein zärtlich Minnelied begann:

„Mein Herz das war versehrt
  Und giftiglich verwund't
Mit einem scharfen Schwert
  Quer durch bis auf den Grund[34]."

Sabine fuhr aus ihrem Brüten empor, sie kannte auch dieses Lied und dessen schmachtende Weise — Oswald hatte es an sie gedichtet und ihr oft vorgesungen: sie horchte hin, jetzt mußten die Schlußzeilen kommen:

„... Und lebt kein Arzt auf Erd' der mich verheilen kann,
Als eine Maid, die mir den Schaden hat gethan!"

Sie wartete vergebens, die sehnsüchtige Weise brach plötzlich ab und sprang in einen ausgelassenen Gassenhauer über: dazu erklangen die Worte

„Doch unverweilt
Ward ich geheilt
Ohn' Balsam und Oel von Repsen:
Nun weiß ich gut,
Was helfen thut:
Was reimt sich wohl auf Krebsen?"

Sabine schwankte, sie fuhr sich an die Stirne, um sich zu vergewissern, daß sie nicht träume, der Spielmann fuhr indessen fort:

„Frau, krön' Dein' edlen Werth,
Bewahr' Deine schönsten Schätz',
Damit Dich nicht versehrt
Die Schand' in ihrem Netz ..."

Dann sprang er wieder in das Spottlied über und schloß:

„Es summen hart
Nach ihrer Art
Und stechen sehr die Wepsen:
Nun bin ich g'sund
Von jeder Stund —
Was reimt sich wohl auf Krebsen?"

Sabine war an das Erkerfenster getreten, wie um genauer zu hören, sie tastete nach dem Gesims, sich daran zu halten. „Also wirklich?" stammelte sie. „Er hat den an mich gerichteten Minnegesang in ein Schandlied verwandelt? ... Und wenn ich schuldig gewesen wäre gegen ihn – jetzt, jetzt bin ich es nicht mehr! Und ich ..." fuhr sie grimmig fort, „ich hätte nur einen Augenblick gezaudert ..."

Eine Weile stand sie noch wie in tiefem Nachdenken.

dann richtete sie sich ruhig und entschlossen auf und rief Waltraud zu sich.

— — Im Erker des schönen, bilderreichen Saales auf dem Runkelstein saß wenige Tage später Oswald von Wolkenstein und hielt grübelnd den Kopf mit der Hand gestützt. Auf dem Tischchen vor ihm lagen Bücher und Schriften, er hielt die Feder in der Hand, aber er hatte auf Schreiben und Lesen vergessen und schaute gedankenvoll hinaus in das freie herrliche Land. Die Etsch blitzte auf im Abendrothe, dessen letzte Strahlen durch's offene Fenster drangen und die Gestalten der Ritter vom Tafelrund, von König Artus, Ginevra und Garel vom blühenden Thale mit einem rosigen Schimmer des Lebens überzogen. In der anderen Fensterecke, gegen Ravenstein und das Sarnthal hin, saß Margarethe, den Rocken vor sich und die Spindel in der Hand; zugleich von Zeit zu Zeit mit dem Fuße die Wiege anschaukelnd, in welcher ihr Knabe schlief. Sie summte ein halblautes Wiegenlied und verwandte kein Auge von dem lieblichen Kinde.

Das Abendroth reichte nicht bis zu ihr; dadurch ward es noch mehr sichtbar, daß sie nicht mehr so frisch und blühend war, wie einst. Wohl waren die rothen Rosen auf ihren Wangen wiedergekehrt, aber sie waren höher gefärbt und umgrenzt — unheimliche Boten, daß ein Wurm der Zerstörung an der Wurzel ihres Lebens saß. Die Sorgen und Kümmernisse während Oswald's Entfernung, die Schrecken der Belagerung auf dem Greifenstein, die Angst der Flucht und die Furcht vor der stündlich möglichen Entdeckung hatten den zarten Körper versehrt, wie der Reif einer einzigen kalten Nacht eine Blume trifft und sie nicht zum raschen Tode versengt, sondern zum langsamen Welken. Für die verlorene Frische war sie noch zarter und geistiger geworden, ihr Auge schimmerte in erhöhtem Feuer, und Oswald ahnete nicht, wie sehr er

Recht hatte, wenn er manchmal, sie zu schließen, einen Kuß auf ihre Augenlider drückte und schmeichelnd betheuerte, daß ihr Glanz nicht von dieser Erde sei.

Durch Oswald's Regungslosigkeit aufmerksam gemacht, blickte sie empor und trat ihm leise näher. „Du schreibst nicht, Oswald?“ sagte sie, indem sie sich an ihn schmiegte und ihm die Hand auf die Schulter legte. „Bist Du schon weit mit Deiner Dichtung? Wie?“ rief sie, das Blatt ergreifend, „Du bist nicht weiter, als zuvor! Mehr als eine Stunde habe ich an mich gehalten, Dich ja nicht zu stören, und Du hast nicht eine Zeile geschrieben? War es Dir doch erst so recht um's Herz, die Ereignisse Deines Lebens, die Abenteuer Deiner Fahrten in Reimen zu schildern; Du gingst mit solchem Feuer daran — ist es erloschen? Was ist Dir, Osly? Worüber sinnst Du?“

„Ich weiß selbst nicht, was auf mir lastet,“ erwiderte Oswald. „Du sagst es, mit welchem Eifer ich das Gedicht begonnen — er ist erkaltet! Wenn ich wieder lese, was ich geschrieben, genügt es mir nicht, es weht mir nicht daraus entgegen, wie sonst wohl, wenn mir ein Lied gelingt . . . ich glaube, es ist diese Art Gefangenschaft, die mich drückt!“

„Kannst Du das Haus des Freundes ein Gefängniß nennen?“

„Und doch bin ich ein Gefangener! Bin ich nicht an dieses Gemach gefesselt? Muß ich mich nicht vor dem geringsten Knechte scheuen, damit er meine Gegenwart nicht bemerke und mich etwa verrathe? Nur bei Nacht, wie ein Gespenst, darf ich mich hinausschleichen, wenn ich Gottes freien Himmel über mir sehen will . . . Ich ertrage das nicht, Gretly! Mein Leben lang war ich des Wanderns gewohnt und der vollen Freiheit . . . Gott wolle mich bewahren vor Kerker und Gefangenschaft — sie würde mich vernichten . . . Lieber zehnfach den Tod!“

„Welch' finstere Gedanken! Du bist hier sicher, mein Freund!"

„In diesem Augenblicke noch — vielleicht schon im nächsten bin ich es nicht mehr! Wer weiß, wie bald meine Feinde mich erspähen ... und wenn ich auch noch bleiben könnte, darf ich es denn? Was soll daraus werden? Muß ich nicht daran denken, uns einen bleibenden Aufenthalt zu suchen, den die Hand des Herzogs nicht erreicht?"

„Unseliger, ruheloser Mann," rief Margarethe entgegen, „so willst Du wieder fort? Willst Dich neuen Gefahren preisgeben, Dich von mir und dem Knaben trennen?"

„Ich muß, Margarethe — muß es um Euretwillen! Was auch geschehen mag, wie auch Herzog Friedrich's Rache mich treffen mag — er wird Frau und Kind nicht entgelten lassen, was ich gethan, dafür kenn' ich ihn ... Und was hab' ich denn so Furchtbares gethan? Ich habe mich von einem Manne losgesagt, dessen Freund ich nicht mehr sein konnte ... ich bin es müde, mich dafür wie ein Verbrecher zu verbergen, wie ein gehetztes Wild zu verkriechen ... Lieber den Tod, als noch länger ein solches Leben!"

„Rede nicht so!" rief Margarethe, die Hand auf die manchmal schwer athmende Brust gelegt. „Du weißt nicht, wie jedes solche Wort mir das Herz wie mit einem spitzigen Messer durchdringt! Wohin wolltest Du? Wie gedächtest Du zu entkommen?"

„Ich denke nach Wälschland zu gehen," erwiderte er, „ich will das Gewand eines gemeinen Reisigen anlegen; in zweien Tagen erreiche ich Venedigs Gebiet, dort bin ich geborgen und kann abwarten, bis ich König Sigmund begegne — ich habe für ihn gehandelt, er muß und wird mich schützen und meinen Frieden mit dem Herzog machen."

Oswald war aufgestanden und schritt erregt durch das Gemach. Margarethe hatte sich an seinen Platz gesetzt und unabsichtlich mit den Blättern und Schriften auf dem Tische gespielt, daß sie sich über einander schoben. Mit einem Male zuckte sie auf, und ein Laut der Ueberraschung bebte von ihren Lippen.

„Was ist Dir?“ rief Oswald hinzueilend. „Was erschreckt Dich, Gretly . . . Du siehst bleich!“

„Es ist nichts,“ erwiderte sie matt, „ich bin oft so schwach, daß ein klein Ding mich über's Maaß ergreift! In der Stube wirst Du's wohl nicht gewahr, daß Dein Gretly viel schwächer und bleicher geworden ist, als da sie noch am schönen Alpsee hauste, oder mit Dir im grünen Tann. Ach,“ fuhr sie, die Hände ringend, fort, indeß ein Thränenstrom aus ihren Augen stürzte, „wird es uns denn jemals wieder so gut werden?“

„Wie?“ entgegnete Oswald. „Du selbst, die sonst immer mich durch ihre Zuversicht beruhigt, Du selbst beginnst den Muth zu verlieren? Laß mich den Tröster spielen, und sage mir, was Dich in solche Bewegung bringt?“

„Schilt nicht, Osly,“ antwortete Margarethe, indem sie, leicht an ihn gelehnt, mit den großen, tiefglänzenden Augen kinderhaft zu ihm empor schaute. „Dies Blatt . . .“

Er nahm das bezeichnete Blatt und las die erste der darauf geschriebenen Zeilen: ‚Mein Herz das war versehrt!‘ . . . „Ein altes Minnelied,“ sagte er dann, „aus alter, lang' vergessener Zeit! Du hast es oft schon gelesen — was ist an ihm, was Dich noch verwunden könnte?“

„Es ist nicht das,“ erwiderte sie wie zuvor, „aber diese Zeilen, die am Rande hinzu geschrieben sind . . .“

„Du meinst die Aenderungen, die ich dazu gemacht?

Die sollten Dir erst recht beweisen, wie grundlos der Rest von Eifersucht ist, der, wie sehr Du es auch verbirgst, doch hinter dieser Bewegung versteckt ist."

„Beschäme mich nicht, Osly — nein, es ist etwas Anderes in diesen Aenderungen — etwas, das mich verletzt, ein Gefühl, als läge darin eine Art von Rache, und als sei es Deiner nicht würdig, Dich so zu rächen?"

„Es war in einem Augenblicke des Unmuths!" erwiderte Oswald. „Das Lied hatte Einer gegolten, die mir ein Engel geschienen, ich hatte gerade damals erfahren und gesehen, daß sie eine Teufelin war — d'rum dünkt es mich, daß auch dem Liede Horn und Bockfuß nicht fehlen dürfe."

Sie schmiegte sich noch fester an ihn und sagte noch inniger und leiser: „Schilt mich nur aus, Osly, wenn ich es verdiene — aber es fuhr mir wie ein Blitz durch die Seele, daß Du Dich bestimmt fühltest, das Lied noch zu ändern . . . Muß ich da nicht fürchten, daß, was ich längst vergessen geglaubt, doch noch forthallt im geheimsten Grunde Deines Herzens? Daß Dich doch noch kränkt, was Jene Dir angethan . . . Oswald . . . ich weiß es von meinem Herzen, echt und wahrhaft kann man nur einmal lieben! Wenn Du noch an Jene dächtest, wenn ihr Angedenken in Dir noch nicht erstorben wäre – müßt' ich dann nicht glauben, was ich nie geglaubt, daß Dein Gefühl für jene Frau nicht eine vorübergehende Wallung, nicht bloße Selbsttäuschung war, sondern wahrhaftige Liebe — und was ist es dann, was Du für mich Aermste empfindest?"

„Thörichtes Kind," erwiderte Oswald zärtlich, „gieb einer bloßen Sängergrille nicht eine Bedeutung, die sie nicht hat. Die Rechnung zwischen mir und Jener ist ausgeglichen, sie ist nichts mehr für mich – diesen Feind braucht meine Gretly nicht zu fürchten.

„Ich fürchte keinen Feind," sagte Margarethe, „keinen, der von außen kommt — wir haben Alles, Osly, so lange wir uns selber haben . . . O laß mich Dich nie verlieren, ich ertrüge es nicht!"

Das Geräusch von herannahenden Schritten scheuchte Margarethen aus den Armen des Gatten. „Es wird Frau Vintler sein," flüsterte sie, „die den Imbiß bringt." Die Thüre ging auf, Nicolaus Vintler, der Burgherr von Runkelstein, trat ein.

„Gott zum Gruß," rief er mit freudestrahlendem Gesichte, „ich bin lange ausgeblieben, nicht wahr? Hab' auch einen tüchtigen Ritt gemacht für so alte Knochen, wie die meinen!"

„Nun, alter Freund," sagte Oswald, indem er ihm die Hand schüttelte, und der Greis Margarethen mit Herzlichkeit begrüßte. „Du siehst freudig bewegt aus! Von wannen kommst Du so fröhlich?"

„Wirst es nicht errathen, Freund!" sagte Vintler. „Ich bin auf den Hauenstein hinaufgeritten und hab' ihn mir besehen; es ist nicht so schlimm, als wir gedacht! Die Mauern, die Gewölbe und Thürme haben dem Feuer tapfer widerstanden; ich denke, das Schlößlein soll bald wieder zusammengeflickt sein. Will's für Dich besorgen, Oswald! Sollst Deine Freude daran haben, wenn Du Deine holde Burgfrau wieder zurückführst in ihren Rosengarten und in den grünen Tann! Bin darüber ganz guten Muths geworden, und wie ich heimwärts ritt, ist mir ein noch fröhlicher Abenteuer begegnet — denke Dir nur! Unterwegs traf ich einen Boten des Herzogs — der war an mich gesendet."

„Ein Bote Herzog Friedrich's? Und an Dich?" rief Oswald. „Das hab' ich freilich nicht gedacht, aber was er bringt, läßt sich errathen."

„Nein," rief fröhlich der Greis, „Du eräthst es doch

nicht! Er brachte ein Schreiben des Herzogs, es sollt' Alles aus und abgethan sein. Er will Frieden haben mit Allen im Lande; er schreibt, wie er meiner langen treuen Dienste gedenke, und will — ich soll wieder sein Oberrentmeister werden . . ."

„In der That?" erwiderte Oswald, indem er den Burgherrn betrachtete, welchem das Vergnügen und die geschmeichelte Eitelkeit aus den Augen sah. „Das ist allerdings besondre Mär' — und was gedenkst Du zu thun?"

„Wie kannst Du fragen!" rief Vintler. „Ich nehm' es an, der Herzog ist 'mal nun wieder Herr im Lande, er sollte es mir wohl übel vermerken, wenn ich es ausschlüge. Du weißt es auch, Freund Oswald, es hat mich immer gewurmt, so fortgeschickt worden zu sein, wie ein ungetreuer Knecht — bin ich wieder Rentmeister, dann ist jeder Makel von meiner Ehre genommen . . . Ist auch immerhin ein Geschäft, bei dem sich verdienen läßt, wenn man zu rechnen weiß! O — er soll mir den alten Vintler wohl noch besser kennen lernen! Ich will bald Ordnung schaffen in seinen Pfandschaften und Steuerlisten und Gold zaubern in seine leere Tasche!"

„Ich wünsche Dir und dem Herzog Glück dazu," sagte Oswald kalt, „und sage Dir zugleich Dank für die ritterliche Gastfreundschaft, die Du mir bis zu dieser Stunde gewährt . . ."

Der alte Vintler hatte sich's in einem Stuhle bequem gemacht und ließ seine Rechnenkorallen durch die Finger laufen, als wolle er schon im Voraus den Gewinn der neuen Rentmeisterei überschlagen. „Wie wäre mir das?" rief er jetzt sich erhebend. „So ist es nicht gemeint, Freund Oswald!"

„Und kann doch nicht anders sein," entgegnete dieser. „Der Oberrentmeister des Herzogs von Tirol kann dessen

ärgsten Feind nicht beherbergen. Ich will fort, es war schon beschlossen, eh' Du kamst: Deine Nachricht hat nur die Ausführung meines Vorhabens beschleunigt!"

„Nein, nein!" rief Vintler. „Ich lasse Dich nicht; Du bleibst mein Gast wie zuvor, und wenn ich d'rüber den Rentmeister aufgeben müßte! Solche Schmach wirst Du einem alten Freunde nicht anthun!"

„Es soll keine Schmach sein für Dich; ich zweifle nicht an Deinem Willen, aber Du kannst mich nicht länger schützen — Du und Deine Veste, Ihr seid beide der List und Gewalt des Herzogs nicht gewachsen!"

Wieder ließen sich Schritte im Vorsale hören, und des Burgherrn Bruder, der dicke Konrad Vintler, eilte ganz gegen seine behäbige Gewohnheit rasch in's Gemach. „Gut, daß ich Euch gleich so beisammen finde!" rief er. „Ich bringe üble Nachrichten! Hilft auch nicht, wenn ich sie verschweigen wollt', es leidet keinen Verzug! Ich war zu den Vettern nach Bozen hineingeritten, da nahm mich der Eckan bei Seite und sagte mir, daß Leugnen helfe nichts, er wisse es ganz gewiß, daß der Wolkensteiner auf dem Runkelstein verborgen sei, und auch der Herzog habe davon bereits Kundschaft!"

„Siehst Du, Freund Vintler?" rief Oswald. „Da kommt schon der Angelhaken zum Vorschein — ich hab' ihn gleich unter dem Köder gespürt!"

„Ich wollt' es nicht Wort haben," fuhr Konrad Vintler fort, „aber es half nichts. Der Eckan sagt', er meine es gut mit uns und mit dem Wolkensteiner, er solle zu ihm nach Bozen kommen, dann wolle er ihm weiter helfen; er rüste eben einen großen Waarenzug nach Mailand, da könnt' er sich unter die Schaffner mischen und ungefährdet aus dem Lande kommen."

„Vortrefflich!" rief Oswald. „Noch diese Nacht will ich zu ihm! Steht meinem Weibe bei, edle Frau," fuhr

er fort, gegen die Burgherrin gewendet, welche inzwischen mit Wein und Imbiß gekommen war und nun zu Margarethen eilte, die bleich und bewußtlos auf dem Erkersitze zusammenknickte. „Leih' mir ein Kettenhemd, Freund Vintler, und einen Eisenhut, Schild, Spieß und Binde, wie Deine Knechte sie tragen, ich will nach Bozen hinein, als hätt' ich Eckan Botschaft von Dir zu bringen. So Gott will, sollt Ihr bald Gutes von mir hören! Weib und Kind lass' ich bei Dir, und ich weiß, auch der Rentmeister Herzog Friedrich's wird sie mir treu bewahren!"

„So treu, als mein Leben und meine Ehre," rief Vintler, Oswald umarmend. „Ach, daß es so hat kommen müssen! Mußt Du denn wirklich von uns scheiden?"

„Oswald!" rief Margarethe, aus ihrer Ohnmacht erwachend, in tiefstem Schmerze. „Geh' nicht von uns, mein Herz sagt es mir, wir sehen uns so nicht wieder! — Osly, ich verliere Dich, wenn Du gehst!"

„Dringt nicht in mich," rief Oswald abwehrend und ernst, „mir steht es vor der Seele, daß ich nicht anders kann! Und ging' ich dem gewissen Untergange entgegen, ich ertrüg' es nicht länger, hier müßig zu liegen! Fasse, tröste Dich, meine Geliebte, und traue diesmal meinem Herzen: es sagt mir, wir sehen uns wieder! In mir lebt die Zuversicht, daß ich wiederkehre, und daß Deine Hand es sein wird, die mich auf den Hauenstein zurückführt in Deinen Rosengarten, um ihn dann nie, nie wieder zu verlassen!"

Es war eine dunkle Nacht, als Oswald im Gewande eines Reisigen aus dem Burgthore des Runkelsteins trat; ergriffen blickte er zurück, da die Zugbrücke sich zu heben begann und ihm die nachwinkenden Freunde und Margarethen verdeckte, die in herzbrechendem Schmerze in den Armen der Burgfrau lag. Finster schritt er durch die finstere Nacht den steilen Bergpfad hinab; es kam über

ihn, wie eine Ahnung, als sei mit Margarethens Anblick sein guter Geist von ihm gewichen, als gehe er wirklich einem schweren Geschick entgegen: die Gedanken tosten lauter in ihm, als die wilde Talfer zu seinen Füßen.

Er gewahrte nicht, daß eine dunkle Gestalt hinter ihm am Burgwege aufgetaucht war, ihm eine Zeit lang folgte und dann über die Felsen hinhuschte, ihm einen Vorsprung abzugewinnen. Bald war das liebliche Plätzchen erreicht, wo er zuerst nach seiner Heimkehr im Kastanienschatten geruht, und wie damals ging Säuseln durch die Wipfel und wehte ihm wie grüßend den Duft des wilden Thymians entgegen. Er blieb stehen und gedachte der damaligen Stunde, und sein ganzes seitheriges Leben glitt rasch, aber mit eindringlicher Frage und Mahnung an seiner Seele vorüber. Mit welchen Gefühlen, Hoffnungen und Wünschen hatte er hier geruht, und wie war es so ganz anders geworden! Nichts von alledem, was ihm damals als das Höchste gegolten, hatte er erreicht: Freundschaft und Liebe hatten ihn getäuscht, und dennoch — welch' reiche Blüthenkrone des Glücks hatte sich ihm um das Haupt geflochten! Da ward ihm frei und leicht um's Herz, und er blickte in die Nacht zum Himmel empor mit einer Wallung des Dankes, daß er es so gelenkt, und mit der Bitte, ihm die Kleinode zu erhalten, die in der Burg zurückgeblieben, welche jetzt unnahbar und fast unheimlich aus ihrer Wolkenhöhe zu ihm herniederstarrte. Nur diesen beiden reinen Wesen wollte er fortan leben, und wenn er die Sängerkrone noch nicht ganz verdient, so wollte er streben, deren würdig zu werden — kein niedriger Gedanke, kein Groll sollte sie mehr entweihen!

Als er wieder vorwärts schritt, kauerte die dunkle Gestalt, die ihm gefolgt, mitten im Wege.

„Wer ist hier?" rief er, die Wehre vorstreckend. „Gieb freien Paß, oder ich mach' ihn mir frei!"

„Oho," rief es entgegen, „ein Held, wie Oswald von Wolkenstein, wird doch ein Weib nicht fürchten?"

„Du kennst mich?" entgegnete er, ohne seine Stellung zu verändern. „Wer bist Du?"

„Wie sollt' ich Euch nicht kennen — seid Ihr's doch, auf den ich gewartet habe."

„Auf mich? Wie konntest Du wissen . . ."

„Bei meiner Ehrlichkeit, das war nicht schwer zu errathen! Es ist ruchbar geworden, daß Ihr auf dem Runkelstein haust, da ließ sich's denken, daß Ihr Euch bald davon machen würdet. Ich hab' eine Botschaft an Euch: mit der wart' ich schon den ganzen Tag . . . Da! Nehmt!"

Sie reichte ihm ein zusammengerolltes Blatt, mit einer Schnur umschlungen und versiegelt. Zugleich holte sie hinter dem Gestein eine Laterne hervor, ihm zu leuchten. „Werdet wohl Schrift und Siegel kennen, Herr Ritter? Ist wahrlich nicht das erstemal, daß Ihr sie in Händen habt!"

„Was erblick' ich?" rief Oswald. „Das Wappen der Hausmannin! Das ist ihre Hand, und Du — bist Du nicht Waltraud, ihre Gürtelmagd?"

„Bin's, Herr Ritter, bin's! Bei meiner Ehrlichkeit, es freut mich, daß Ihr uns noch kennt und die alten Zeiten nicht vergessen habt! Das giebt mir gute Hoffnung, daß ich nicht umsonst gekommen, und daß Ihr mir folgen werdet!"

„Dir folgen? Wohin?"

„Bei meiner Ehrlichkeit, Herr Ritter," rief die Magd mit widerlichem Kichern, „das ist eine wunderliche Frage! Denkt Ihr, ich habe diesen Weg bei Nacht und in solchem Gewande ohne wichtigen Grund unternommen? Aber les't nur, Herr Ritter, les't!"

Er entfaltete das Blatt. „Die Zeilen," hieß es, „die Ihr erblickt, schreibt eine Sterbende mit der letzten Kraft

und Hoffnung ihres Lebens. Ich habe schwer an Euch gefrevelt, Oswald; aber in der Nähe des Grabes haust die Erkenntniß und kehrt die Reue ein: ich kann nicht sterben, ohne aus Eurem Munde gehört zu haben, daß Ihr mir verzeiht. Die Erde von Golgatha und das Wasser vom Bach Kidron, die Ihr einst für mich aus dem gelobten Lande geholt, sollen mich in die Ewigkeit begleiten — legt sie mit Eurer Vergebung auf das brechende Herz der einst Euch so theueren . . . Sabine . . ."

Oswald stand erschüttert, und eine Thräne trat ihm in's Auge. „Das also ist das Ende!" sagte er vor sich hin. „Schon so früh dem Tode verfallen, ein Leben, das so schön begonnen! Ein so trostloser Tod nach einem verlorenen Sein!"

„O Herr," sagte Waltraud mit heuchlerischer Betrübniß, „wenn Ihr sie in ihrem Leiden sähet, Ihr würdet zugestehen, daß so noch kein Weib gelitten hat! Eilet doch zu Ihr! Zögert nicht, die letzte Bitte einer Sterbenden zu erfüllen und ihr den letzten Erdentrost zu bringen!"

„Wo weilt sie?" sagte Oswald unschlüssig.

„Ich werde Euch führen, Herr! In ein paar Stunden sind wir dort, ich weiß eine Furth, wo wir leicht über die Talfer kommen: an der Etsch wartet ein Nachen auf uns, und drüben, am andern Ufer, steht Roß und Saumthier bereit. Es ist Alles vorgesehen — meine arme Herrin hat fest darauf vertraut, daß Ihr mir folgen werdet. ‚Ich kann mich nicht in ihm täuschen,' hat sie gesagt, ‚ich kenne sein edles Herz . . .'"

Oswald schwankte noch und sah wieder in die Nacht empor; ein frischer Wind hatte das Gewölk verjagt, und das tiefblaue Gewölbe schimmerte von unendlichen Sternen. „Eure Zahl ist die Unendlichkeit," sagte er, die Hand auf die Brust legend, „hier leuchtet nur ein einziger Stern! — Ich nehme Euch zu Zeugen, daß mein Herz

sich nicht mehr regt bei jenem Namen, aber die Sterbende will ich nicht zurückweisen.. Wenn es ihr ein Trost ist, soll sie ohne Groll in die Ewigkeit hinübergehen! — Ich thu' es um Deinetwillen, Gretly: Du selbst würdest mir diesen Gang nicht wehren — Du würdest mich mit eigener Hand an das Sterbebett der versöhnten Feindin führen . . . Voran, Waltraud, ich folge Dir!"

Die Wanderung und der nächtliche Ritt währten ziemlich lange; Mitternacht war vorüber, als der Pfad aus den sumpfigen Etschniederungen bergan stieg, die Führerin hatte den kürzeren, wenn auch beschwerlicheren Weg gewählt. Ueber den Berggipfeln begann die Nacht schon zu erblassen, als der Thurm von Entiklar finster aus dem Kastanienwalde hervorstieg. Oswald lockerte das Schwert in der Scheide und folgte der voranschlüpfenden Waltraud in den Thurm, sie suchte eine Ampel hervor und leuchtete auf die Treppe, welche in die untern Gewölbe führte.

„Wohin führst Du mich?" fragte Oswald. „Ist Deine Herrin nicht oben in den Gemächern?"

„Nein, Herr," erwiderte Waltraud mit eigenthümlichem Lächeln, „sie haust ganz unten, wie es einer Büßerin geziemt! Kein Ort ist ihr düster genug für ihre Reue!"

Eine eigenthümliche Regung wandelte den Ritter an; er wollte anhalten, allein schon hatte Waltraud die Thüre eines Gewölbes aufgestoßen, es wäre muthlos gewesen, jetzt noch zurückzutreten.

Eine Lampe hing vom Gewölbe herab und warf ihren vollen Schein auf das dürftige, unweit der Thüre bereitete Lager: eine weibliche Gestalt in dunklem Gewande und mit abgewandtem Angesichte lag darauf hingestreckt.

Oswald erkannte Sabine und stand einen Augenblick ergriffen und schweigend neben dem Lager.

„Edle Frau," sagte er dann mit schonend gedämpfter

Stimme, „Ihr habt mein verlangt. Mit Trauern seh' ich, wie Ihr hinfällig geworden, — aber so mein Wort Euch zu helfen vermag, so möget Ihr genesen und in Frieden leben — ich verzeihe Euch!"

Bei den Worten des Ritters war eine fieberhafte Bewegung über die Frau gekommen, jetzt sprang sie auf und trat in voller, trotziger Kraft aufgerichtet vor ihn hin. „Verzeiht Ihr mir, Herr Oswald von Wolkenstein?" rief sie höhnisch. „Wer aber hat Euch gesagt, daß Sabine Hausmann Euch verzeiht?

„Was ist das?" rief Oswald und legte die Hand an's Schwert. „Ihr seid nicht krank? Es ist also nur eine Lüge, daß man mich zu einer Sterbenden gelockt?"

„Es ist eine Lüge!" rief sie mit funkelnden Augen, „Ich wäre gestorben, hätte ich es nicht erreicht, mein Kerbholz mit Euch auszugleichen — darum seid Ihr es doch, dem ich meine Genesung schulde!"

„Unseliges Weib," entgegnete Oswald, „was hast Du vor? Ist es möglich, daß Du so tief gesunken? Das Heiligste, was der Mensch hat, die Hoffnung der Ewigkeit hast Du mißbraucht zu Trug und Verrath? Ich trage keine Schuld gegen Dich — was willst Du noch von mir?"

„Räthst Du es nicht?" erwiderte sie in immer steigender Wuth. „Du kundiger Sänger, Du kluger Meister, so wohl bewandert in alten Geschichten und Liedern? Kennst Du kein Beispiel von einem Weibe, daß seine Kraft gebraucht gegen einen Feind, der in ihre Hand gegeben war?"

„So versucht, was Eure Kraft an mir vermag!" sagte Oswald ruhig. „Wohl hab' ich nicht gedacht, auf solche Art zu enden — aber ich war ein weichherziger leichtgläubiger Thor, der noch einmal der Teufelin getraut — ich muß es tragen!"

„Teufelin?" keuchte Sabine. „Ist das der Name,

den Ihr mir gebt? Warum nennt Ihr mich nicht, wie Ihr mich in Euren feinen Gesängen genannt? Eine Kebsin bin ich Euch! Das Wort ist Euch wohl aus den Nibelungen geläufig? Eure zärtliche Chriemhilde hat es wohl ihrem Siegfried zugegirrt? — Wohlan denn, wenn Ihr mich zur Brunhilde macht, ich habe Willen und Kraft, ihr zu gleichen!"

Sie winkte drei wild aussehenden, stämmigen Männern, welche unbemerkt in einem dunklen Seitengewölbe gelauert hatten: sie sprangen hervor, im Nu war Oswald von rückwärts gepackt, entwaffnet und zu Boden gerissen.

„O Verrätherin," rief Oswald. „Alles an Dir ist falsch — selbst Deine Tücke! Du willst Deine Kraft über mich gebrauchen und dingst fremde Meuchlerhand! Du bist zu feig, mir selbst den Dolch in Herz zu stoßen!"

„Haltet ihn fest!" rief Sabine den Männern zu, „fesselt ihm Arm und Beine zusammen und legt ihm den Eisenring um den Leib! Dort — an dem Haken mag er hängen und mit den Mäusen um die Wette Spottlieder pfeifen!" [35])

Die Gesellen, worunter ein starker Mann mit auffallend wildem Haar und Barte, waren eifrig daran, das Gebot zu erfüllen; die Ketten klirrten, die Eisenringe schlossen sich um Glieder und Leib des Gefangenen, daß das Blut schmerzhaft nach den gefesselten Stellen drang; dann hoben sie ihn empor, und Sabine selber legte den Ring in den Haken; elend verkrümmt, mit vergehenden Sinnen hing er an der Wand.

„Nun?" rief Sabine, indem sie vor ihn hintrat und ihm den weißen Bart raufte. „Du maurischer Sängerkönig, hast Du kein Kleinod mehr eingebunden in Deinen Bart? Hast Du kein Ringelchen mehr zu verschenken? Nun sieh' zu, Siegfried, ob Deine Chriemhilde Dich aus der Gewalt der Kebsin befreit!"

„Ich dulde, was mir gebührt . . .“ sagte Oswald mit erlöschender Stimme, „ich erkenn' es, ich habe gegen Dich gefehlt, Sabine . . . Als ich bei meiner Rückkehr . . . Dir wieder begegnete . . . habe ich Deine Schwäche nicht bedacht . . . Statt Dich ruhig zu verlassen, habe ich meine Verachtung auf Dich geschleudert — ich bereue es jetzt, denn ich habe Unrecht gethan . . .“

„Ah, kriechst Du zu Kreuze, hochmüthiger Ritter? Bettelst um Gnade bei dem Kebsweibe?“

„Es war unverdient . . . damals . . .“ fuhr Oswald, mit der Besinnungslosigkeit ringend, fort, „jetzt aber . . . jetzt wiederhole ich das Wort! Jetzt ist es kein Unrecht mehr — jetzt ist es verdient, möge mit mir werden, was immer . . . Weib, ich verachte Dich!“

Die Sprache stockte, die Stimme verfiel dem Gemarterten, völlige Ohnmacht umfing seine Sinne. Regungslos, wie versteint, stand ihm Sabine gegenüber: in gesteigerter Wuth, mit der Gier eines Raubthiers hatte sie bis dahin jedes Wort, jede Geberde ihres Opfers belauscht, ein grimmiges Vergnügen blitzte aus ihren Augen — die letzten Worte hatten sie mit einem Male verwandelt und wie mit einem Eisstrome übergossen. „Weh' mir,“ schrie sie auf in schmerzlich plötzlicher Erkenntniß, „welch' wüthender Wahnsinn hat mich verblendet . . . Er verachtet mich noch . . . jetzt erst verachtet er mich! Als er dies Wort znm ersten Male gegen mich sprach, hat es mich entflammt . . . warum ist es jetzt, als ob sein Laut mich lähmte bis in's innerste Leben hinein? . . . Fort!“ rief sie, den Männern zugewendet, „er soll mich nicht verachten dürfen . . . Er soll kein Recht dazu haben! . . . Nehmt ihn herab! Meine Rache hat er gefühlt . . . nun mag er von dannen ziehen . . . Was zaudert Ihr?“ fuhr sie fort, als die Männer keine Miene machten, ihr zu gehorchen. „Muß ich noch einmal befehlen?“

„Ihr könnt die Mühe sparen," sagte der Mann mit dem wilden Barte und struppigen Haar, „der Befehl wird doch nicht vollzogen!"

„Mensch, was erkühnst Du Dich?"

„Abnehmen vom Haken wollen wir ihn, da es Euch so beliebt — das war Euer Spruch, den mögt Ihr zurück nehmen: Aber frei werden soll er nicht . . . Gebt Ihr den Sänger los — wohlan, dann ist er mein Gefangener . . ."

Sabine taumelte zurück; der Mann hatte Haar und Bart abgerissen, Alphart stand vor ihr.

„Ihr habt mich als Genossen Eurer Rache verschmäht —" rief er, „darum hab' ich mich als ihren Knecht verdungen! Ihr habt meinen Vorschlag verworfen und dachtet doch, ihn heimlich für Euch zu nützen . . . wohl denn, so gestattet nun, da Ihr Eure Rache gekühlt, daß auch ich der meinen genüge! . . . Fort mit ihm, Knechte! Schleppt ihn hinauf — nehmt ihm die Eisen ab, die Pferde steh'n bereit, bindet ihn aufrecht auf eines derselben . . . die kühle Morgenluft wird ihn bald zu sich bringen — dann vorwärts, und mit verhängten Zügeln nach Innsbruck . . ."

„Nimmermehr!" rief Sabine, aus einer Art Betäubung erwachend. „Er ist in meinen Händen, und Ihr sollt mir ihn nicht entreißen!"

„So wehrt Euch dessen, wenn Ihr glaubt, Ihr findet Hilfe . . . die Einsamkeit von Entiklar kommt mir zu statten! Eure Gürtelmagd wird Euch öffnen, wenn wir von hinnen und weit genug sind, daß Niemand uns einzuholen vermag . . . bis dahin laßt es Euch auf Entiklar behagen!"

Die Beiden hatten Oswald ergriffen und schleppten den Bewußtlosen die Treppe hinan: Alphart folgte. Sa-

bine wollte ihm nachstürzen, aber vor ihr schmetterte die Eisenthüre in's Schloß, und ohnmächtig brach sie auf der Schwelle zusammen.

Fünftes Kapitel.

Zum goldenen Dach'l.

Wieder wie vor Jahren drängte eine zahllose Menschenmenge, Kopf an Kopf, durch die engen Straßen von Innsbruck; es war kaum möglich vom Graben her auf den Stadtplatz zu gelangen, und noch stärker war das Gewühl gegen die Otto=Burg und das Innsbruckerthor hin: es schien, daß von dorther der Glanzpunkt des Festes kommen sollte, das nach allen Anzeichen sich verbreitete. Diesmal aber war es heller, früher Morgen; über den Dächern und Bergen wölbte sich heiter und klar der blaue Herbsthimmel, nur manchmal von ziehenden Wolken umschleiert, die aber nur dazu dienten, bei wieder durchbrechendem Sonnenscheine die Schönheit und Farbenpracht des Anblicks noch heller und glänzender hervortreten zu lassen. Die Reisigen und besonders die Hakenschützen des Herzogs waren zu beiden Seiten in Reihen gestellt, noch stattlicher und kraftbewußter als früher, und auch die Festanzüge der Ritter und Edelfrauen mit den blanken Helmkleinodien und wehenden Hutfedern schimmerten zwischen ihnen noch zahlreicher dahin. Hie und da wurden ehrsame Bürger in ihren Prunkgewändern sichtbar, und außer diesen schob und drängte sich unübersehbares Landvolk, daß die Mauern der kleinen Stadt es nicht zu fassen vermochten, und die Neugierigen weithin im Freien sich lagern mußten: den Inn=Rain hinauf und den großen

Anger entlang, welcher der Saggen hieß, und von welchem aus die jenseits des Inns aus dem Unterinnthale heranführende Straße weithin zu übersehen war.

„Ei, Gott zum Gruße, werther Herr!“ rief ein Mann in bürgerlicher Tracht einem andern, feiner Gekleideten zu, der vom Graben her durch das Thor zu gelangen suchte und sich bedenklich den Menschenstrom betrachtete, in den er sich stürzen mußte, und der dem steifgefältelten Halskragen ebenso gefährlich zu werden drohte, als dem langen Mantel und dem güldenen Kettlein über den schwarzen Wams. „Das macht der Zufall gut, daß er uns wieder hier zusammenführt!“

„Gott zum Gruße hinwieder,“ sagte der Angeredete. „Seid Ihr nicht der Meister Harnischmacher, mit dem ich hier zusammentraf in der Nacht, als Herzog Friedel dem bärtigen Ludwig von Ingolstadt das Bankett gab? . . . Damals nach dem bai’rischen Frieden?“

„Freilich bin ich’s, Herr,“ entgegnete der Meister. „War eine andere Zeit damals! Aber kommt immer hieher zu mir, hinter den Bogenpfeiler da — die Menge ist wie eine Wasserfluth, die sich gestaut hat: Ihr könnt nicht durch. Es ist besser, Ihr stellt Euch einen Augenblick beiseit’, daß wir eins plaudern! Wollt sicher auch zu Hof, weil Ihr Euch so stattlich angethan?“

„So ist’s,“ antwortete der Kaufmann, „die Gilde hat ihre Abgeordneten gewählt, bin auch darunter und hab’ mich nur verspätet; die Anderen sind schon hinein. Wir bringen der Braut eine Ehrung von kostbaren Gewandstoffen aus Sammet und Seide und einen Perlenrock, wie ihn die Kaiserin nicht schöner hat. Wir haben ihn eigens aus Venedig kommen lassen.“

„Wir haben uns lang’ nicht gesehen, Herr,“ sagte der Harnischmacher. „Ihr seid wohl fort gewesen?“

„Gewiß, Meister. Seit die Straßen frei und sicher

sind, gehen die Geschäfte, daß man kaum Athem schöpfen kann. Das Wasser hatte sich auch gestaut, wie hier, aber der Herzog hat verstanden, ihm Bahn zu machen. Seit er die Bergnester ausgenommen und dem Raubgevögel Schnabel und Krallen gestutzt, seitdem blüht Handel und Wandel wie ein Baum, der unter Gesträuch und Gestrüpp nicht in die Höhe kommen konnte, und dem endlich Luft gemacht worden ist . . . Freilich, Meister, Ihr werdet weniger davon erfreut sein . . . Euer Handwerk nährt sich vom Krieg!"

„Dess' hab' ich keine Sorge," lachte der Bürger. „Wenn's auch bei uns Frieden ist, irgend wo giebt's immer Krieg, und meine Harnische, Herr, die gehen weit; die werden überall gesucht! — Heißt es doch schon, es gäbe wieder Händel zwischen den Mailändern und Venedigern, und soll ein Kriegszug gehalten werden nach Böheim gegen die Hussen, die sich dem König nicht unterwerfen und sich dafür rächen wollen, daß man ihre Gans gebraten hat!"

„Es ist, wie Ihr sagt," rief der Kaufmann. „Der König Sigmund will mit den Venedigern anbinden — das soll auch mit ein Grund sein, warum er nach Innsbruck gekommen!"

Der Harnischmacher schüttelte nachdenklich den Kopf. „Der römische König in Innsbruck!" sagte er. „Bei Herzog Friedel! Den er erst verfolgt hat, als wollt' er nicht ruhen, bis er ihn unter'm Erdboden hätte . . . Und nun ist Acht und Bann vom Herzog genommen, er ist mit dem König ausgesöhnt, als wenn gar nichts geschehen wäre! — Es ist, als ob man ein Märlein erzählen hörte! Wie das nur so gekommen sein mag[36])?"

„Jedes Ding hat mehr Ursachen als eine," sagte der Kaufmann mit wichtiger Miene. „Es ist dem König in Costentz nicht nach Wunsch gegangen: er braucht den

Herzog und noch mehr, er braucht Geld. Kann's Euch wohl im Vertrauen sagen . . . hab's in den Kaufbuden und in den Wechselstuben gehört . . . der Frieden und die Versöhnung ist mit einer Kette gebunden worden, die aus siebzigtausend Goldgulden besteht! Auch hat sich das Blättchen ein wenig gedreht — Friedel ist wieder Herr und Voigt im Lande, er hat den Erfolg für sich und auch einen mächtigen Feind weniger!"

„Ihr meint den Lichtensteiner, den Bischof von Trient? . . . So ist's wahr, daß er gestorben ist?"

„Sicher; der hat zu schüren und zu hetzen aufgehört; auch ist schon ein Anderer zu seinem Nachfolger gewählt . . . der Probst von Isnina, der's von jeher mit dem Herzog gehalten [37]). Ich glaub' auch, Meister, daß die Feindschaft zwischen den zwei Herren niemals gar so arg gewesen — nur die Ritter waren's, die an dem König hetzten und ihm Hoffnung machten, Tirol an's Reich zu bringen . . . Nun — sie haben's bitter gebüßt! Die meisten hat der Krieg zu Grunde gerichtet und ihnen kaum mehr gelassen, als daß sie ihre Burgen wieder aufbauen und in aller Stille darauf leben können — die Rädelsführer aber sind alle zu Grunde gegangen!"

„Wohl, wohl," rief der Meister, „der Starkenberger ist ganz verschwunden, und seit dem Greifensteiner Tag hat man nichts mehr von ihm gehört! Man sagt, des Herzogs Büchsenmeister hab' in den Felsen eine Mine, oder wie sie es sonst heißen, gebohrt, und wie die losgegangen, hab' es ihn mitgenommen in die Luft!"

„Ich glaub's nicht, daß er todt ist," sagte ein nebenstehender Mann in Bauerntracht, der dem Gespräche zugehört. „Es heißt, seines Bruders Tod hab' ihm das Herz gebrochen, er sei als Pilger nach Jerusalem gewallfahrt' und werde nicht wieder kommen, weil daheim doch Alles für ihn verloren sei . . ."

„Gott sei ihm gnädig, wo immer er ist!“ sagte der Harnischmacher mit einem Seufzer. „Es ist Schad’ um ihn! Wahr ist es — unbändig und wild ist er gewesen, aber doch ein tüchtiger Ritter und ein Bild von einem Mann! Ich möcht’ weinen, wenn ich d’ran denke, wie ich ihm einen goldeingelegten Stahlharnisch gemacht, und wie er darin einhergeschritten kam, selber wie ein Fürst! Wenn ich damals hätte denken müssen, es sollt’ einmal ein solches Ende nehmen mit ihm! Und er ist’s nicht allein — der Wolkensteiner liegt auch gefangen auf Leben und Tod, und der von Lebenberg soll gar Hand an sich selber gelegt und sich in’s Wasser gestürzt haben!“

„Das ist wahr,“ sagte der dritte erst hinzugekommene Mann. „Sind noch nicht vierzehn Tage, daß ich in’s Etschland gewandert war, hatt’ eine Ladung Küchelberger Trauben und Pfirsiche von Bozen über den Jaufen herüber getragen. Bin der Hitze wegen bei Nacht gegangen, und sind unser Mehrere gewesen, und wie wir so an der Etsch hinwanderten, da standen die rothe Mendel und das Vigilijoch so recht schwarz da in der Finsterniß, und hat man die weißen Mauern und Thürme von Lebenberg so recht deutlich d’rauf gesehen ... Da ging’s auf einmal beim Schlosse auf, wie Feuerschein, und währte schier eine Viertelstunde, und hatt’ es gerade Mitternacht geschlagen auf dem Kirchthurme zu Terlan. Ich meint’, es möchte wohl Feuer ausgekommen sein in der Burg; die mit mir gingen, wußten’s aber besser und sagten mir, daß sei der Degen Fux. Der habe den Caplan von Marling in den See auf dem Vigilijoch geworfen, darüber sei er verzweifelt und habe sich dann selbst in den See gestürzt — nun sei er verdammt, als Gespenst umzugehen, und müsse als feuriger Ritter um das Lebenberger Schloß herumreiten jede Mitternacht [38])!“

„Gott stehe jedem guten Christen bei!“ rief der Harnischmacher, indem er sich bekreuzte.

„Uebel Werben bringt übel Sterben,“ sagte der Kaufmann, „will nun aber doch fort, Meister, und will trachten, mich hinein zu drängen — ich fürchte sonst gar zu spät zu kommen!“

„Habt keine Sorge, Herr, und bleibt noch,“ rief der Harnischmacher. „Es kann nahe gegen Mittag werden ehe die Braut kommt: sie hat das letzte Nachtlager in Hall genommen und wird sich wohl auch nicht gar zu früh auf den Weg machen. Auch ist der römische König noch in der Hofburg und Ihr wißt doch, daß er ihr entgegen reiten und sie einholen soll.“

„Der König soll des Herzogs Brautführer sein?“ fragte der Traubenträger. „Das ist ja wunderbar große Ehr'!“

„Wohl, wohl,“ sagte der Harnischmacher, „und der andere Brautführer ist der bai'rische Herzog Ludwig von Ingolstadt, der Herr im Bart; der war immer unserm Friedel besonders hold. Nun hat er ihm die Braut aus dem fernen Braunschweig herbeigeführt und ihren Geleitsmann durch's Baierland gemacht. Aber seht, Herr, da kommen die Bauern — die kommen wohl durch's Gedräng', an die schließt Euch an! Ein stattlicher Zug!“ fuhr er dann fort. „Der Herzog hat's eigens verlangt, daß aus jedem Thale, aus jeder Stadt und Gemeinde Abgesandte kommen sollten: das Volk hab' ihm wieder in's Land geholfen, sagt' er — darum sollt' ihm das Volk auch das Geleit' geben an seinem Ehrentage!“

„Ja, er meint's gut mit den Bauern!“ rief der Traubenträger wieder. „Er hält am alten Recht und hat den Bauern und Bürgern den gleichen Platz gegeben neben den Edelherren und der Pfaffheit!“

„Da sind sie schon,“ rief der Bürger. „Voraus die

Innthaler mit den gelben, grün gefütterten, und die Pusterthaler mit den breiten grünen Hüten und den Bändern d'ran!"

„Wer sind die dort, mit den schwarzen Jacken und den kleinen runden Filzkappen?"

„Das sind die Duxer, Herr — und die in den langen braunen Röcken und blauen Strümpfen sind im Vintschgau daheim. Die Meraner, mit den rothen Umschlägen auf dem braunen Kittel und den grünen Hosenträgern d'runter, kennt Ihr wohl selber . . . Die Stattlichsten aber sind doch die Sarnthaler! Was für einen Staat die hochrothen Röcke machen . . . dazu die große weiße Krause, der grüne Hut und die gelben Schuhe[39])!"

Der Zug der Landleute näherte sich seinem Ende, und der Kaufherr beeilte sich, mit ihnen durch das Gedränge zu kommen. Gleichzeitig flog das Gebrause vieler Stimmen durch die Menge hin und verkündete von der Brücke her, daß der dort aufgestellte Reisige seinen Eisenhut auf den Spieß gesteckt und in die Höhe gehoben habe; solche Posten waren in kurzen Zwischenräumen bis nach Hall aufgestellt, um das Zeichen schnell weiter zu tragen, wenn Herzogin Anna von Braunschweig, die erwartete Braut, das Nachtlager verlassen und sich auf den Weg gemacht habe. Im nämlichen Augenblicke trat die Sonne aus dem Gewölke hervor, ihr vollster Schein fiel auf die Hofburg und deren Erker, und das auf demselben angebrachte goldene Dach blitzte und funkelte weithin, daß das Auge schier geblendet sich abwenden mußte.

„Hei, wie das goldene Dach'l gleißt!" rief der Harnischmacher. „Das wird des Herzogs Feinden in die Augen beißen!"

„Ist es denn wahr," fragte der Bauer, „daß es aus lauter schweren Goldplatten gemacht ist?"

„Das weiß ich nicht, Landsmann; aber die Spötter des Herzogs, die ihn den Friedel mit der leeren Tasche geheißen, die mögen d'ran erkennen, daß er sich die Tasche wieder gefüllt hat! Und so will er sie uns Allen füllen und will haben, daß Frieden und Ruh' ist im Lande, und Jeder sich seines Hauses freuen kann, wenn auch kein goldenes Dach darauf liegt!"

„Ho," rief der Bauer, „Herzog Friedel soll leben, und sein Wahrzeichen, das gold'ne Dach'l, daneben!" und von dem Zurufe geweckt, wälzte sich ein Freudengeschrei des Volkes durch die hallenden Gassen.

In seinem Gemache in der Hofburg saß indessen Herzog Friedrich in festlich prachtvoller Fürstentracht, bereit, mit der neu erwählten Gattin vor den Altar zu treten. Gegenüber saß Sigmund, der römische König; zwischen Beiden stand ein Tisch, mit Schriften überdeckt. Friedrich nahm den pelzverbrämten erzherzoglichen Hut vom Haupte und schüttelte die vorfallenden mächtigen Locken zurück; seine Züge waren ruhig und heiter, das Auge sicherer und klarer als früher, und wenn auch ein leiser Zug um die Wimpern an ausgestandene schwere Tage gemahnen mochte, hatten doch Unbill und Ungemach, weit entfernt, ihn zu beugen oder zu brechen, ihn eher gestärkt und verschönt.

Desto veränderter war das Aussehen König Sigismund's, der ein Pergament mit seiner und des Herzogs Unterschrift und mächtigen Siegeln daran in Händen hielt und gedankenvoll hineinstarrte, als könne er mit dem Inhalte nicht zu Ende kommen. Sein Haupthaar war um Vieles mehr ergraut, der Bart fast völlig weiß geworden; um die Augen hatten sich Kummerfältchen eingegraben, und selbst das Feuer derselben schien matter und glanzloser geworden. Nach einer Weile hob er, wie sich besinnend, den Kopf empor, fuhr sich mit der Hand

über Stirne und Augen und wandte sich mit schwachem Lächeln gegen den Herzog.

„Ihr staunt über mein Gebaren?“ sagte er. „Verhehlt es nicht, Herr Erzherzog von Oesterreich — ich wundere mich selbst darüber, ich bin ein Anderer geworden, und noch nie hab' ich es so sehr empfunden, als in diesem Augenblicke, daß die Sonnenwende meines Lebens hinter mir liegt, und mir der Herbst entgegen weht!“

„Ich begreife solche Stimmung, Majestät,“ entgegnete Friedrich, „aber ich begreife sie nicht in diesem Augenblicke, der so eben ein großes Werk des Friedens und der Versöhnung zur Reife gebracht!“

„In der That, ein großes Werk!“ entgegnete der König. „Ich habe meine Unterschrift mit Freuden auf dieses Blatt gesetzt — zum Zeichen, daß Alles abgethan und ausgeglichen sein soll, was zwischen uns gegrollt und gehadert worden. Ich freue mich, daß, was unsere Räthe in Mersburg und Bludenz vorberathen, unter uns selbst so rasch zum Abschluß gekommen. Zweifelt darum nicht an meiner Aufrichtigkeit, wenn ich Euch sage, daß eben dieser Abschluß, gerade dieser Vertrag es ist, der mich betrübt! ... Ihr mögt Euch immerhin des wieder errungenen Besitzes erfreuen — Ihr habt das volle Recht dazu — aber mir werdet Ihr auch nicht verdenken, wenn ich mein Vorhaben nur mit Trauer gescheitert sehe . . . zum Heile des Reichs wäre es besser gewesen, wenn es gelungen wäre!“

„Die Fürsten bilden das Reich,“ entgegnete Friedrich bestimmt — „wie könnte, was einen Fürsten schädigt, zum Heil des Reiches sein?“

„Die Fürsten bilden das Reich?“ rief Sigmund mit Nachdruck. „Wir sind allein, Herr Herzog, und diese Wände haben hoffentlich keine Ohren — ich will Euch sagen, was ich davon denke — die Fürsten sind's, die das

Reich zerstören! Sie denken nur daran, ihre einzelnen Länder groß und ihre Häuser mächtig zu machen, auf Kosten des Reichs und des Unseligen, den man seinen König nennt! Gott ist mein Zeuge, mit welchen Entwürfen und Gedanken ich in Costentz einzog, das nicht blos eine Kirchenversammlung, sondern auch ein Reichstag werden sollte . . . ich wollte den Landfrieden neu begründen, wollte gleiche Münze schaffen für alle deutschen Länder, gleiches Maß und gleiches Recht — was hab' ich davon erreicht? Nichts! Wer hat es verhindert? Ihr Fürsten! An Eurem Widerspruche, an Eurer Zähigkeit und Saumsal ist Alles gescheitert — Ihr habt nur an Euch gedacht und nicht gesorgt und gefragt, ob Reich und König nicht dadurch zu Falle kommen." Er erhob sich, trat vor den Herzog hin und legte ihm feierlich die Hand auf die Schulter. „Wir werden es nicht erleben, Erzherzog," sagte er, „aber es werden Zeiten kommen, in welchen das Anwachsen der Fürsten von einem König deutscher Nation nichts übrig gelassen haben wird, als den Namen — eine Zeit, wo auch dieser Name verschwindet, weil er achtlos und machtlos geworden: dann aber mögen die Fürsten auf der Hut sein, die nach Euch auf Euren Thronen sitzen werden! Sie mögen glauben am Ziele zu sein — das deutsche Volk aber wird sich dann erst erinnern und fühlen, was es verloren, und was man ihm nach und nach genommen, wird es auf einmal wieder fordern!"

Der Herzog schwieg und sah bedenklich vor sich hin. „Ihr seht in so weite Fernen, mein König," sagte er dann, „daß nicht zu wundern ist, wenn Euch die Ferne düster erscheint. Die Fürsten ehren des Königs Macht, wenn der König das Recht des Fürsten ehrt — der Vertrag hier ist ein Beweis dafür! Hab' ich nicht das ganze Aargau, Schaffhausen und den Rhein von Zürich bis

Basel hingegeben, nur des Friedens wegen, nur um Euren Willen zu thun? Ich habe das schwere Opfer mit blutendem Herzen gebracht — verlangt Ihr noch mehr Beweis dafür, was ein Reichsfürst vermag für König und Reich?"

„Still, still," rief Sigmund mit abwehrender Handbewegung, indem ein halb trauriges, halb spöttisches Lächeln seine Lippen umspielte, „laßt uns darüber nicht streiten! Die Fürsten sind es auch nicht allein, die so denken — die Städte, die Edlen, die Stände alle sind leider gleichen Sinnes. Statt von dem Ihrigen freiwillig der Macht des Reiches zuzulegen, stutzen und zwacken sie daran, wie's ihren Zwecken taugt . . . die Stunde, in der sie es bereuen, bleibt nicht aus: mög' es nicht zu spät sein, wenn sie schlägt!"

„Wie," fuhr er fort und richtete den Blick fest auf den Herzog, „wenn ich nun noch einen Beweis verlangte, was Tirol für das Reich zu thun bereit ist? Einen Beweis, bei welchem nicht die Gewalt der Umstände mit in die Waage fällt — nein! die rein in Eurem freien Belieben steht? . . . Ihr haltet Oswald von Wolkenstein gefangen — gewährt mir eine Bitte und gebt ihn frei!"

„Nichts davon, Majestät!" rief der Herzog, unmuthig aufspringend. „Das hat mit meiner Reichspflicht nichts zu schaffen! Nicht der Reichsfürst: der Graf von Tirol ist es, an dem er gefrevelt — es ist mein Recht als Landesherr ihn zu strafen, wie es mich recht dünkt!"

„Ihr solltet immerhin bedenken," sagte Sigmund ernst, „da er gegen den Landsherrn gefehlt, that er's im Königsdienst. . . Doch kein Wort weiter: wir kommen wohl ein andermal darauf zurück, ich denke, der Graf von Tirol wird sein Recht nicht mißbrauchen! Eure Weigerung überrascht mich aber nicht — sie ist nur eine Probe mehr für das, was ich gesagt . . .

Wie oft hab' ich gefühlt, wenn ich so recht im vollsten Glanze auf dem Königsthrone saß, und fast kein Volk der Erde war, dessen Fürsten nicht vor mir standen, dessen Gesandte sich nicht vor mir beugten — wie all' dieser Glanz nur ein kaltes Licht sei, das Niemand zu erwärmen vermag, nur ein leerer Schein, hinter dem sich in Wirklichkeit keine Macht verbirgt! Bei Gott, es lohnt der Mühe nicht, sich so viel Sorge, Leid und Enttäuschung aufzuladen um dieser unfruchtbaren Krone willen!"

Der König hatte sich wieder in den Stuhl geworfen und stützte das gramvolle Haupt mit der Hand.

„Ist's möglich, Herr, daß Ihr so kleinmüthig seid, nachdem Ihr so Großes erreicht? Wer ist, der sich rühmen könnte, Aehnliches vollbracht zu haben? Die Kirchenversammlung zu Costentz ist ein Werk, wie die Welt noch keines gesehen!"

Der König verharrte in seiner trübsinnigen Stellung. „Kennt Ihr," sagte er dann, „die alte Fabel von dem kreißenden Berge, aus dem ein Mäuschen schlüpfte?"

„Ihr mehrt mein Staunen! So nennt Ihr die wieder erlangte Einheit der Kirche?"

„O, rühmt das nicht — jetzt seh' ich's ein, ich bin ein schlechter Arzt gewesen! — Was war der Grund der Spaltung? Warum kam es so weit, daß drei Päpste sich um den Stuhl Petri streiten konnten? Die Kirche war krank in allen Gliedern; die Spaltung und die drei Päpste waren die äußeren Zeichen und Symptome der inneren Krankheit, wie Wunden und Geschwüre aufbrechen an einem siechen Leib — eine Heilung von innen heraus, eine Neubelebung der verdickten Säfte hätte Noth gethan. Ich habe dem Leidenden die Wunde geheilt! Nun bleibt er krank, und das Uebel wird wieder kommen, schlimmer als zuvor... Der Kranke aber fühlte sich kräftig genug und hat den Arzt mit spöttischem Lachen abgedankt!"

„Ein bitteres Gleichniß!“ rief der Herzog.

„Bitter, wie die Lehre, die ich bekam!“ erwiderte Sigmund, „sie war es auch, die mein hartes Urtheil über Euch gemildert und mich zuerst zur Versöhnung gestimmt. Dieselbe Macht, die Euch in ihr verderblich Netz zu locken gewußt, hat auch mich überlistet! . . . Wie sie mich bestürmten! Wie sie überflossen von Versprechungen und süßen Worten, nur damit ich nachgeben sollte, daß vor der Kirchenreform die Papstwahl vorgenommen würde! Sie gelobten mir, mit vereinten Kräften dafür zu sorgen, daß dann die Neugestaltung der Kirche geschehen sollte, wie die Nationen es verlangten . . . Der neue Papst selbst war unter Denen, die es versprachen. Nachdem gewählt war, fing der Fluß zu stocken an, wie ein glühender Erzguß, der im Laufe erkaltet, und dessen plumpe Last keine Gewalt mehr von der Stelle rückt. Alle, Gerson, Chambery, die Prälaten und Professoren alle, sie fingen zu schwanken an, bis der Tod meinen allein getreuen Hallam, den Bischof von Salisbury, mir von der Seite riß — bis Rom das alte Spiel wieder gelang, zu theilen und zu herrschen! Dem vereinigten Andrange der fünf Nationen hätte es nicht zu widerstehen vermocht — darum ward heimlich mit jeder einzeln verhandelt und jede unter dem Vorwande, als sei ihr mehr Recht eingeräumt als den anderen, zum Abschlusse eines besondern Vertrags geködert! Wie ein Thor stand ich zuletzt allein mitten in dem Getriebe und Gewebe, und meine ganze Königsklugheit bestand darin, es zu verbergen, um nicht vor aller Welt als solcher dazustehen! . . .“ Er hielt bewegt inne. „Und doch — ich darf nicht murren!“ fuhr er dann fort, wie mit sich selber redend, „ich trage nur, was ich verschuldet! Ich weiß eine Stunde, in der Gott einen großen Gedanken in mein Herz legte und mir den

geraden Weg zu seiner Ausführung vorzeichnete. Ich bin abgewichen von dem geraden Wege, ich habe der List und der Schlauheit Gehör gegeben und bin ihr auf ihrem krummen Pfade gefolgt — ich darf nicht murren, wenn die Vollführung aus meiner unwürdigen Hand genommen wurde . . . der große, göttliche Gedanke ist für mich verloren . . . der schönste Theil meines Lebens ist es mit[40])!"

„Majestät!" rief Herzog Friedrich erschüttert.

„Nichts mehr davon," erwiderte Sigmund, indem er sich aufrichtete. „Es drängte mich und hat mir wohlgethan, mein Herz zu öffnen — von jetzt an soll es wieder verschlossen sein. Glaubt nicht, daß ich darum kleinmüthig bin — das Aeußere soll mein Inneres nicht mehr verrathen! . . . Ich werde meinen Platz dennoch behaupten, werde meine Bahn zu Ende gehen, bis auch ich die Kaiserkrone auf dem Haupte trage. Ich will leben und wirken als König und Kaiser, damit ich als solcher sterben kann. Wenn es einmal so weit sein wird, daß mir die Augen zusinken für immer, dann will ich mir den Kaisermantel bringen lassen, und mit der Krone auf dem Haupte will ich sterben[41]) . . . Doch — derlei Gespräch ziemt sich nicht für den heutigen Tag, nicht für Hochzeit und Bräutigam . . . Es wird wohl bald Zeit sein, der schönen Braut entgegen zu reiten!"

„Noch ist keine Meldung eingetroffen, Majestät!"

„Ihr seid ein Glückskind!" rief der König mit einem Seufzer. „Während Anderen alle Blüthen zu welken beginnen, geht Ihr auch hier einem schönen Hoffen entgegen . . . Ihr habt Eure Braut noch nie gesehen?"

„Nur im Bilde, Majestät," entgegnete der Herzog, indem er eine goldene Kette von der Brust nahm und die perlenbesetzte Kapsel öffnete, welche daran hing; ein

weibliches Bildniß zeigte sich; lange und sinnend betrachtete es der König.

„Ein bleiches, aber hübsches, säuberliches Frauenbild," sagte er dann . . . „Aus diesen Augen spricht ein Herz!"

„Auch mir macht das Gemälde einen eigenen Eindruck," sagte der Herzog, „den ich mir nicht erklären kann! Es zieht mich an und verwirrt mich fast — ich weiß, daß ich das Urbild dieses Gemäldes noch niemals gesehen, und doch kann ich die Augen nicht davon abwenden, und meine, ich müsse es längst gekannt haben!"

„Die Züge des Menschen lügen nicht — aus diesem Bilde aber spricht ein rein und edel Frauengemüth — das zieht Euch zu ihr! Folgt denn Eurem guten Sterne, Herr Herzog, und seid glücklich — mir ist es nicht so gut geworden; das Geschick hat mir auch diesen Freudenkelch verbittert! Wohl Euch — Ihr wißt nicht, was es heißt, an ein Weib gebunden zu sein, deren Schönheit nichts ist, als die grünende Decke über einem Sumpfe, — nichts als die Hülle über einen Abgrund unedler Leidenschaft!"

Die Augen des Herzogs senkten sich in schuldbewußter Verwirrung.

„Dankt Eurem guten Glücke, wenn es Euch solches erspart! Unsere Königin hat durch Leichtsinn ihren Rang beschimpft, durch niedere Buhlschaft die Ehre ihres Gatten geschändet[42]) — wir haben sie von uns gestoßen und gebannt, aber bei dem Streiche, den wir nach ihr geführt, haben wir das eigene Herz mit getroffen. Gottlob," unterbrach er sich selbst, als von der Straße herauf die Trompeten zu schmettern begannen, „da tönt das Zeichen und mahnt, unsere Pflicht als Brautführer zu thun! — Gehabt Euch wohl; wir wollen unseren Rossen so tapfer die Sporen geben, daß Eure Sehnsucht nicht Grund haben soll, über unsere Langsamkeit zu klagen!"

Rasch eilte der König die Treppe hinunter und schwang sich auf sein Pferd: eine glänzende, festgeschmückte Schaar schloß sich an, und unter dem Schmettern der Zinken und dem Wirbeln der Heerpauken sprengte der Zug über die Innbrücke und am linken Ufer gegen Mühlau hin, denn dort sollte die Bewegung und feierliche Einholung statt finden.

Friedrich war im Begriffe, sich den anwesenden Rittern und Herren anzuschließen, als Müllinen hinzutrat und ihm einige Worte zuflüsterte. „Es ist so, gnädigster Herr," sagte er, als dieser ihn befremdet betrachtete. „In dem neuen Spital liegen die Beiden, ich weiß nicht, ob es Pilger oder Mönche. Der Eine davon, ein älterer Mann, begehrt durchaus, mit Eurer Durchlaucht zu sprechen, und hat als Wahrzeichen diesen Zettel geschrieben!"

Der Herzog las, und auf einen Augenblick trat die Röthe der Freude von seinen Wangen zurück. „Die Kette bricht!" rief er verwundert. „Von wem kommt diese Loosung in dieser Stunde? Der sie geführt, kann nicht hier sein — und wehe, wenn er es wäre! Welch neuer Abgrund von Verwirrung und Unheil würde sich öffnen! Schnell, laß uns zu ihm eilen, Niemand, als ich selber, darf ihn sehen!"

Ohne Blick und Gruß auf die im Vorsaal Anwesenden trat er in sein Gemach, bedeckte sich mit einem gewöhnlichen Hute, warf einen dunklen Mantel über das Prunkgewand und eilte durch Nebenthüre und Seitengang aus der Burg.

Verwundert blickten die Hofleute und Ritter sich an: es waren die allzeit Getreuen des Herzogs aus den Vorlanden mit wenigen Ueberresten des Falkenbundes. Auch Mancher, der inzwischen in fremden Landen geweilt, um nicht Partei ergreifen zu müssen, war zurückgekehrt, nachdem die schwere Wahl nicht mehr zu treffen

war: Neben dem Herrn von Firmian, der am Wiener Hofe den Sturm abgewartet, stand wohlgemuth der kühne Condottiere von Castelbarco, in zierlichem Venetianer Stahlgewande, gleich bereit zum Gelag und Kampf.

„Nun, was sagst Du dazu?" flüsterte Gebratstein dem Stuber von Wisberg zu, indem er mit demselben in eine Fensternische trat. „Es giebt ja der Räthsel immer mehr! Wir glauben, der Herzog komme schon auf uns los, um uns zu begrüßen und zu danken, daß wir so weit und so zahlreich hergekommen zum Brautgeleit' ... da eilt er fort an uns vorüber, und läßt uns stehen ohne Wort und Gruß! Sind wir nicht größ'rer Rücksicht werth?"

„Mir ist dabei nichts räthselhaft!" entgegnete der Wisberger. „Der Herzog thut, wie er die Macht hat: woher soll da die Rücksicht kommen? Der Herzog steht oben und schaut herab auf uns, die wir tief unten liegen!"

„Wir liegen unten," sagte Gebratstein etwas leiser, „aber wer oben steht, sollte bedenken, daß, was liegt, sich wieder erheben kann!"

„Still, Wildfang," rief Stuber, „dann ist's vorbei! Ich habe mich dem Herzog freiwillig unterworfen und dien' ihm nun in ernsten Treuen und dien' ihm gern: früher schwankte sein Entschluß unstät hin und her, jetzt hat er gezeigt, daß er Herr zu sein versteht! Und wär' auch das nicht... schau' um Dich und sage, ob eine Erhebung noch möglich ist! Wo sind die Männer, die uns angeführt? Der Rottenberger, der von Salleck, der Liebenberger, der wilde Degen-Fux ... sie sind gefallen, Aldrigeto ist geködert, weil es heißt, es solle zum Kriege kommen wider Venedig für Mailand und Genua ... Die noch leben, haben an ihren wunden Leibern, ihren zerfallenen Burgen und ihrem durchlöcherten Säckel zu

flicken; sie gehen wohl in der Heerde, dem Leithammel nach, . . . ohne ihn, für sich allein sind sie Nullen vor der Zahl!"

„Du hast doch Einen vergessen ... den trotzigen Alten, den noch nichts gebändigt hat, den alten Peter von Spaur!"

Der Condottiere wandte sich und trat zu den Redenden. „Scheut Euch nicht vor mir, Ihr Herren," sagte er, „ich habe mit angehört, was Ihr spracht . . . Der Herzog hat Geld, mein Vortheil ist bei ihm! Thut Ihr, was Euch beliebt, auf den alten ‚Greif mich nicht an' rechnet aber nicht mehr . . . der ist todt!"

„Todt? Spaur wäre wirklich todt?" rief Gebratstein. „Schon einmal hat es so geheißen, aber der Tod scheute sich sogar, den Alten anzugreifen!"

„Diesmal ist's wahr . . . ich hab' ihn sterben sehen. Ich kam von Nonsthal an Sporeggio vorbei, da dacht' ich, den Alten zu besuchen, denn es hieß, er sei krank, und ich wollte hören, ob es Wahrheit sei oder nur eine Finte, um der Erklärung und Verhandlung mit dem Herzog auszuweichen ... Er war wirklich krank. Bleich, matt und eingefallen lag er auf seinem Lotterbett, aber völlig angethan, wie Einer, der nicht daran glauben will, daß er krank ist, und der meint, das Siechthum müßte seinem Trotze weichen, wenn er sich ihm nicht füge . . . Ich trat an's Lager und grüßt' ihn, und er begehrte von mir zu hören, wohin ich unterwegs sei. Da sagt' ich's ihm, und wie die Anderen alle, die es vermöchten, sich anschickten, auch nach Innsbruck zu des Herzogs Hoflager zu reiten . . . D'rauf wandt' er mir den Rücken zu und legte sich auf sein Kissen . . . ‚Ich hab' genug gelebt,' sagte er und that den letzten Athemzug . . . [43])"

Die Ritter hörten schweigend; noch Andere waren hinzugetreten während des Berichts.

„Was soll nun aus uns werden?“ fragte nach einer Weile Gebratstein.

„Was werden kann,“ erwiderte Stuber, „ich spüre nur so viel . . . die Zeit, in der wir bisher gehaust, ist aus! Das Reich ist fern und hat keine Macht mehr, uns zu schützen, der Bürger und der Bauer hebt immer mächtiger das Haupt — es bleibt uns kein Raum übrig, als bei dem Fürsten!“

„Ihr seid ein kluger Mann,“ sagte Hörer von Katzenstein, der sich genähert, „aus Eurer Rede spricht besonnene Ueberlegung. Bei dem Fürsten ist künftig unser Platz! Es war ein unheilvoller Gedanke, daß der Herzog sich dem Volke in die Arme geworfen — aber er that's in der Noth und gezwungen . . .“

„Und wer waren, die ihn dazu gezwungen?“ rief Stuber. „Niemand Anderer, als wir selbst!“

„D'rum ist's an uns, gut zu machen,“ entgegnete der Katzensteiner eifrig. „Das Volk wird immer mehr begehren; d'rum müssen wir Ritter und Edlen uns zu dem Fürsten und vor ihn stellen; wir müssen eine Mauer bauen, einen Damm gegen den Wildstrom, der sonst uns und ihn mit sich fortspült!“

„Ich muß gestehen,“ sagte der beleibte Herr von Kaldöß, „mich dünkt es ganz angenehm, so wie es nun geworden! Nun kann man doch einmal seines Lebens froh werden — nun hat die ewige Unruhe ein Ende. Das stete Gehetz mit Fechten und Reiten, die immerwährende Sorge vor Ueberfall und Fehde! Nun muß der Herzog uns wie Alle schützen!“

„Und unser Recht?“ fragte Gebratstein finster. „Unsere edlen Freiheiten, für die so viel edles Blut geflossen?“

„Sie bleiben uns!“ rief der Katzensteiner. „Die Art wird etwas anders sein, die Sache bleibt dieselbe. Glaubt mir, es wird nur bei uns stehen, was wir als

Recht zu behaupten nicht vermocht, als Gnade wieder zu erlangen . . . wenn mir die Sache bleibt, wird Klugheit und besonnene Ueberlegung niemals fragen, wie sie mein geblieben! Es heißt auch, der Herzog wollt' einen Landtag nach Bozen rufen und mit uns neuen Vertrag abschließen!"

„Ja wohl, einen Landtag," entgegnete Gebratstein, „wo der Bauer neben uns sitzen wird, und wo wir beschließen müssen, was man von uns verlangt! Nein, nein, Ihr Herren — warum es uns verhehlen . . . es ist aus mit uns, das freie Ritterthum ist begraben!"

„Ihr nehmt's zu schwer," sagte der Katzensteiner, „wir werden fortan nicht schlimmer fahren! Eine kleine Berechnung zeigt, daß wir eher gewinnen, als verlieren! Ich bin mit drei Söhnen und drei Töchtern gesegnet — was soll ich mit ihnen machen? Das immerwiederkehrende Theilen zersplittert den Besitz, bis die Gauerben in einer Burg beisammen sitzen, und Keiner etwas hat! Ich kann nicht Jedem ein Schloß und Land und Leute geben, kann die Dirnen nicht aussteuern, daß sie einen Gesponsen fahnden — da ist der Herzog und sein Hof der beste Helfer. Er hat die älteste Tochter zum Hoffräulein gemacht im Staate der neuen Herzogin, der zweite Bub' ist Edelknecht und kann's wohl zum Kämm'rer bringen, für den Dritten hat er mir eine Pfründe zugesagt im Brixener Stift! Soll ich da nicht zugreifen? Von uns'ren alten Rechten hätt' ich das nicht zuweg' gebracht . . . Was war denn unser vorzüglichstes Recht? Daß der Herzog nicht mehr sein solle, als Jeder von uns, der Erste unter Gleichen . . . Wir haben erfahren, wie's mit der Gleichheit steht! Mag, wer da will, am alten Rechte halten, ich bin der Thor nicht mehr, mich mit dem zu balgen, der doch der Stärkere ist!"

„Und der noch dazu nicht viel Federlesens macht!"

sagte Prechtl. „Das haben wir an dem Goldegger gesehen; der war ihm ergeben, wie Einer, und doch hat er ihn gefangen gesetzt und hält ihn auf dem Vellenberg eingekerkert!“

„Ich habe davon gehört,“ rief Wisberg. „Wie kam es doch? War's denn nicht der Goldegg, der ihm den Wolkensteiner ausgeliefert, nach dem er so sehr verlangte?“

„Er war's,“ erwiderte der Katzensteiner, „aber der Herr war doch unzufrieden damit... Er hat den Wolkensteiner wohl behalten, aber die Art, wie er gefangen worden, hat er getadelt... es heißt, der Goldegger hab' ihm eine Falle gestellt und ihn überlistet — was weiß ich mehr davon! Wenn er ihn nicht strafte, hat der Herr gesagt, so möchte man denken, er heiße die Ueberlistung gut und sei wohl gar damit einverstanden! Und wie der Goldegger aufgepocht und die Gnade verlangte, die dem versprochen worden, der den Verräther überliefert, da rief er ihm zornig zu . . . mir hat's der Doctor Kraigius, der dabei zugegen war, erzählt . . . es sei Gnade genug, daß er ihm den Kopf nicht vor die Füße legen lasse!“

„Ich möchte nicht in seiner Haut stecken,“ sagte Prechtl, „und in jener Oswald's noch weniger. Ich will froh sein, wenn ich wieder auf Kaldöß sitze — zum Hofmann taug' ich nicht... man soll doch denken, man macht es gut, wenn man des Herzogs Willen thut, und dann wird man dafür gestraft, daß man's gethan!“

Der Küchenmeister des Herzogs, Kunrath, trat ein und unterbrach das Gespräch. Er lud die Herren ein, ihm in den Nebensaal zu folgen. Es werde spät werden, bis man heut' zur Tafel komme, meldete er; d'rum sei auf Befehl Seiner Durchlaucht ein Becher Wein und Imbiß zur Stärkung bereit gestellt. Die Ritter folgten, Herr Prechtl drängte den Anderen voran und war glücklich einer

der Ersten, der seinen Becher erhaschte. Rasch setzte er an und begann mit Behagen zu schlürfen, aber eben so schnell setzte er wieder ab und verzog das Gesicht, als ob er Wermuth gekostet. „Straf' mich Gott," murrte er, „wenn das nicht Gewächs von meinem Weingut in Kaltern ist... will sagen, von dem Weingut, das einmal mein war . . . ich kenne das Gewächs, es kommt ihm kein Anderes gleich an Feuer und Milde . . ."

„Das ist freilich ein bitterer Tropfen in den Kelch," spottete Gebratstein.

„Thut nichts," entgegnete Prechtl und setzte wieder an, „dann will ich wenigstens meinen Antheil redlich heraustrinken! . . ."

— Wo jetzt, unweit der prächtigen Burg und des einstigen Wappenthurms sich die Franziscanerkirche mit ihren Erz- und Marmor-Denkmalen erhebt, stand damals ein kleines und niedriges Gebäude, aus wenig Zellen bestehend und von einem kleinen Kirchlein mit hölzernem Thurme überragt. Es war die vorläufige Zufluchtstätte der grauen Ordensbrüder, welche der Herzog aus Wälschland beschieden hatte, und deren Ankunft stündlich gewärtigt ward. Kirche und Klösterlein, die er zu bauen gedachte, sollten ein Zeichen des Dankes sein, daß der Himmel ihn wieder auf den Thron zurückgeführt; Pilger, fahrende Leute und Sieche sollten da eine Unterkunft finden, denn er hatte an sich selber erprobt, wie willkommen eine brüderlich helfende Hand Dem ist, der arm und verlassen den harten Weg des Elends tritt. Bis die grauen Brüder kamen, war das Spital den frommen Schwestern eines nahen Klosters übertragen.

In einer der Zellen war auf dem Steinpflaster ein Strohlager aufgeschüttet, und eine Decke darüber gebreitet; ein Jüngling im verblichenen Mönchsgewande lag darauf, mit fahlem, hagerem Angesicht und so tief eingesunkenen

Augen, als sollten sie dem irdischen Lichte sich nicht wieder öffnen.

Es war Florentin.

Er schlief unruhig und athmete schwer, in der Gluth des Fiebers oder unter der Last eines finstern Traumes, der ihn umfing. Am Fußende des Lagers kniete eine Frau im schwarzen Nonnengewande, den weißen Schleier eng um das ernste, altersgefurchte Antlitz, ein Glaskrüglein mit stärkendem Balsam in der Hand, dem Leidenden, falls er noch einmal zu sich käme, noch eine letzte Labung zu reichen.

Nebenan, auf niedrigem Schemel, in eine schlechte Kutte gehüllt, saß Baldassaro Cossa's hohe Gestalt: eine dunkle Capuze deckte den Scheitel, auf dem noch kurz zuvor die dreifache Krone geruht.

Tiefe Stille, nur unterbrochen von den bangen Athemzügen des Kranken, waltete in der von einem kleinen Fensterchen nur matt erhellten Zelle. Nach einer Weile trat gesenkten Blicks eine andere Nonne ein, mit jüngerem aber gramverdunkeltem Angesichte; sie näherte sich der älteren und flüsterte ihr einige Worte in's Ohr. Diese erhob sich und deutete der Schwester an, ihren Platz bei dem Sterbenden einzunehmen.

Ueber diesen schien eine eigenthümliche zuckende Bewegung zu kommen: es war, als ob er durch den Schlaf und trotz der geschlossenen Augen gewahrte, wer sich ihm genaht. Er lallte unverständliche Worte und bewegte sich unruhig; dann erhob er sich halb, wandte das verfallene Antlitz und sah mit den starren, brechenden Augen angestrengt nach der Knieenden; Cossa beugte sich zu ihm, ihn zu stützen.

Die Nonne sah in das todtenhafte Angesicht, sie begegnete dem erstarrenden Blicke, sie hörte die lallende Stimme . . . sie erkannte den Kranken nicht mehr.

„Seht Ihr," rief er, sich aufraffend, „mein Gebet ist nicht verloren! Der Herr hat mich gehört ... er sammelt zu sich Alles, was verloren war ..."

„So hoffen wir ..." sagte Cossa dumpf und gebeugten Hauptes.

„Ihr seid es," erwiderte Florentin, nach seiner Hand tastend, „Ihr seid bei mir, Ihr verlaßt mich nicht ... O, wie kann ich Euch danken ... Ihr bleibt bei mir im Tode ..."

„... Wie Du bei mir geblieben in Kerker und Schmach ..." sagte Cossa und drückte die feuchte Hand des Jünglings.

„Laßt sie mir, diese Hand ..." rief dieser wieder, „entzieht sie mir nicht, bis ich vollendet habe ... diese Hand war es, die mich herausgerissen aus dem Strome der Sünde ... O, ich hatte wieder einen schrecklichen Traum! Das Leben kam noch einmal vor meine Seele und lockte mich ... ich hörte das Klingen wieder ... das Schmettern ... das Roß bäumte sich, das ich am Zügel führte, ich sah sie vor mir steh'n ... in der purpurrothen Henke, das furchtbar schöne Weib mit der herrlichen Gestalt, mit den sinnverwirrenden Blicken ... sie lächelte mir zu ... ich fühlte, wie das Wasser mir den Boden unter den Füßen aushöhlte ... ich fühlte die Fluth an mich heransteigen, der Strom hob mich und wollte mich wieder fortreißen in seinen Wirbeln ..."

„Blicke fest hin auf das Gaukelspiel," sagte Baldassaro, „die Versuchung wird schwinden ..."

„Sie ist verschwunden ..." rief Florentin wieder, „ich faßte nach Eurer Hand ... ich schrie zu Gott aus meiner tiefsten Noth ... da trat eine andere Gestalt zwischen mich und die Versucherin ... eine ernste Gestalt im Nonnengewande ... diese war es, es war die fromme Schwester, die hier kniet! ... Rede," fuhr er mit lauterer

Stimme und sich höher aufrichtend fort, „wenn Du bist, die ich meine, so sprich! Ich habe den Ton Deiner Stimme nicht vergessen . . . rede, damit ich es glaube, damit ich erkenne, Gott habe mein Gebet erhört . . .“

Die Nonne kniete gesenkten Angesichts; reichliche Thränen strömten über das bleiche schöne Angesicht und die gefalteten Hände — sie konnte wieder weinen, aber die Lippen blieben geschlossen.

Florentin sank erschöpft zurück.

„Sie ist gerettet . . .“ stammelte er, „sie ist nicht verloren . . . sie hat den einzigen Zweig erfaßt, der vor dem Untersinken rettet . . . sie betet! Bäume Dich nur auf vor mir, Du Elend der Erde . . . Du kannst nicht mehr heran bis zu mir, das Gebet trägt mich hinauf... O, mein Herr und Heiland, wir werden droben Alle vereinigt sein . . . Da sind die Meinen alle! Alle, die ich gekannt und geliebt . . . die ich erst kennen und lieben soll . . . Meine arme, arme Mutter! Sie umarmt mich... ich habe meine Mutter wieder gefunden . . . Und auch meinen Vater! Nicht wahr, es ist Vatershand, die ich halte und drücke . . . ich habe meinen Vater gefunden . . .“

„Das hast Du . . .“ sagte Baldassaro mit innigem Tone, „Du bist mein Sohn . . .“

„Euer Sohn . . .“ lallte Florentin, und aus dem letzten Blicke des brechenden Auges quoll eine Fülle der Liebe, als wäre ihm zum erstenmale der Sinn des schon oft gesprochenen Wortes klar geworden... seine Athemzüge wurden ruhiger, kürzer und leiser, bis sie vollends verwehten. Baldassaro verhüllte seine Haupt; die Nonne betete lange. Dann erhob er sich, der würdigen Mutter den Tod des Gastes zu künden: von dem hölzernen Thürmchen läutete ein helles Glöcklein zum Zeichen, daß eine christliche Seele heimgekehrt zu ihrem Heiland und

Herrn. Baldassaro blieb unbeweglich; er vernahm es kaum, als auf dem Steinpflaster des Ganges Männertritte hörbar wurden, und Herzog Friedrich in die Thüre trat, begleitet von der älteren Nonne, welche schweigend auf den Verhüllten zeigte und sich dann entfernte. Müllinen blieb auf dem Gange und schritt einer Wache gleich manchmal an der geöffneten Thüre vorüber.

„Wer ist hier, der mein verlangt?“ rief Herzog Friedrich. „Wer antwortet auf die Losung, daß die Kette bricht?“

„Sie ist gebrochen,“ erwiderte Cossa, indem er sich erhob und dem Herzog näher trat. „Nehmt meinen Dank, Herr Erzherzog, daß Ihr den alten Wahlspruch nicht völlig vergessen!“

„Seid Ihr es wirklich?“ rief der Herzog — „Ich hatte nicht gedacht, daß wir Beide uns noch einmal gegenüber stehen würden im Leben! Verargt mir's nicht, wenn ich befremdet bin... ich hätte Euch wahrlich nicht wiedererkannt und weiß nicht, wie ich Euch nennen soll?...“

„Gebt mir keinen von jenen Namen, die ich nie hätte tragen sollen — ich bin Baldassaro Cossa, der unterste Knecht Derer, die dem Herrn dienen . . . Warum betrachtet Ihr mich so?“ fuhr er fort, als er bemerkte, daß der Blick des Herzogs unverwandt an ihm haftete, „ich denke, Ihr habt den Wandel des Lebens an Euch selber erfahren!“

„Ich gedenke jener Sturmnacht auf dem Arlberg,“ antwortete Friedrich. „Noch seh' ich Euch vor mir, wie Ihr gegen das derbe Wort meines Gefährten aufgebraust und mit der Miene eines Weltbeherrschers ausriefst: Baldassaro Cossa ist nicht mehr — ich will nicht, daß ferner sein gedacht werde unter den Lebenden!“ —

Der Mann im Mönchsgewande sah unbeweglich zur Erde. „Der Hochmuth ist die Schwelle des Falls,“

sagte er dumpf. „Wer sich aufbläht, den zerbricht der Herr!“

„Wie anders klingt diese Sprache, als die Ihr in Freiburg geführt — aber Eure Farbe ist die des Chamäleons — Ihr habt viele Zungen im Munde. — Wer ist Bürge, daß es jetzt Wahrheit ist, was von Euren Lippen geht?“

Cossa richtete sich aus seiner gebeugten Stellung auf, und etwas, wie eine Erinnerung des alten Geistes, ging über sein Antlitz. „Könnt Ihr im Ernste so fragen?“ rief er mit Nachdruck. „Ich bin frei, Herr Erzherzog! Hätte Baldassaro Cossa seinen Sinn nicht wirklich geändert — er stände jetzt nicht hier — stände nicht in diesem Gewande vor Euch!“

„Das ist wahr,“ rief der Herzog, „doch darum nicht minder unbegreiflich! Wie kommt Ihr in dies Gewand? Wie seid Ihr frei geworden?“

„Der Kerker hat's gethan; die Gefangenschaft war's, die mich befreite! — Seht mich nicht verwundert an, ich rede nicht irre — ein tiefer Sinn liegt in dem Widerspruche . . . Ihr habt viel erfahren, Herr Erzherzog, aber wißt Ihr auch, was das Wort Einsamkeit bedeutet? Wie sie sich an den Menschen klammert und immer wieder und wieder hartnäckig ihm den Spiegel vorhält und, wenn er auch den Blick noch so oft davon abwendet, ihn endlich und endlich zwingt, hinein zu schauen und sich in ihm zu sehen . . .? Die Einsamkeit ist schrecklich ohne Gott! — Erst lacht' ich meiner Zelle — ich höhnte die verriegelten Pforten und spottete der Gitterstäbe an meinem Fenster, — mein Geist war noch frei, war der Zelle noch nicht unterthan! Ich dachte nur, wie ich dem Kerker entfliehen könnte, ich sann nur darauf, das unterbrochene Werk neu und kräftiger wieder zu beginnen . . . Die Vorsicht meiner Wächter war stärker, als meine List! . . . Ich aber

gab mein Vorhaben nicht auf, ich verschob es nur und rief das Leben wieder an mich heran, auf daß es mich betäube während der qualvollen Zeit des Wartens . . .“ Er hielt inne und schien der Sammlung zu bedürfen.

„Sie geizten nicht mit mir,“ begann er dann wieder, „sie gönnten mir's, wenn ich die Wände mit den buntesten Blumen verhing, wenn ich Riegel und Gitter hinter Kränzen vom betäubensten Duft verbarg — die Stunden, die der Genuß nicht verschlang, sollten der Wissenschaft gehören; ich dachte und las in manchem Buche, das mich in anderen Tagen angelockt und gefesselt — aber die Freude war nur ein Scheingericht, das keine Nahrung bot... es stachelte nur den Hunger immer wieder an, es höhlte mein Inneres aus, und die Philosophie Plato's vermochte nicht, die Leere zu füllen . . . Da kam ein Gefährte zu mir in die Einsamkeit, die er zu theilen verlangte — ein einfaches Gemüth, das an mir hing mit unerschütterlicher Liebe... Mich schleuderten Unmuth und Grimm, Trotz und Verzagtheit zwischen sich hin und her, wie stürmende Wellen einen untersinkenden Schwimmer . . . ihn sah ich beten, sah ihn hingeworfen vor Gott, ohne Wunsch und Hoffnung, in der ganzen Einfalt seiner gläubigen Seele . . . ich beneidete ihn um dieses Glück! Es war mir, als würde mir ein rettendes Tau zugeworfen im Schiffbruch... Ich warf mich neben ihn auf die Kniee, ich rang mit dem Hochmuth meines Geistes und rang mit Gott, daß er mir ein einfaches, zerknirschtes Herz geben solle, wie diesem . . .“

„Ihr erschüttert mich,“ sagte leise der Herzog.

„Auch ich ward erschüttert!“ rief Cossa. „Ich erkannte, daß es ein Frevel gewesen, den reinen Tempel des Herrn auf eine Grundlage bauen zu wollen, die aus Sünden und Gräueln gehäuft und mit Blut gekittet ist — ich erkannte, daß es ein Wahn gewesen, diesen Unter-

bau zu verhüllen: ein Traum, die Vergangenheit vergessen zu machen durch den Glanz der Gegenwart und die Hoffnungen der Zukunft — die Vergangenheit läßt Keinen frei, der sich nicht von ihr losgerungen durch Sühne ... Es war ein harter Kampf: die Erkenntniß allein hat mich gestützt, daß ich ihm nicht unterlag. — Ich warf mich selbst, und was ich noch werden konnte, hin, um vergessen zu machen und zu büßen, was ich nie hätte sein sollen... Martin, der jetzt auf Petri's Stuhl sitzt, erfuhr meinen geänderten Sinn: er war einst mein Freund, und seinem Fürwort dank' ich es, daß sich mir die Thüre des Kerkers zu Mannheim aufthat, wohin sie mich geschleppt. — Er wußte und glaubte mir, daß keine irdische Absicht mehr in mir lebe; er gab mir auf, zu Fuße als Pilger nach Rom zu fahren — ich bin auf dem Wege dahin. Dort will ich mich zu seinen Füßen werfen, will mich laut wegen des Aergernisses anklagen, das ich gegeben, wegen des Unheils, das ich angestiftet — dort will ich es bekennen vor aller Welt, daß ich nichts bin, als ein sündiger Mensch [44])!"

„— Und was ist, das Ihr von mir begehrt?" fragte Friedrich ernst nach einigem Schweigen.

„Mein Freund — der Gefährte meines Bußganges ist mir entrissen," entgegnete Cossa, sich sammelnd, „ich bin des Weges unkundig und der Sprache, auch des Wanderns noch nicht gewohnt... Der Graf von Tirol hat mir einst freies Geleit' zugesagt in seinen Landen: so wird der Gonfaloniere von Rom mir den Führer nicht versagen und dem Wallfahrer ein Gewand und Sandalen reichen statt dieser zerrissenen ..."

„Um Gott, Herr, Ihr sollt haben, was Ihr nur begehrt!"

„Es wird wenig sein, doch danke ich dafür, wie für das Größte!"

„Wann wollt Ihr fort?"

„Sobald dieser begraben ist. — Wie er bei mir ausgehalten, will ich es auch bei ihm . . . Bei Gott, er war mir sehr theuer . . . das erste Pfand der Vergebung aus der Vergangenheit!“

„Wer ist der Todte?“ rief der Herzog und näherte sich dem Lager.

„O, laßt ihn,“ erwiderte Cossa abwehrend, „ich gedenke des Wahlspruchs, den ich gemalt gesehen auf Eurem Schlosse zu Freiburg, an die auflodernde Flamme, die mit der Spitze in den Aether reicht — an diesem hat der Sinn des quiescit in sublimis sich erfüllt — er ruht im Höchsten!“

„So bestimmt denn die Zeit Eurer Reise: Ihr sollt Alles bereit finden, und wenn Ihr von hinnen geht — so sei es ohne Groll!“

„Ich darf nur einem Wesen grollen — nur mir selbst! Weh' mir, wollt' ich den Splitter richten im Auge des Bruders und des Balken im eigenen vergessen.“

Cossa kehrte an seinen Sitz neben der Leiche zurück, verhüllte sein Haupt und schien wieder in Gebet zu versinken. Herzog Friedrich warf von der Schwelle noch einen Blick zurück, dann schritt er nachdenklich der Pforte des Klösterleins zu.

Dort stand die ältere Nonne, bereit, ihm zu öffnen; die jüngere, welcher sonst der Pförtnerdienst oblag, eilte in einen Seitengang, aber nicht schnell genug, daß der Herzog ihr Angesicht nicht noch erblickt hätte. Er stand wie angewurzelt und sah ihr lange nach.

„Träume ich denn mit wachen Sinnen?“ sagte er, als er an der Thüre ankam. „Wer war die fromme Schwester, die Euch eben verließ? Ruft sie doch zurück . . . und auch Eure Züge, würdige Frau, dünken mich nicht fremd. . .“

„Geht hinaus in die Welt und verfolgt Euern Weg,“

sagte die Nonne, „um Eures Heiles willen aber laßt die Vergangenheit und ihre Gräber undurchwühlt und weckt ihren Fluch nicht auf! Mich habt Ihr wohl gekannt — als ich noch in der Welt war, hieß ich Agnes von Rottenburg — jene Schwester aber wird Eurem Rufe nicht folgen: sie hat erst kurz das Kleid des Ordens genommen: sie heißt Schwester Demuth und hat ewiges Schweigen gelobt...“

Die Glocken der Jakobskirche begannen zu läuten und kündeten als erstes Zeichen die Nähe des Brautzugs; als Friedrich mit Müllinen wieder die Burggemächer betrat, eilte ihm der Marschalk Wilhelm von Knörringen mit der Meldung entgegen, daß man von ferne, in der Gegend von Mühlau, die Schaar der fürstlichen Reiterei bereits erglänzen und schimmern sehe. „In Gottes Namen denn,“ sagte der Herzog, dessen Stimmung eine sehr feierliche und doch heitere geworden, vor sich hin, „es ist etwas in mir, was mir sagt, daß ich dem Glück entgegen gehe . . . die Vergangenheit liegt hinter mir . . .“ Er hatte während dessen den Fürstenhut wieder ergriffen, und ein Kämmerling hatte ihm statt des schlechten Mantels die prachtvolle goldgewirkte Henke mit den roth eingestickten Tiroler Adlern um die Schultern gelegt. „Nur *eine* heilige Pflicht habe ich noch zu erfüllen,“ fuhr er vortretend und mit lauter Stimme fort . . . „Als ich von Allen verlassen im Kerker lag, als ich gebannt und von Gefahren umringt im Elend schweifte, als ich einsam in der Wüste hauste, zwischen Felsen und Eis, hat Einer bei mir ausgehalten — d'rum hab' ich es in der Einsamkeit des Oetzthales bei mir selber gelobt . . . wenn ich je wieder zu Thron und Macht zurückkehrte, wollte ich es vor Aller Augen und Ohren bekennen und ihm danken! Dieser ist es,“ rief er, indem er Müllinen an der Hand faßte und vorführte, „Hans von Müllinen, der treue Mann!

D'rum dank' ich ihm laut vor meinem ganzen Hof und Land, und will ihn nie von mir lassen — er soll mir wie ein Bruder sein, und mein Kanzler soll den Bundesbrief darüber fertigen . . ." [45])

„Gnädigster Herr," rief Müllinen gerührt und wollte das Knie vor ihm beugen.

„Nicht so," rief Friedrich, indem er ihn in den Armen empfing und emporzog, „komm' in meine Arme — komm', mein Bruder, an dies Bruderherz!"

Er umarmte ihn und drückte ihn einen innigen Kuß auf die Lippen; die Ritter aber klirrten mit den Schwertern, und die Hofherren riefen Beifall und Heil dem edlen Fürsten, Friedrich dem Gnädigen.

Eine von der Treppe her entstehende Bewegung unterbrach den Ruf. „Was ist?" rief der Herzog. „Wer wagt sich hier einzudrängen?"

Niemand antwortete; schweigend theilten sich die Reihen, und eine Frau in Schwarz gekleidet, den dunklen Schleier auf dem Kopfe, erschien auf den oberen Treppenstufen. Ihr Angesicht war weiß wie eine Lilie; sie war athemlos vor Aufregung und Hast und mußte sich am Geländer festhalten, das glänzende Auge hing unverwandt an dem Herzog.

„Die Wolkensteinerin . . . Oswald's Frau . . ." ging es in leisem Gemurmel durch die Reihen.

„Wer Ihr auch sein mögt," rief Friedrich, „entfernt Euch — das ist nicht die Zeit, mir in den Weg zu treten!"

„Das ist die Zeit, Herr Herzog," entgegnete Margarethe, sich ermannend, „das ist die rechte und einzige Zeit! Ich habe sie gewählt, weil Kummer und Siechthum mich an's Krankenlager gefesselt hielten und mir verwehrten, früher diesen Gang zu geh'n . . . ich mußte sie wählen, weil Ihr in diesem Augenblicke meine Bitte mir nicht abschlagen dürft! Weil Euer Fuß, der sich

heben will, die Liebe und das Glück in dies Haus zu führen, nicht hinweg schreiten kann über mich, über das zertretene Glück meines Hauses und meiner Liebe!"

„Eurer Liebe?" fragte staunend der Herzog. „Ihr seid . . ."

„Ein unseliges Weib, Herr, das für sich um den Gatten, für ihren unmündigen Knaben um den Vater bittet . . . gebt ihn uns frei, Herzog Friedrich! Gebt ihn uns wieder... ich bin Margarethe von Schwangau, die Hausfrau Oswald's von Wolkenstein . . ."

Sie war vorgetreten und wollte sich auf's Knie niederlassen; der Herzog trat rasch und unmuthig zurück und zog den Mantelsaum an sich, nach welchem die Bittende gehascht. „Fort," rief er, „erhebt Euch . . . ich will diesen Namen nicht hören!"

„Ihr müßt ihn hören," rief Margarethe wieder und erfaßte, ihn auf den Knieen verfolgend, dennoch sein Gewand. „Ich weiche nicht, bis Ihr ihn befreit ... Ihr habt Gnade gehabt für Alle — warum habt Ihr nur Strenge für ihn? Gerechtigkeit, mein Fürst!"

„Die soll ihm werden — zweifelt nicht!"

„Ihr übt sie nicht, Herr. . . Alle, die Euch widerstrebten, trifft die gleiche Schuld — warum die ungleiche Vergeltung? Entweder war die Gnade ein Unrecht, die Ihr den Anderen gewährt, oder die Strafe ist es, mit der Ihr Oswald trefft!"

„Ihr seid im Irrthum, edle Frau," sagte der Herzog finster, „es ist nicht die gleiche Schuld, wofür er büßt! Die Falken, die sich gegen mich aufgelehnt, haben für ein vermeintes altes Recht gestritten, das ihnen theuer war, sie waren mir durch nichts verbunden und haben sich mir offen als meine Feinde gegeben . . . Der, für den Ihr fleht, hat sich freiwillig, unaufgefordert zu meinem Anhänger erklärt, er hat sich zum Vermittler

aufgeworfen . . . ich habe ihn meinen Freund genannt . . . die Anderen mochten mich immerhin bekämpfen: Oswald allein durfte mich nicht verlassen!

„So ist es der Freund, der Mann, den er in Euch gekränkt?“ rief Margarethe feurig, indem sie sich erhob. „Warum tretet Ihr ihm dann nicht gegenüber, und haltet dem treulosen Freunde seinen Abfall vor . . . wie es sich gebührt, Stirne gegen Stirne und Mann gegen Mann? Warum borgt Euer Zorn den Arm des Fürsten?“

„Um Gott, edle Frau,“ rief, ängstlich dazwischen tretend, Doctor Kraigius, der schon lange unruhig an seiner Halskrause gezerrt, „was redet Ihr! Wollt Ihr ein crimen laesae majestatis auf Euch laden und die Schuld Eures Gatten noch erschweren? Statt auf Gerechtigkeit zu dringen, bittet und fleht um Gnade . . . Aufruhr, Felonie, Hochverrath lastet auf ihm, und über seinem Haupte schwebt das Schwert!“

„Wähnt Ihr, mich damit zu schrecken?“ entgegnete Margarethe fest. „Ihr habt nicht das Recht, Oswald zu richten! Wer ist hier, der es wagen darf, im Grabe der Vergangenheit zu wühlen, ohne den Fluch zu wecken? Wessen Auge hier ist von seinem Balken so frei, daß es den fremden Splitter bestrafen dürfte?“

Der Herzog erblaßte — die Bilder Cossa's und der Nonne im Spital zogen an seiner Seele vorüber. „Wer hat Euch dies Wort gelehrt?“ rief er zurücktretend.

„Ich brauche keinen Lehrmeister, als mein Herz — der Pfeil ist am besten gewählt, der am tiefsten trifft!“

„Unerhörte Kühnheit!“ rief der Doctor wieder.

Margarethe trat hart zu Friedrich, daß nur er zu vernehmen vermochte, was sie mit gedämpfter Stimme flüsterte. „Einen Verräther, einen Treulosen nennt Ihr Oswald? — Bei dem Leben meines Kindes, er ist sich treuer geblieben, als manch' Einer sich rühmen kann, der

darum nicht in Ketten liegt! Wie, Herzog Friedrich, muß ich den prunkenden Mantel emporheben, mit dem Ihr Euren Groll behängt? Zwingt mich nicht dazu... Oswald hat von je an Euch mit ganzer Seele gehangen: er hat mich um Euretwillen verlassen, und sein Herz hat geblutet, als er sich von Euch losreißen mußte ... um Euer selber willen laßt mich nicht glauben, daß es nicht der Verrath ist, den Ihr an Oswald bestrafen wollt... nein, daß Ihr im geheimsten Grunde Eurer Seele bekennen müßt, daß er kein Unrecht begangen — daß es die eigene Beschämung ist, die Ihr an ihm rächen wollt..."

Eine unruhige Bewegung ging durch die Versammlung; der Herzog stand gelassen, sein Auge ruhte lange unverwandt auf Margarethen, dann durchflog es den Kreis und blieb auf Müllinen bedeutsam haften.

Der Ritter verstand den Blick.

„Laßt!" rief Friedrich seiner Umgebung zu, von der Einige sich anschickten, die Bittende fortzuschaffen. „Wir gedenken wohl selbst mit dem kühnen Weiblein zu Ende zu kommen! Ihr seid so unbesonnen, als Ihr kühn seid!" fuhr er mit drohendem Stirnfalten gegen Margarethe fort. „Kann ich nach Eurem Sinne nicht Richter sein, so ist doch die Gewalt in meiner Hand, und Wahnsinn ist es, den Mächtigen noch zu reizen! Wer wollte mir wehren, zu handeln, wie mir gefällt? Doch ich verzeihe Eurem Schmerze ... seinetwillen will ich vergessen, was Ihr gesagt, wie Ihr vergessen, vor wem Ihr steht!"

„Gewalt?" entgegnete Margarethe fest wie immer. „Rühmt Euch deren nicht. — Des Sängers Haupt ist gefeit und geweiht ... Ihr wagt es nicht, Euch an ihm zu vergreifen!"

„Wer ist Euch dafür Bürge? Hat er die höhere Gabe vom Himmel, so wird desto mehr von ihm ge-

fordert ... so wird sein Verbrechen nur noch schwerer... Ihr selber verurtheilt ihn, da Ihr ihn vertheidigen wollt!"

„Und Ihr verdammt Euch selbst, wenn Ihr ihn verurtheilt!"

„Nicht weiter, Frau! Genug hab' ich angehört und verziehen . . . denkt, daß auch Ihr in meiner Macht seid!"

„Und daß Ihr auch mich in den Kerker werfen könnt? ... Das weiß ich! Wenn er gefangen bleiben soll, so laßt mich seinen Kerker theilen — und ich murre nicht mehr!"

„Sagtet Ihr nicht, Ihr sei't Mutter? Ist das Mutterliebe, die um des Gatten willen das Kind verläßt?"

Margarethe kreuzte die Arme über der Brust und schaute gen Himmel. „Mag es verantworten," sagte sie, „wer ein Mutterherz zu so grausamer Wahl zwingt . . . Mein Knabe ist Oswald's Sohn, er ist in Gottes Hand . . . Adlerbrut verdirbt nicht!"

„Kann ich Euch auch nicht zu Willen sein," sagte der Herzog, „so bewundere ich doch Euern Muth... wie ich solche Liebe beklage, der so schlecht gelohnt wird."

„Meiner Liebe? Was meint Ihr, Herr?"

Der Herzog faßte sie an der Hand, als wollte er sie beiseite führen, und neigte den Mund zu ihrem Ohre. „Ich will Euer Vertrauen von vorhin vergelten," flüsterte er. „Solltet Ihr allein nicht wissen, wer Oswald in meine Hand geliefert?"

„Ich weiß es," erwiderte sie und schlug die mächtigen dunklen Augen wie verwundert zu ihm auf. „Jene Unselige kam selbst zu mir, sie wollte wenigstens durch ihre Warnung gut machen . . . sie lag in Verzweiflung vor mir auf den Knieen und klagte sich selber dessen an, was sie nicht gewollt und doch gethan . . ."

„Sie hat ihn gelockt und mag mit sich rechten dar-

über . . . aber daß Oswald der Lockung gefolgt . . . hat das Euer Herz nicht verwundet? Wie, wenn es ein Rest alter Liebe gewesen, der ihn zu ihr gezogen. . .?"

„Dann wär' ich sehr unglücklich . . ." stammelte die Frau mit schimmernden Augen, „aber meine Pflicht bliebe dieselbe... Mir liegt es ob, ihn zu retten: meine Liebe muß ihn befreien, wenn jene ihn in Fesseln schlug . . . Gebt mir Oswald frei, gnädigster Herr! Wenn ich es nicht von Eurer Gerechtigkeit erlangen kann . . . so sei es, so will ich meinen starren Sinn beugen... ich will ihn als ein Geschenk Eurer Gnade erbetteln! Ich bin sein Weib und darf nicht erröthen, die Waffen des Weibes zu gebrauchen Auf meinen Knieen, Herzog Friedrich... mit Thränen bitt' ich Euch.. gebt mir Oswald frei!"

Alles schwieg, der Entscheidung gewärtig; der Herzog, in Margarethens Anblick verloren, stand lange wortlos.

„Ich kann nicht," sagte er dann, „ich habe geschworen, Oswald von Wolkenstein solle nie wieder in die Freiheit zurückkehren... aber Eines will ich um Euretwillen thun. Ich will ihn in andern Gewahrsam bringen und ihm einen andern Kerkermeister bestellen . . ."

Er wandte sich gegen die Ritter, Müllinen trat aus der Reihe, neben ihm Oswald.

„Wollt Ihr mir geloben, diesen Mann fortan auf Hauenstein zu fesseln . . . so nehmt ihn hin[46])!"

„Osly . . ." rief Margarethe aufjauchzend und breitete die zitternden Arme nach ihm aus, der unschlüssig stand, ob er an ihre Brust fliegen oder zuerst zu Friedrich's Füßen eilen sollte. Sie enthob ihn der Wahl, denn im nächsten Augenblicke hing sie schluchzend an seinem Herzen.

„Zieh' hin, Oswald," sagte der Herzog, „ich bin nicht so hart, so gegen Dich allein erbittert, allein ich hatte mir's gelobt, Du solltest nur frei sein — wenn Du Dich

15*

freiwillig vor mir beugst . . . Dein edles Weib hat den Bann gelöst . . . Ich weiß ja doch, im Grunde hast Du mich noch lieb, wie dort in der Hofburg . . . ich weiß, daß Männer wie Du nicht auf den Bäumen wachsen! Wenn jene Arme Dich loslassen, so komm' in die meinen . . . mich verlangt es, mit Dir wieder zu singen und zu sagen von Minne und solch edler Frauen Preis . . ."

An Margarethens Arme trat Oswald vor den Fürsten und wollte das Knie vor ihm beugen, dieser reichte ihm die Hand und umarmte ihn. „Laß uns wieder die Alten sein . . . heut' regieren andere Gestirne, und ihre Aspecten rufen uns wieder zu . . . Friedel und Oswald heut' . . ."

„Friedel und Oswald allezeit!" rief Oswald und Margarethe mit ihm!

„Du sollst mir den Brautreigen singen, Oswald," begann der Herzog wieder, „und sollst Dir im Voraus dafür eine Gnade erbitten!"

„Ich denke, heute mein schönstes Lied zu singen von Lieben und Treuen einer edlen Frau," erwiderte Oswald, Margarethens Hand an die Lippen drückend, „darum nehm' ich schon im Voraus meinen Lohn und erbitte mir die verheißene Gnade . . ."

„Fordere, — sie ist gewährt!"

„Als ich noch zu Vellenberg eingekerkert war, — lag im Verließe neben mir ein anderer Gefangener . . . ein ärmerer Mann als ich, denn er hatte in sich nichts, was ihn trösten konnte in der dunklen Oede; ein Unglücklicherer als ich — denn, er war nicht schuldlos . . ."

„Versteh' ich Dich? . . . War's nicht der Goldegger, der Dich verrieth?"

„Er ist es — schenkt mir die angebotene Gnade für ihn. Er hat mir einst gesagt, daß die Fiedel eine schlechte Gefährtin sei, der kein Platz gebühre neben dem Ritter-

schwerte — laßt mich ihn widerlegen, Herr, und gebt ihn frei [47])!"

„Du bist mein alter Oswald," rief der Herzog warm, „Du sollst Deinen Willen haben! Bleibe hier zurück mit Deiner edlen Gattin, indeß ich gehe, die meine zu empfangen . . . Gebe Gott, daß auch mir ein solches Kleinod zu Theil werden möge!"

Wieder läuteten die Glocken, näher tönten die Festfanfaren der Heerpauken und Trompeten, und der Marschalk meldete, es sei Zeit, die Braut am Brückenthore zu empfangen und in die Kirche zu geleiten. Der Herzog schritt die Treppe hinab; vor dem Thore standen die Hakenschützen, Weißbriach an ihrer Spitze, vor ihnen, in Reihen aufgestellt, das Geleite der Bauern: Jubelruf aus zahllosen Kehlen begrüßte den Fürsten. Indessen war unter dem Thorbogen schon der schimmernde Brautzug erschienen: auf einem milchweißen Zelter saß die Fürstin Anna von Braunschweig in goldgewobenem Brokatgewande, das myrthenumschlungene Krönlein im Haar. Zur Rechten ritt König Sigismund, zur Linken im blauweißen Wappenrocke der bärtige Herzog von Ingolstadt. Jetzt hielten die Marschalke die Rosse an, die beiden Brautführer schwangen sich aus den Sätteln und traten zur Braut, ihr Bügel und Zügel zu halten; ihre Frauen und Fräulein drängten heran. Sie hob den Schleier und schritt gesenkten Auges zwischen Sigismund und Ludwig dem Herzog entgegen, eine schlanke, wohlgebildete Gestalt; ein Antlitz, bleich, aber schön, mit Augen, aus denen, als sie dieselben erhob, ein Gemüth schaute, rein und thauig, wie ein schöner Frühlingsmorgen.

Betroffen hielt der Herzog bei ihrem Anblick inne... „Mein Gott," flüsterte er für sich, „welch' wunderbare Aehnlichkeit... daher der Eindruck, den jenes Bild auf mich gemacht... das ist Moidele im Fürstenschmucke..."

Verwirrt und zusammenhanglos war die Begrüßung des Bräutigams, aber die Verwirrung sagte mehr, als die kunstvolle Rede; seine Seele quoll aus seinen Augen und begegnete einem verwandten Strahle aus den ihrigen.

Einen Augenblick in ihr Anschau'n vertieft, fühlte der Herzog eine Hand, die sich auf seinen Arm legte; als er verwundert aufsah, stand Ruzzo von Rosen vor ihm.

„Du auch hier, Alter?" rief er. „Nimm meinen Dank, daß Du zu diesem Tage gekommen."

Der Bauer hatte sichtbar gealtert; der einst so stramme Nacken war etwas gebeugt, und das Haar an den Schläfen verblichen. „Ich hab' wohl kommen müssen," sagte er, „weil ich eine Botschaft an Dich hab', Herzog Friedel . . . Den Strauß da schickt Dir das Moidele, sie hat verlangt, daß ich ihn Dir bringen soll, es ist ihre letzte Bitt' g'wesen . . ."

„Ihre letzte Bitte?"

„Ja, Herr — das Moidele ist g'storben und diesmal ist's Ernst . . . Wie Du fort warst, ist sie alleweil stiller und stiller 'worden und schwächer und schwächer, bis sie eingeschlafen ist, wie ein Kind . . . das ist das Andenken, das sie Dir versprochen hat."

Ehe der Herzog zu erwidern vermochte, war der Rosener im Gedränge verschwunden; er hatte Friedrich einen Strauß von Steinraute in der Hand zurückgelassen.

Dieser sah darauf hernieder und eine schöne Thräne umflorte den Blick.

„Erlaubt, schöne Braut," sagte er dann, „daß ich diesen Strauß . . . die kostbarste Alpenblume der neuen Heimath, Euch übergebe . . . Steckt sie an Euren Busen — bei Gott, ich habe Euch keine schönere Hochzeitsgabe zu bieten . . ."

Die Braut folgte dem Gebote, und der Duft der

Raute umwehte das Paar, als wäre es der Fittig einer Seligen, der sie umfächelte[48]).

Die Fanfaren des Brautzuges ertönten nur noch aus der Ferne, das Jubelgeschrei des hinter demselben nachströmenden Volkes verstummte; noch standen Oswald und Margarethe allein in dem einsam gewordenen Burggemache und hielten wortlos einander umschlungen. Margarethe lag erschöpft an des Gatten Brust, ihr Athem flog, und sie schien sich erst sammeln zu müssen von der Bewegung der vorhergegangenen schweren Augenblicke; Oswald war von dem Wiedersehen, von der unerwarteten Freiheit erschüttert, daß er nicht sprechen konnte, und der Anblick Margarethens erweichte vollends sein Herz ... er hatte sie lange genug nicht gesehen, um mit schmerzlichem Schrecken in dem geliebten Antlitz die Zeichen eines unaufhaltsamen und unerbittlichen Welkens zu erkennen.

Mit einer Thräne im Auge sah er auf sie hernieder.

„Du weinst, Osly?“ sagte Margarethe, wie es ihre Art war, an seiner Brust zu ihm emporblickend. „Ich habe Dich noch nie weinen gesehen..! Worüber weinst Du? Ich habe viel geweint, seit Du von mir gingst, in den Tagen des Leids — aber jetzt in der Stunde der Freude habe ich keine Thräne ... Weinst Du über mich? Nicht wahr, ich bin sehr verändert?“

„Ich weine nicht über Dich,“ erwiderte Oswald, „das Glück, das uns nun wieder umfangen soll, wird bald diese bleiche Trauerfarbe von Deinen Wangen gescheucht haben — ich weine über uns Beide! Alle Kunst, alle Beredsamkeit des Dichters und Sängers verstummt in diesem Augenblicke ... geliebtes, edles, heldenhaftes Weib ... womit kann ich Dir danken? Welch andern Kranz kann ich um Deine schöne Stirne winden? Der höchste ist für Dich zu gering — Du hast es erreicht, wir haben uns wieder.“

„Siehst Du nun — mein Herz hat recht geahnet, als Du von mir gingst, ich wußte, daß wir uns verlieren würden!“

„Du hattest Recht — vergieb, Du reines Herz, Du von keiner Wallung getrübtes Auge, vergieb, daß ich einmal Deinem Lichte nicht gefolgt! Welch' Leiden hätt' ich Dir, welch' unsäglichen Schmerz mir selber erspart ... aber Du hast es gut gemacht... Dir hat das Sturmgewölk nicht zu wiederstehen vermocht, der Himmel hat sich aufgehellt . . . wir haben uns wieder!“

Margarethe richtete sich leicht und leise auf: „Und ist es denn wirklich wahr, Osly?“ flüsterte sie. „Ist es denn kein Wahn . . . haben wir uns wieder?“

„Geliebte . . . könntest Du zweifeln?“

„Muß ich nicht, Oswald? Gedenk' unseres letzten Gesprächs an dem verhängnißvollen Abend des Scheidens — denk' meiner Besorgniß um Deine Liebe . . . Muß ich nicht an ihr irre werden, wenn ich des dunklen Ganges jener Nacht gedenke?“

„Konnt' ich denn anders?“ rief Oswald, sie fest an sich drückend. „Es war nicht Liebe, die mich jenen unseligen Weg geführt, es war der Gedanke, daß zwischen mir und jenem Weibe Alles rein sein, daß nichts zurückbleiben solle, was einen Schatten herüber werfen könnte aus der Vergangenheit — es war Mitleid, Margarethe . . . es war eine Sterbende, zu der man lügnerisch mich rief . . .“

Margarethe drückte die Hand an ihr hoch aufklopfendes Herz, als wollte sie das ungestüme Schlagen desselben beschwichtigen. „Das hab' ich mir selber oft genug gesagt,“ erwiderte sie leise, in jedem Augenblicke, wenn der Kummer in mir aufwallte und zum Groll werden wollte, hab' ich es mir vorerzählt, daß Du nicht anders gekonnt, — daß es edel von Dir war, an Versöhnung zu

glauben . . . daß ich, hätt' ich zu entscheiden gehabt, Dir vielleicht selbst zugerufen hätte . . . ‚Geh' und versag' einem brechenden Auge die Friedenshand nicht, es zuzudrücken . . .‘ und doch — doch! . . . Ich muß ganz offen gegen Dich sein, Osly, kein Fältchen in mir soll verborgen bleiben vor Dir — doch hat mein armes, schwaches Herz ein bitt'res Gefühl in sich nicht zu ersticken vermocht! Jene Nachricht traf mich wie ein tückischer Natternbiß an der empfindlichsten Stelle . . . die Wunde ist geschlossen und vernarbt, aber im Innern schmerzt sie noch und hat zu bluten nicht aufgehört!“

„O, sie wird heilen, Geliebte — heilen bis auf die letzte schwache Erinnerung! Sie soll Dir nicht mehr sein, als ein böser, schreckhafter Traum, aus dem Du erwacht . . . meine Liebe wird sie heilen.“

„Wie gut Du bist,“ sagte Margarethe, indem sie ihm sanft das Haar aus der Stirne strich. „Beruhige Dich nur und habe Geduld mit Deinem Gretly . . . es muß erst wieder lernen, bei Dir zu sein.“

„Du glaubst mir nicht!“ rief Oswald feurig. „Ich liebe Dich — als ich jenem Rufe folgte, rief ich Gottes Sterne zu Zeugen, daß ich Dich liebe, nur Dich! Jetzt erst kann ich mit voller Gewißheit sagen . . . ich habe nie ein Weib geliebt, als Dich, Margarethe!“

„Ich glaube Dir . . .“ erwiderte sie mit schwachem Lächeln, „es wäre mein Tod, wenn ich es nicht vermöchte . . . Ach, es ist so selig, zu glauben!“

„Und Dein Glaube soll sich bewähren und wirklich werden — mein ganzes Leben soll fortan nur Dir und den Liedern zu Deinem Preise gehören! Komm', folge mir — laß uns hinweg eilen aus der rauschenden Freude dieses Hofes, laß uns ganz nur uns selber gehören! Komm' mit mir auf den Hauenstein — mache meine Ahnung wahr, daß Deine

Hand es sein wird, die mir seine Pforten wieder öffnet . . ."

„Was Du willst, Osly — wohin Du willst . . ."

„So komm' — der Rosengarten blüht! Laß uns eilen, um ihn nie wieder zu verlassen."

Margarethe blickte ihm ernst aber innig in's Auge. „Nie wieder," hauchte sie, „nie — bis der ernste, unerbittliche König kommt und Similden heimholt in sein fernes, dunkles Reich . . ."

„O, Margarethe . . . welch ein Gedanke! Sehnet Similde sich fort von dem armen Laurin?"

„Sie sehnt sich nicht — aber die Stunde wird kommen, auch unersehnt! — Doch traure darum nicht, mein Geliebter! Komm', ich begleite Dich in den Rosengarten zurück — das Andere ist all' in Gottes Hand! . . . Du sagst, Du liebst mich, Osly, so haben wir uns ja wieder, und was auch kommen mag, — wir verlieren uns nicht."

An dem einsamen Hauenstein erblühte dem Paare ein Spätsommer des Glücks — leuchtend und schön, aber kurz. Wie einst umfing sie wieder der kleine freundliche Burghof, durch die klare, kühle Luft grüßten die Felsen des hohen Schlern herüber, in den Bäumen des grünen Tann rauschte es herbstlich stark; der Harzduft stieg aus der Tiefe wie ein Gruß und mischte sich mit dem Athem der persischen Rose, die Brand und Sturm überdauert hatte und neue grüne Ranken, mit einigen Spätlingen von Blumen besteckt, an dem Gemäuer angeheftet hatte; der Ort des einstigen Glücks war derselbe, er schien selbst verschönt, wie eine Gegend, über welche ein erfrischendes Gewitter dahin gezogen; nur die Träger des Glücks waren nicht die alten geblieben. Wohl saß Oswald wieder in dem halboffenen Turmrunde, Schriften und Bücher vor sich, — aber seine Miene war schwermüthig und fast

finster geworden, seine Kraft schien erschüttert von den Mißhandlungen auf Entiklar, von dem Kerkerungemach zu Vellenberg und Innsbruck; die Ketten hatten ihm die Arme wund gemacht, und die Male wollten nicht heilen, als sollten sie ein ständiges äußeres Denkzeichen der Stunden sein, die innerlich doch unvergessen bleiben. Er ließ Kiel und Blatt ruhen, und sein Blick haftete trauernd auf Margarethen, die unfern im Lehnstuhle lag und schlummerte.

In den ersten Tagen hatte es geschienen, als sollte neues Leben über sie kommen, aber die Hoffnung währte nicht lange — ihre Aufgabe war erfüllt, sie hatte Oswald befreit und in sein Heim zurückgeführt: mit der Aufregung dieser Erfüllung hatte auch die Spannung nachgelassen, die sie bis dahin aufrecht gehalten, und ihr Leben schwand in stillem, schmerzvollem Verfalle, wie die Blätter im Herbste sich färben, verdorren und fallen. — Ueber den Lehnstuhl ragte ein Rosenbusch mit späten weißen Rosen herein, Margarethens Antlitz war selbst vollständig zu einer solchen geworden, ihre Züge waren noch durchsichtiger: es war, als erblicke man die aufstrebende Seele, die ihre Hülle von innen durchleuchtet und verfeint, bis ihr gelungen, sie zu durchbrechen ... mit dem letzten vom Herbstwinde fallenden Blatte war auch die weiße Rose vom Schwansee verwelkt und entblättert.

Vernichtet kniete Oswald an dem Lager der Sterbenden — durch das Bogenfenster glänzte der Widerschein des im Abendrothe erglühenden Rosengartens: gegen denselben zog finsteres Gewölk und ließ die ersten Schneeflocken fallen, als wolle auch der Himmel nicht säumen, Blüthen auf die Gruft zu streuen.

Oswald ertrug es nicht lange in der Einsamkeit; die alte Wanderlust erwachte, und als er seinen Sohn den Brüdern anvertraut, zog er hinaus, den großen Schmerz

seines Lebens in neuen Fahrten und Abenteuern zu betäuben. Er schlug die ruhmlosen Schlachten mit gegen Ziska und die Hussitenschaaren, er geleitete Sigmund nach Italien und stand ihm zur Seite, als der Papst ihm die Kaiserkrone auf's Haupt setzte. Als er heimkehrte, war er ein Greis und hauste einsam auf dem Hauenstein, in Erinnerungen versenkt, bemüht, die Beschreibung seiner Wanderzüge zu vollenden, oder zur geliebten Harfe manch Lied der Sehnsucht um das Ende und um den geheimnißvollen Anfang, der nach dem Ende kommt. Er überlebte lange seine Zeit; Sigmund und Friedrich waren längst zu Grabe gegangen, als auch des „letzten Minnesängers" müdes Auge brach.

Friedrich aber hat Wort gehalten. Gereinigt durch das Unglück, war er seinem Volke ein guter Herr und schuf ihm den Frieden. Er vollendete sein Werk; die Ritter, in die neue Ordnung sich einfügend, stiegen von ihren Burgen, die zu Trümmern einstürzten, oder in denen der Bauer sich die Behausung einbaute. Seit jenen Tagen schreibt es sich, daß die Macht und der Kern des Landes in seinen wackern Bauern ruht, und sie haben seitdem in manchem blutigen Kampfe bewährt, daß die alte Kraft in ihnen nicht erloschen ist. Das Volk aber hat das Andenken des Herzogs mit der leeren Tasche nach Jahrhunderten noch dankbar bewahrt, und wenn es in den Spinnstuben oder Sennhütten sich zum Heimgarten versammelt und die Sagen und Mären vergangener Zeiten erzählt, fehlt sicher darunter nicht die von Friedel und Oswald.

Ende.

Anmerkungen.

[1]) Die Beschreibung des Oetzthales und des davon abzweigenden Rofenerthals ist wohl am anziehendsten und geistvollsten geschildert in L. Steub's „Drei Sommer in Tirol", München, 1846, S. 220 u. ff. Ueber die statistischen und anderen Verhältnisse giebt Aufschluß Staffler: „Tirol und Vorarlberg" II. Th. I. S. 369.

[2]) Alle Einzelheiten über Wohnung, Kost, Sitten u. A. im Rofen verdanke ich meinem trefflichen Freunde Prof. Adolph Pichler in Innsbruck.

[3]) Die „saligen Fräulein", ein letzter verklingender Ueberrest germanischen Heidenthums, sind nirgends so sehr daheim, als im Oetzthale. Steub a. a. O. S. 224 erzählt auch die Sage vom Hirten. Eine anziehende Zusammenstellung über den ganzen Gegenstand giebt von Hörmann in der Illustr. Zeitschrift „Der Heimgarten" Bd. I. S. 441.

[4]) Das zweite Gesicht ist bekanntlich eine Art von Visionen oder Verzückungen, vermöge deren der damit Behaftete Dinge sieht, die anderswo, oft in weitester Entfernung, vorgehen. Die Anlage dazu ist häufig in Schottland, kommt aber auch in andern nebligen oder trüben oder gebirgigen Gegenden, so namentlich im Oetzthale vor. Der Glaube an diese Gabe ist dort allgemein verbreitet; Pichler in seinem Aufsatze „Aus dem Oetzthal" (Heimgarten Bd. II. S. 84) erzählt davon einige auffallende, aber verbürgte Beispiele. Die damit Behafteten sind brave, nüchterne Leute, ohne eine Spur von Ueberspanntheit; sie

rühmen sich ihrer Gabe nicht und scheuen es, darüber beredet zu werden.

⁵) Zur damaligen Zeit stand nur ein Rofener-Hof; jetzt sind es zwei. Für die dem flüchtigen Herzog Ludwig von Baiern gewährte Zuflucht erhielt der Hof einen eigenen Burgfrieden mit unmittelbarer Unterordnung unter den Landeshauptmann an der Etsch, das Asylrecht und vollständige Steuerfreiheit. Die letztere genießt er noch heute. Staffler a. a. O. S. 368.

⁶) „Am 20. Tag Octobris, wy mitwochen noch galli, als do Hertzog Heinrich von Bayren und Hertzog Ludwig von Bayren mit einander stöß heten und mit einand schlugen, do wartet sein Hertzog Heinrich und rant jn 'an, vor dem Hauß zu der Armbrost, als man von den hoffen abher geet und schlug Hertzog Ludwigen darnieder und gab jm zwu wunden un reyte damit hinweg." Richental p. 40.

⁷) Richental sagt p. 60. — „Also kam er in den Bann, so tief, daß ihm niemand zugeben wolt, noch kein Gemeinschaft mit jm haben. Da reit er heimlich aus der Stadt." Eine andere Chronik sagt: „Do fing er an je lenger je mer zu Costnitz nit allein bey der geistlichkeit, sondern auch bei andern Leuten verhaßt zu werden, daß niemand mer mit jm Gemeinschaft haben noch jm etwas zu kaufen geben wollte." Brandis S. 112. Die Sage von dessen beabsichtigter Hinrichtung ging im Volke um. Weber 285.

⁸) Dieser Name wurde dem verarmten und verachteten Fürsten allgemein gegeben. Als er davon hörte, erwiderte er: „Ich denke, meine Tasche wohl wieder zu füllen." Brandis. Nach Lichnowsky S. 183 war es sein Bruder Ernst, der ihm den Beinamen gab.

⁹) Nachdem er zwar als widerspenstig erklärt und feierlich suspendirt worden war, erfolgte in der 11. Sitzung des Conciliums seine förmliche Absetzung. Es wurde allen Christen verboten, ihn ferner als Papst anzuerkennen, das Urtheil ward für unwiderruflich erklärt, und er dem Gewahrsam des Kaisers auf so lange übergeben, als das Concil es für nöthig erachten werde. Die angeführten Worte sind der Sentenz entnommen. Fünf Cardinäle eröffneten ihm das Urtheil: er unterwarf sich ruhig und lieferte die Insignien aus. Sein Siegel wurde zer-

brochen, sein Wappen vernichtet. Wessenberg Bd. 2. S. 152; — Aschbach II. 92.

[10]) Der König hatte Alle aufgefordert, zu erscheinen, welche irgend einen Anspruch an Friedrich geltend zu machen hätten, und die Betheiligten ließen sich das nicht zweimal sagen. Sie kamen in großer Zahl; Brandis 112 und Lichnowsky S. 170 führen sie einzeln an. Der Hauptgegner und Kläger war und blieb aber Lichtenstein, der unversöhnliche Bischof von Trient. Die Verhandlungen darüber sind ziemlich vollständig erhalten und bei Brandis (Urkunden-Anhang Nr. 87) abgedruckt. Das Concil ließ sich durch keine Vertheidigung von seiner einmal gefaßten Ansicht abbringen und erließ das erwähnte Monitorium, einen so ungerechten Spruch, daß selbst Weber nicht umhin kann, zu sagen, es sei bedauerlich, ihn in den Acten des Concils finden zu müssen. Weber 287.

[11]) Sigmund zeigte sich auch hier, wie öfter, zweideutig und treulos. Die Schweizer wollten auch nach der Unterwerfung Friedrich's nicht von dem belagerten Baden weg, und als des Königs Boten dort eintrafen, kamen sie zu spät: das Schloß war erstürmt und mit dem ganzen Habsburgischen Archiv verbrannt. Die Schweizer entschuldigten sich damit, daß es nicht möglich gewesen, das Kriegsvolk zurückzuhalten. Der König verlangte nun, sie sollten ihre Eroberungen an das Reich abtreten, und als sie sich darauf beriefen, daß Jedem das, was er erobern würde, versprochen worden sei, mußten sie als Erwiderung hören, wegen ihres mit Friedrich bestehenden fünfzigjährigen Friedens hätten sie den Krieg nicht als Eidgenossen führen können, sondern nur als Reichsglieder — und Sigmund war es doch gewesen, der denselben Frieden zuvor als nicht verbindlich erklärt und sie zum Bruche gezwungen hatte. Aschbach S. 8.

[12]) Das Gelöbniß eines solchen Bundes zwischen Fürst und Vasall ist durch eine in der Kirche zu Wilten noch vorhandene Votivtafel beglaubigt, auf welcher Beide zu Füßen der Gottesmutter betend knieen. Müllinen hat das Wappen mit den Mühlsparren neben sich.

[13]) Friedrich bestach seinen Wart in Constanz, verkleidete sich und entfloh (28. März 1416), noch eh' der Tag angebrochen war, und fand in Berneck, der Burg seines treuen Müllinen,

die erste Zuflucht. Brandis S. 119. Bei Arenpeck heißt es: „Dato notabili pretio cuidam sibi servienti seu ipsum custodienti, cujus adjutorio postmodo evasit.“ Er war also wie ein Gefangener bewacht. „Am Montag vor eingehenden April,“ heißt es bei Richental p. 60 und 25, „ritte H. Friderich one Urlaub und Erlaubniß von der Stadt Costentz und ritte nur selb vierdt über seinen eid und kam des Tags nach Feldkirch.“ Die Flucht erregte allgemeine Bestürzung; am ungelegensten kam sie seinem Bruder Herzog Ernst, der sich in Tirol festzusetzen begann und nur die Städte und Bauern gegen sich hatte. Er schrieb daher an das Concilium, aber man traute ihm nicht. Aschbach S. 230; Lichnowsky S. 181.

[14]) Das geschah 1599 wirklich, indem vom Vernagtferner ungeheure Eisblöcke herniederstürzten und durch einen mächtigen Damm den Lauf der Rofener Ache absperrten, daß sie, von drei Seiten durch hohe Berge eingeschlossen, sich zum See ausdehnte. Im Jahre 1600 hatte das Wasser den Damm durchfressen, es brach aus und richtete schreckliche Verwüstungen an. Solche Ausbrüche wiederholten sich noch 1678 und 1680; 1771 hat sich die Lage geändert, und der See floß ruhig ab. Jetzt ist der Vernagtferner um mehr als zwei Stunden hinter seine damalige Grenze zurückgewichen. Staffler a. a. O. S. 346.

[15]) Die Steinraute, auch Edel-, oder Joch-Raute (Artemisia glacialis oder mutellina), hat diese Eigenschaft, daß sie erst getrocknet einen außerordentlich lieblichen Duft entwickelt und behält. Sie wird daher von den Gebirgsbewohnern mehr als andere gerühmte und gesuchte Alpenkräuter hoch gehalten. Man pflückt sie sammt der Wurzel und trägt sie so am Hute; da sie nur in den höchsten Gegenden vorkommt, ist sie meist nur sehr gefährlich zu bekommen. Ihr Aussehen ist unscheinbar und ähnelt dem Wermuth.

[16]) Landeck besteht aus zwei durch den Inn geschiedenen Theilen, Perfuß und Angedair, und bildet den Knotenpunkt, wo die Straßen aus Vorarlberg, dem Unterinnthal und Vintschgau zusammentreffen. Es hat daher zu allen Zeiten in der Geschichte Tirols eine bedeutende Rolle gespielt. Staffler a. a. O. S. 224; Steub S. 203 u. f.

[17]) Wo jetzt die schöne gothische Kirche steht, stand bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts, also auch noch zur Zeit

Friedrich's, ein kleines Marienkirchlein, „im finstern Wald" genannt. Da für dasselbe ein Ablaßbrief v. 1270 vorhanden ist, muß es schon damals geraume Zeit gestanden haben. An der jetzigen Kirche befindet sich die Jahrzahl 1506. Die Aussicht auf dem Platze vor der Kirche und unter der Linde in's Innthal und gegenüber auf das Stanserjoch ist von außerordentlicher Schönheit. Staffler S. 228.

[18]) Die älteste Handschrift eines in Tirol aufgeführten Bühnenstücks ist von 1518, es ist also wohl anzunehmen, daß auch früher schon solche oder ähnliche Aufführungen stattfanden. Näheres darüber, so wie über deren Beschaffenheit giebt Pichler: „Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol," Innsbr. 1850. Dieselben trugen manchmal einen ganz örtlichen Charakter, wie z. B. das Gais-Theidingen im Unterinnthal, wo ein Bauernbursch' den Richter spielte, und der Geishirt als Kläger Alles vorbrachte, was von den Dorfbewohnern während des Jahres Unanständiges oder Unsittliches geschehen war.

[19]) Die Legende erzählt Staffler a. a. O.

[20]) Do ich gedacht an prodemsê
ze stund tet mir der peutel wê
mit schilling ich das a b c
must lêren py der wyde.

Vermuthlich ein Haus „zur Weide", in welchem Oswald zu Constanz gewohnt. Ged. S. 38.

[21]) Die Sage erzählt noch jetzt auf Schloß Lebenberg von dieser Unthat des „Degen Fux". Wer das paradiesische Meraner Thal besucht, wird kaum das reizend gelegene und höchst anziehende Schloß Lebenberg übergehen, und mag sich dann von seinem geistlichen Besitzer, dem biedern Herrn Kirchlechner, bei dessen trefflichem „Flaschenwein" die alten Mären verkünden lassen. Auf der Terrasse am alten Thurme, vor sich die rothe Mendel und das Eden des Etschlandes, hören sie sich doppelt reizend an.

[22]) Die bedenkliche Stellung, in welcher Oswald von Anfang zwischen Friedrich, Sigmund und den Adelshäuptern stand, erörtert Weber S. 262, 285 und anderwärts.

[23]) Die Art, wie Friedrich verkleidet durch ein solches Spiel die Bauern für sich gewann, ist eine allgemein verbreitete Sage; geschichtlich nachweisbar ist sie natürlich nicht. Sinnacher in seiner Geschichte von Säben und Brixen verweist sie, so wie Alles, was über Friedel's heimliches Umherirren im Lande, über den Aufenthalt auf Rofen und andere Abenteuer verbreitet ist, in's Bereich der Fabel. Weber folgt ihm darin und sucht S. 292. u. f. zu zeigen, daß alle darauf hinzielenden Privilegien, z. B., daß Landeck das Recht hat, einen eigenen Vertreter zum Landtage zu senden u. s. w., theils unbegründet seien, theils aus früheren Zeiten stammen, und daß Friedrich schon 38 Tage nach seiner Flucht an der Spitze eines ansehnlichen Heeres gestanden habe. Das sei nicht möglich gewesen, wenn er in der Irre herumgegangen, also habe er wohl seine Zeit besser angewendet. Dabei ist nur vergessen, daß Weißbriach, Müllinen und die anderen Freunde während seiner Verborgenheit für ihn thätig sein und das Heer sammeln konnten, und daß er erst, als Alles vorbereitet war, mit einem Eclat in Landeck persönlich auftrat. Am meisten geniren den frommen Weber die vielen Liebesabenteuer des Herzogs, von denen er ihn, wie von anderen Anschuldigungen, gar zu gern weiß brennen möchte. Er schließt mit den Worten: „Er verdankt seinen Ruhm der kühnen Mannesthat und nicht romantischen Gefühlen." Ich bin anderer Ansicht: gerade die Romantik seines Lebens ist es, die ihn berühmt gemacht hat. Brandis und auch Hormayr erzählen die erwähnten Vorgänge als geschichtlich.

[24]) Die Anwendung dieser Waffenart bezeugt Weber S. 311.

[25]) Die Wirkung dieses Feuers beschreibt Oswald selbst in einem Siegesliede über den abgeschlagenen Sturm. Ged. S. 50.

Do hub sich ein gestober aus der glut
all nieder in die Kofel, das es alles plut
pantzer und armbrost, dorzu die eysenhut
die liessen sy uns zur letzte, dô burd wir freudenreich.

Die handtberch, die hutten und ander iz gezelt
das ward zu ainer aschen in dem obern veld;

und weiter:

das mangem ward gezogen ain spann lange niet
von ainen pfeil geflogen durch armbrosts gepiet.

Am Schlusse:

> Die Potzner, der riten und die von merân
> hafning, der melten, die zugen oben heran
> Sartner, Senesier, die fraidigen man
> die wollten uns vergnen, dô kamen wir davon.

Die erste Belagerung (um 1418) blieb erfolglos; Friedrich mußte abziehen — erst bei der späteren (um 1422) in Folge einer neuerlichen letzten Adelserhebung fiel die Burg durch Uebergabe.

26) Margarethe war mit Oswald auf dem Greifenstein. Ueber sein Leben mit ihr eine Stelle aus Weber S. 320. „Margarethe wußte sich trefflich in die Mißstimmung ihres Mannes zu fügen, mit jener Liebe, die eine verständige und gefühlvolle Frau in ganz eigenem Ueberflusse in der Seele trägt. Er erkannte selbst, daß er an ihr einen köstlichen Schatz habe und wenigstens einmal an jedem Tage heiter werde im Gefühle der gut getroffenen Wahl. Das Aufbrausen ihres Mannes verstand sie auf die liebevollste Weise zu dulden und zu dämpfen. Es sei im Grunde ein gutmüthig Ding, solch' ein Wolkensteiner Zorn, scherzte sie lächelnd." — Hauenstein war inzwischen ausgebrannt, konnte aber doch bald wieder hergestellt werden.

27) Diese That geschah wirklich, noch dazu in meuchlerischer Weise. Der Bürgermeister kam als Gesandter, wurde wohl bewirthet und bis zur Dunkelheit aufgehalten. Dann rief Starkenberg den Mathias Zelscher und zehn seiner Leute und trug ihnen auf, dem Bürgermeister aufzulauern und ihn über den Kogel hinabzuwerfen. Sein Schloßhauptmann Ortner warnte ihn, solche Mörderei wäre nicht gut, er aber erwiderte: „Ich mag ihm anderst nicht zupkhomen, Ich mag ihm khain Statt abgewinnen, Ich mupß ihm zupkhommen, wie ich mag," und die That wurde vollzogen. Darauf hin nahm Alles an dem Kriege Theil. — Brandis S. 155. Weber ist auch hier ungläubig und glaubt, die Thäter hätten nur die Schuld von sich auf den Abwesenden gewälzt. Er glaubt, sonst würde der Adel sich mehr gegen ihn betheiligt haben, der im nämlichen Jahre in Innsbruck die versöhnlichsten Gesinnungen gegen die Starkenberger gezeigt habe. Ist nicht auch die Annahme möglich, daß die trotzigen Dynasten ihn nicht fallen ließen, trotz des auf ihm liegenden Verdachts? Wenn es wäre, wie Weber sagt, würde dann wohl der von Brandis erwähnte Landkrieg gegen Greifenstein von den Ständen beschlossen worden sein?

[28]) Starkenberg war aus Greifenstein entkommen und soll sich in Baiern gezeigt haben, ist aber dann vollständig verschollen. Die Besatzung, ohne alle Kunde von ihrem Herrn, übergab daher die Veste bei der zweiten Belagerung. Weber 378.

[29]) Oswald's Gedichte S. 190.

Ach got, wer ich ain pilger (e)in
als ich vor zeiten ainer was
So walt ich zu den swestern mein
gar bruederlichen âne has
Vil abenteuer, neuer mer
bolt ich in lôsen
scharpff in das orichin ân gever
freuntlichen kôsen. Repetitio.
Zwey stabichin hett ich pald genaet
auf ainen Mantel, wie ich taet
darunter klosterlich verdraet
schôn als ain prueder
der seine swestern lieber suechte dann die mueder

etc.

[30]) Nachdem Papst Johann XXIII. abgesetzt war, wurde zur Wahl eines neuen Papstes geschritten, und das sog. Kaufhaus in Constanz in der beschriebenen Weise dazu eingerichtet. Vergeblich drangen der König, die deutsche und englische Nation darauf, daß vorher die Reform vorgenommen werden sollte; die Cardinäle wußten wohl, daß Sigmund, der schon ihre Verhaftung beschlossen hatte, nicht der Mann war, derlei Maßregeln durchzuführen. Die Franzosen und Spanier waren dagegen, weil sie das deutsche Uebergewicht fürchteten, und Aehnliches dachten die Italiener. Auch Gerson und d'Ailly verließen den König und behalfen sich damit, daß sie versprachen, für den Fall, daß der neue Papst die Reform verhindern sollte, gegen ihn zu stehen. Als der Bischof von Salisbury, Robert Hallam, starb, fielen auch die Engländer ab, und die Deutschen waren allein. Sie sahen wohl ein, daß sie unterliegen mußten, aber sie unterlagen rühmlich, und die dem Concil eingerichtete Denkschrift wird der deutschen Nation für alle Zeiten zur Ehre gereichen. Auch in ihren Reihen wurden aber Schwache gefunden; der Erzbischof Wallenrod von Riga und Bischof Abondi von Chur, bisher die eifrigsten Verfechter der Reform, wurden durch das Versprechen der Bisthümer Lüttich und Riga gewonnen, und so kam nur

die Auskunft zu Stande, daß fünf Punkte beschlossen wurden, welche für die Reform nach der Papstwahl maßgebend sein sollten. Man hatten den Deutschen auf Sigmund's Antrag die Zusicherung gegeben, das Concilium werde sich durch eine schriftliche Urkunde verpflichten, daß gleich nach der Wahl des Papstes, noch vor seiner Krönung und seinem Amtsantritt, die Reform vorgenommen werden solle — als die Deutschen nachgegeben hatten, wollten die Cardinäle nichts mehr davon wissen. — Wessenberg Bd. II. S. 183 u. ff; — Aschbach II. S. 267 u. ff.

[81]) Die Hausmannin konnte das Vorgefallene nicht verwinden. Dazu kam noch ein Familienzwist, da die Familie Jäger Erbansprüche an die Wolkensteiner und namentlich auf Schloß Hauenstein zu haben behauptete, worüber der Streit sich Decennien hinzog. Sie war daher gern bereit, als Werkzeug gegen ihn zu dienen, und lud ihn heimlich zu sich ein, indem sie an das frühere Verhältniß erinnerte und die Ausgleichung alles Zwistes hoffen ließ. Oswald war gutmüthig genug, zu kommen, indem er eine Wallfahrt vorgab. Daß er die Unselige nicht zu vergessen vermochte, mußte er schwer genug büßen: — gleichwohl war er so edel — oder so weichherzig, daß er nach Jahren bei der Nachricht ihres Todes in Thränen ausbrach, und daß ihr Liebesverhältniß mit Friedel ein Hauptgrund war, der ihm die Aussöhnung mit ihm schwer machte. In den Gedichten, worin er diese Hergänge erzählt, klagt er S. 61 selbst:

mit meines puelen freund must ich mich einen.

Er ward von zwei Brüdern Sabinens und einem Dritten überfallen und so mißhandelt, daß er an Krücken gehen mußte. Sabine legte ihm einen dreifingerbreiten Eisenring um den Hals und ließ ihm die Füße mit schweren Fesseln schränken und reiben. Fünf andere Eisenringe hemmten jede natürliche Bewegung: so hängte sie ihn die erste Nacht in einem Saale im Thurme Entiklar an einer Stange auf. Er singt S. 47

das prufft dich bol, dô mich der smertz
macht kerren an dem strange;
dó sy mir pfaiff der katzen lón
do dart ich ir der meuse dôn,
funf eysen hielten mich gar schôn
durch yren willen lange;

und etwas vorher:

des ward ich hubschlîch auff gedraet
mit fuessen an die stange.

Trotz Oswald's eigenen Angaben macht Weber, der unverbesserliche Schönfärber, den Versuch, Friedrich von der Liebschaft mit der Hausmannin zu reinigen, geräth aber natürlich mit sich selbst in Widerspruch. S. 355, 356 und 392.

[32]) Oswald sagt S. 117.

Gar waidelich tritt sie den firlifantzen,

eine damals übliche, graziöse Tanzart. Er braucht das Wort aber auch in etwas anderem Sinne und sagt von dem üppigen Grünen und Blühen der Bäume im Wehen der Frühlingsluft „firlafantz aller pame.“

[33]) Ir voglin smirbt eur rauhe kel
trett auff höher, singet hel
ir wilden tier, verneut ewr fel
hart welgt euch in den bluemlin gel
ir freulin, gailt euch sonder quel
pawr, reutt ain ander mel
das du den herbst wilt pachen;

und weiter unten:

Rayen, springen,
lauffen, ringen,
lât her bringen
klumpern, klingen,
mundlîn zbingen,
frolîch dringen
gên den freulin zart.
An verlangen
well wir prangen
in den sangen,
mit verhangen
laub die wangen,
mit ermlein umpfangen,
zunglîn zangen:
des freut sich mein part.

Gedicht S. 115.

[34]) Frei behandelt nach Oswald:

Mein hertz das ist versêrt
und giftiglîchen wunt
mit ainem scharffen swert
zbir durch dis an den grundt.
und lebt kain arzt auff erd, der mich verhailen kan
nur ain Mensch, das mir den schaden hat getân.

S. 189 u. f.

[35]) Als Oswald's Vergewaltigung ruchbar wurde, nahmen seine Brüder und einige Freunde einen der vertrautesten des Herzogs, den Probst Millauner, von der Straße weg und warfen ihn in das Schloß Aichach und drohten, ihn gefangen zu halten, bis Oswald frei sei. Friedrich mußte einschreiten, versprach auch, Oswald auf Troßburg zu stellen: als er aber an ihn abgeliefert war, hielt er nicht Wort, sondern führte ihn als Gefangenen nach Innsbruck (1421). Oswald's Bruder erklärte ihm dafür offene Fehde, weil er „Oswald mit Huren und Buben in die Falle gelockt." Auch König Sigmund schrieb Drohbriefe, und so mußte der Herzog sich bequemen, ihn frei zu geben (1422). Oswald verließ hierauf Tirol und ging zum König, für den Adel gegen Friedrich zu wirken: als er sich später wieder in's Land schleichen wollte, wurde er bei Wasserburg am Bodensee von Friedrich's Spähern erkannt, gefangen genommen und in sehr unritterlicher Weise nach Vellenberg bei Axams im Unterinnthal geschleppt. Beide Gefangenschaften sind hier in eine verschmolzen. Weber S. 357 u. f., 387 u. f.

[36]) Sobald der neue Papst gewählt war, und Sigmund etwas freie Hand bekam, gedachte er, Herzog Friedrich zu bekriegen und mit Gewalt wie früher zu unterwerfen. Um den Schein der Parteilichkeit, die man ihm Schuld gab, abzuwenden, berief er ein Fürstengericht nach Constanz, das unter dem Vorsitze des Kurfürsten von Brandenburg sein Verfahren gegen den Herzog gut hieß. Die Reichsglieder wurden neuerdings zum Kriege aufgeboten, es kam aber nicht dazu, weil der neue Papst Martin V. (ein früherer Anhänger Johann's) sich sehr warm für Friedrich verwendete, und auch die deutschen Fürsten es nicht gern sahen, daß an einem von ihnen ein solches Exempel königlicher Reichsgewalt statuirt werde. So kam es zu Unterhandlungen, erst zu Mersburg, dann zu Ueberlingen, und schließlich zur Versöhnung, bei welcher der Herzog schlimm wegkam. Erhielt

er auch im Wesentlichen seine Lande wieder, so blieb doch das Aargau und manche schöne, inzwischen reichsunmittelbar gewordene Stadt verloren. Windeck, Sigmund's Biograph, sagt: „In ein Jungfrowen Closter do teidnigt man wol vierzehn tage, doch zuleze muste der Herzog des Königs willen tun und muste sich verschreiben einliff artigkel, daß so nye ein fürste sich so sere verbant noch verschriben hat und muste sich dazu geben Sibenzig tausend rheinischer Gulden." — Aschbach a. a. O. 341 u. f.; — Brandis 132.

[37]) Als Friedrich nach Tirol zurückgekommen, hatte er sich beeilt, seiner Verpflichtung gemäß, den Bischof von Trient aufzufordern, in sein Bisthum zurückzukommen, und hatte ihm dazu sicheres Geleit' gegeben. Der Bischof kam, aber die Bürger wollten ihn nicht einlassen und mußten durch Androhung der Reichsacht dazu gezwungen werden. Die Unversöhnlichkeit des Bischofs brachte es aber bald dahin, daß die Fehde mit dem Herzog wieder ausbrach; Spaur und Lodron standen auf bischöflicher, Venedig auf herzoglicher Seite. Der Krieg wurde mit wechselndem Glücke geführt, als des Bischofs Tod Allem ein Ende machte; denn der neue Bischof, Johann von Isnina, war ein Anhänger Friedrich's. Brandis S. 136 u. f.

[38]) Bis zur Stunde sieht das fromme Landvolk den bösen „Degen Fux" auf feurigem Pferde seinen nächtlichen Umritt um Lebenberg und den See auf dem Vigili-Joche halten.

[39]) Ueber die Trachten vergl. Schmidl, „Das Kaiserthum Oesterreich" I. Band, Stuttgart 1837, S. 26. — Daß Friedrich zum Beweise, wie er seine „leere Tasche" wieder gefüllt, ein kleines Dach an seiner Burg vergolden ließ, ist bekannt: noch bestehend, ist es, so zu sagen, das Wahrzeichen von Innsbruck. Er hatte aber seine Tasche wirklich gefüllt und hinterließ für jene Zeit ganz außerordentliche Schätze. Brandis S. 191 führt auf: 69 Mark goldenes Geschmeide, 127 Mark Silbergeräth, 46 Ctr. Silber in kleinen Fässern, allerlei kostbare Edelsteine und unverarbeitetes Gold, in Baarem 14,500 Ducaten und 54,500 rheinische Gulden. Dreißig Jahre vorher war er genöthigt gewesen, an zwei Baseler „seinen perlin rokh, genennt mit geprochen Redern, Strawssen federn und Netzen für 1800 guldin Ducaten zu rechten Pfand" zu geben.

[40]) S. ob. Anm. 36. — Von Allem, was Sigismund gewollt, war nur das Eine, die Beseitigung der Kirchenspaltung, erreicht, allerdings ein nicht gering anzuschlagendes Werk. Daß er für das Reich nichts ausrichtete, war nach Aschbach's Zeugniß (a. a. O.) nicht seine Schuld. „Die Selbstsucht der Fürsten, ihr gänzliches Abschließen von dem gemeinsamen Vaterlande, ihre Eifersucht gegen die Städte machte sie taub und unzugänglich gegen jede Verbesserung, gegen jede neue Einrichtung, welche irgend ein Opfer oder Zugeständniß von ihrer Seite zu erheischen schien.“ — Die Reform war so gut wie unterblieben; nach der Wahl hatte man keine Lust mehr dazu, und betrieb über Hals und Kopf den Schluß des Concils. Die Hauptbeschwerdepuncte waren gewesen: die ausschließliche Besetzung der Cardinalstellen durch Italiener, die Vorbehalte, wodurch die Besetzung von Bisthümern immer mehr in die Hände der Päpste kam; die Annaten, Jahresgebühren, welche die Bischöfe nach Rom zahlen mußten; die Berufungen nach Rom; der Handel mit Dispensen und Ablässen u. s. w. Die Deutschen legten einen förmlichen Entwurf vor, den Martin V., wenn auch mit vielen Beschränkungen, billigte. Die anderen Nationen konnten sich darüber nicht einigen es gelang, Eifersucht und Zwiespalt unter ihnen zu erregen, und so kam das Anerbieten des Papstes, gesonderte Concordate abzuschließen, gelegen. Alles war kümmerlich und verclausulirt; die Beschlüsse des vorberathenden Reformcollegiums über Landesordnung und Enthaltsamkeit der Geistlichkeit wurden gar nicht zur Berathung gezogen. Cardinal Zabarella erklärte die Priesterehe als einzige Abhilfe, Gerson war entgegen, stellte aber die Ansicht auf, die Enthaltsamkeit, welche der Priester gelobe, beziehe sich nur auf die Unterlassung der Ehe; wer sich daher nicht verehliche, breche sein Gelübde nicht, so schwer er auch sonst sündige. Gerson war eines der ersten, wichtigsten und gelehrtesten Häupter des Concils. Siehe Bischof Wessenberg a. a. O. S. 194 bis 230.

[41]) Er that das wirklich. Windeck erzählt: „Des Tags also er verscheiden sollt, do hieß er sich anlegen wie einen romischen kaiser des morgens mit seinen alten Episteler Rock und Evangelier Rock, sein Chorkappen, sein kaiserlicher Cron und horte die Messe. Und nach der Messe ließ er sich wieder austun und sprach: Nu tut mich an also mon mich begraben wil. Das tet mon. Also saß er auf einem Stule und verschide.“

[42]) Die Königin trieb ihre Ausschweifungen später so weit, daß Sigmund sie verstieß und nach Preßburg in die Verbannung schickte. „Und man hielt sie gar ermlich, si und ir tochter und alle ir Jungfrawen, daß sie alle krank wurden: wenn es geschah, mannig male daß sie zu tische sassen, daß sie weder brot noch wein auf dem tische hatten und lis sie gen in ihren cleidern, daß sie lusig und unrein warent wenn sie musten ligen wo sie gingent.“ Als er nach Ungarn kam, that sie ihm einen Fußfall, er konnte den Thränen der schönen Frau nicht widerstehen und nahm sie wieder auf. Aschbach Bd. II. S. 398.

[43]) Weber a. a. O. S. 384 nach alten Urkunden.

[44]) Johann wurde zuerst auf das Schloß Gottlieben gebracht, wo auch Huß gefangen saß. Dann ward er dem Pfalzgrafen Ludwig übergeben und in Heidelberg in anständiger Gefangenschaft gehalten, worin er sich mit poetischen Versuchen beschäftigte. Er hatte einsehen gelernt, daß er des päpstlichen Stuhls unwürdig war, und sagte, er sei nur dem Namen nach Papst, den Sitten nach aber stets ein Verkehrter gewesen. Viele seiner Anhänger, darunter der Erzbischof von Mainz, dann Cosimo Medici, dachten, ihn zu befreien und dadurch das Schisma zu erneuern: er ließ sich aber nicht darauf ein, und als er dem Pfalzgrafen seine Freiheit um 50,000 Ducaten abgekauft hatte, hielt er sich in Italien bei Freunden verborgen. Da man ihm nachstellte und ernstlich die Erneuerung des Schisma fürchtete, erschien er plötzlich freiwillig in Florenz vor Martin V. und begrüßte ihn als das einzig rechtmäßige Kirchenoberhaupt. „Als er ankam,“ heißt es bei Aretino, „kam die ganze Stadt ihm entgegen, in Thränen ergossen, und sah mit unglaublichem Mitleiden den von solcher Höhe und Würde in solches Unglück gestürzten Mann. Er selbst schritt in erbarmungswürdiger Kleidung einher.“ Martin V. erhob ihn zum Cardinalbischof von Frascati, aber er starb (am gebrochenen Herzen, sagt Wessenberg) und starb arm. Wessenberg S. 264; — Aschbach S. 92.

[45]) Diese merkwürdige Urkunde ist abgedruckt bei Seel, Gesch. v. Tirol Bd. :: S. 59 und beginnt: „Wir Friedrich von Gottes Gnaden bekennen, daß wir und unser getreuwe Hans Wilhelm von Müllinen, genannt Truckſäß, unser Kamrer ain solche Beredung und Taiding mit einander gethan haben.“ Der Inhalt ist eine gegenseitige Erbeinsetzung, won..ch der Ueber-

lebende aus dem Rücklaß des zuerst Verstorbenen innerhalb 2 Monaten tausend Gulden rheinisch erhalten soll.

46) Oswald war im Kerker übel behandelt worden, was er launig genug besungen hat, S. 58 u. f. Viele waren gegen seine Freilassung, Manche sprachen sogar von Todesstrafe; Andere baten für ihn. Er sagt:

— freunt und gesste
die pâten all mit rechter gier
den fursten rich, durchleuchtig hochgeboren
damit er wer genedig mir
un taet kain gaech in seinem ersten zoren
er sprach: ja werden solich leut
von pomen nit geporen

und weiter:

Da sprach der herr aus zornes wân
gên seinen reten gar ân als verdriessen:
wie lang sol ich in liegen lân
kund ir die taiding nymmer mer besliessen?
Was hilfft mich nu sein trauern da
mein zeit getraut ich wol mit ihn vertreiben,
wir muessen singen fâ sôe lâ
und tichten hoflich von den schönen weyben
pald ist die urphed uit berait
se lat sy kûrzlich schreiben.

Den Antheil, welchen die Dichtung Margarethen an der Befreiung giebt, hatte sie in Wirklichkeit nicht. Sie war aus Gram in Schwindsucht verfallen und gestorben; als Oswald auf den Hauenstein kam, fand er sie nicht mehr. — Weber 393.

47) Wer dieser Gefangene war, ist nicht zu ermitteln. Oswald erzählt: 62:

Do patt ich in ân allen hass
for meinen frewnd, der ist für war ein freye
der newnthalp jar gelegen was
gevangen in des edlen fuersten kreyge.
er sprach: nu fuer in mit dir haim 2c.

48) Hormayr a. a. O. S. 249 erzählt, eine Rosener Hirtin sei nach Friedrich's Scheiden aus Liebe zu ihm gestorben. —

Anna von Braunschweig war eine treffliche, ebenso schöne als liebenswürdige Fürstin, nach Windeck „ain hubsche blasse suberliche fraw.“ Brandis S. 192. Sie starb 1432, Friedrich 1439. Oswald selbst im Greisen-Alter 1445 auf Hauenstein. Er ist zu Brixen im Neustift begraben; ein schöner Grabstein (jetzt wieder aufgefunden) stellt ihn als Kreuzfahrer dar, die Pfauenkrone auf dem Helme; der Schwan neben ihm soll wohl an die geliebte Margarethe von Schwangau erinnern. Ueber seine letzten Tage siehe Weber 395 u. f.

Druck von G. Reusche in Leipzig.

Anna von Braunschweig war eine treffliche, ebenso schöne als liebenswürdige Fürstin, nach Windeck „ain hubsche blasse suberliche fraw." Brandis S. 192. Sie starb 1432, Friedrich 1439. Oswald selbst im Greisen-Alter 1445 auf Hauenstein. Er ist zu Brixen im Neustift begraben; ein schöner Grabstein (jetzt wieder aufgefunden) stellt ihn als Kreuzfahrer dar, die Pfauenkrone auf dem Helme; der Schwan neben ihm soll wohl an die geliebte Margarethe von Schwangau erinnern. Ueber seine letzten Tage siehe Weber 395 u. f.

Druck von G. Reusche in Leipzig.